Landesbibliothek
Coburg

D. III. 9.

2309
B.

38

Coburger
Landes-
Bücherei

LB
Coburg

Ghendonckx del. Geyser sc.

# Karl Weissenfeld.

---

## Zweiter und lezter Theil.

---

Coburger
Landes-
Bücherei

Mit Kupfern.

---

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1779.

Landesbibliothek
Coburg

Da ich von dem Grundsaz des alten Griechen fest überzeugt bin, daß ein grosses Buch ein grosses Uebel sey, so habe ich die Geschichte Karl Weissenfelds lieber mit diesem Bande schliessen, als noch einen dritten hinzufügen wollen: damit ich demjenigen Theil meiner Leser, welchen das Buch nicht gefällt, nicht die Unkosten verursache, sich von einem ihm nicht angenehmen Buch, nur um es vollständig zu haben, noch einen dritten Band anzuschaffen. Karl Weissenfeld hat freylich seit dem Jahre 1763 noch mancherley Schicksale gehabt; für diejenigen, welche diese auch wissen möchten, wird der Ueberrest seiner Geschichte, in einem besondern Bande, und unter einem andern Titel erscheinen: welches um so mehr nöthig war, theils damit der erstgedachte Zweck erreicht würde, theils weil in seine übrige Geschichte verschiedene andere Personen verwickelt sind, die da-

bey Hauptrollen spielen. Wegen verschiedener unangenehmer Druckfehler, sowohl in eignen Namen, als besonders in der häufigen Verwechselung des dem und den, die durch die Entfernung des Druckorts fast unvermeidlich waren, bitte ich um Nachsicht. Ich habe das Vertrauen, daß billige Leser mir dieselben nicht als Sprachfehler anrechnen werden. Uebrigens würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich nur wüßte, daß zwey oder drey junge Leute durch die in dieser Geschichte aufgestellten Beyspiele wären gebessert, oder von Ausschweifung zurückgehalten worden.

Geschrieben am 28 August 1779.

# Karl Weissenfeld.

---

## Zweyter Band.

Der Hofrath Weissenfeld wurde durch den Brief seiner Schwägerinn in die äusserste Unruhe gesetzt; welche um so viel grösser war, da er sich ganz allein befand, von seiner Frau, seit ihrer Abreise, so wie von seinen Kindern, nicht das geringste gehört hatte, und eben damals von der Hypochondrie erschrecklich geplagt wurde; ein Uebel, das entweder Leuten von einer so lebhaften Einbildungskraft, wie er hatte, allein eigen ist, oder sich doch gewiß bey ihnen in einem weit stärkern Grade, als bey andern Menschen findet; und wodurch die, welche mit ihnen umgehn, beynahe eben so sehr als sie selbst gequält, auch wohl zuweilen zu Unbilligkeiten gegen sie veranlaßt werden. Er war vermöge desselben ohnehin zur übertriebensten Aengstlichkeit, und aus jedem noch so geringfügigen Umstand Ombrage zu schöpfen geneigt: so daß er auch Dinge, die an sich, oder doch unter den Umständen unmöglich waren, für möglich hielt, und befürchtete. War nur ein Funke aus seiner Pfeife zur Erde gefallen, und hatte

er auch gleich auf der Stelle, wie seine Gewonheit war, ein halb Glaß voll Wasser darüber gegossen, so konnte er doch in der Nacht nicht dafür schlafen; sondern stand um Mitternacht wieder auf, setzte sich eine halbe Stunde lang auf der Stelle hin, wo das vermeynte Unglück geschehen könnte, und legte sich nachher gleichwohl eben so unruhig wieder zu Bette als er aufgestanden war. Wenn er auf der Strasse gieng, so glaubte er, jeden Augenblick von herunterfallenden Ziegeln erschlagen zu werden; und daß er dieserwegen beständig die Mitte der Strasse zum Gehn erwählte, konnte seine Furcht wenig mildern. War er in der Kirche, so fürchtete er jedesmal das Brechen einer über ihm befindlichen Emporkirche, oder den Einsturz des Gewölbes, und war dieserwegen mit dem Organisten allemal sehr übel zufrieden, wenn dieser die Orgel etwas stark anzog, und zu Hause nichts geringers als Feuersbrunst oder Erdbeben. Der geringste Knall ließ ihn vermuthen, die Feinde hätten Magdeburg schon eingeschlossen, wenn ihm gleich die Zeitungen, die er fleissig las, sagten, daß sie weit genug davon wären. Hörte er irgendwo von einem Banquerout, so erklärte er schon seine ausstehenden Kapitalien mit der positivesten Gewißheit ebenfalls für verloren, wenn gleich gar kein An-

schein dazu vorhanden war. Dieser traurige Zustand, war seit der Abreise seiner Frau, da er mehr Gelegenheit hatte, sich seinen Grillen zu überlassen, um ein sehr merkliches schlimmer geworden, zumal da er sich beständig mit den fürchterlichsten Bildern, die seine Einbildungskraft nur immer ausmahlen konnte, von dem Schicksal seiner Frau und seiner beyden ungerathenen Kinder unterhielt. So verschieden auch jedes dieser Bilder von dem andern war, ja so sehr sie zuweilen mit einander im Widerspruch standen, so hielt er doch, vermöge der ihm eignen Disposition, alle seine Meynungen für soviel Gewisheiten anzusehn, diese Geschöpfe seiner Einbildungskraft für lauter historische Wahrheiten. Zu dieser übeln Laune, worin er sich also befand, kam der vorhin erwähnte Brief, der ihn vollends zur Verzweifelung brachte, und in einen Zustand versetzte, der seine Freunde, die ihn, so unangenehm auch seine Gesellschaft war, doch zuweilen theils aus Freundschaft, theils aus andern Absichten besuchten, für ihn sehr besorgt machte. Mitten in der Gesellschaft gieng er für sich allein in der Stube auf und nieder, sprach für sich selbst, schüttelte den Kopf, und stieß einen tiefen Seufzer über den andern aus. Wenn man ihn in dem Zirkel seiner Gedanken zu stören, und auf andre Dinge zu bringen suchte,

so antwortete er gemeiniglich verkehrt, und am häufigsten sagte er statt aller Antwort: ach ich bin der unglückseligste Mensch unter der Sonne: ich muß nächstens meinem Leben ein Ende machen, weil ich eher das Ende meines Leidens nicht absehn kann. Alle Trostgründe, die seine Freunde ihm vorstellten, waren deswegen vergebens verschwendet, weil sie die eigentliche Quelle seiner Unruhe nicht genug kannten, und ihr Trost sich nur auf das was wirklich mit seiner Familie vorgefallen, beziehen konnte, nicht aber auf das was der Hofrath sich noch weiter davon vorstellte, und in Petto behielt. So fürchterlich indessen auch seine Aeusserungen schienen, so viel er von Erschiessen, Erstechen und Ersäufen sprach, so war doch im Grunde dergleichen bey ihm nicht zu befürchten; nicht als wenn seine Hypochondrie nicht stark genug gewesen wäre, ihn zu einer Extremität zu bringen, die mehr als irgend eine andre unser Mitleid, und Behutsamkeit im Verurtheilen auffordert, sondern weil er sich Hiobs Bild sehr lebhaft eingedrückt hatte, und ausserordentlich viel Aehnlichkeit zwischen diesem und sich zu finden glaubte; und wollte er diese Aehnlichkeit beybehalten, so verstand sichs von selbst, daß er sich kein Leid zufügen muste.

Nach dem der erste Sturm, den der Brief der Kammerräthinn bey ihm erregte, sich etwas

gelegt hatte, setzte er sich hin, und schrieb einen Brief an seinen Schwager Peemüller, und bat ihn, sobald als möglich nach Magdeburg zu kommen, damit sie sich beyde über Julius Tod, wie er sich auszudrücken beliebte, trösten möchten. Der arme Pastor wurde durch diesen Brief, worin ihm so ohne alle Vorbereitung der Verlust seines liebsten Neffen gemeldet wurde, in Schrecken gebracht, der nicht geringer war, als seine Betrübniß. Es war Freytag Abend, und Peemüller traute sich nicht Kraft und Fassung genug zu, am nächsten Sonntag predigen zu können: er schickte also seinen Knecht noch denselben Abend nach einem benachbarten Dorfe, und ließ einen dortigen Kandidaten ansprechen; und auf erhaltne Zusage ließ er den Küster zu sich kommen, sagte ihm, daß morgen keine Beichte seyn würde, und schärfte ihm nachdrücklich ein, ja auf alles Acht zu haben, und sich die Gesänge fein früh geben zu lassen, damit nichts versehn würde. Am Sonnabend früh um 3 Uhr ließ er anspannen, und fuhr gerade nach Magdeburg. Sein Herz wurde durch eben den Brief, der ihn, ohne vorher den Brief des Hofraths gelesen zu haben, in die äusserste Unruhe würde versetzt haben, merklich erleichtert, da er daraus sahe, daß noch Hofnung vorhanden, und die Umstände nicht so schlimm wären,

als sie der Hofrath geschildert hatte. Den Tag darauf traf ein Brief von Julius ein, der aller Besorgniß ein Ende machte, obgleich der Hofrath anfänglich seinen Augen nicht recht traute, sondern den Gedanken äusserte, der Brief könnte wohl von einem guten Freunde aus Mitleid untergeschoben seyn. Wie wenig dieser Verdacht gegründet war, mag man aus dem Briefe selbst urtheilen.

*

Stralsund, den 26sten Jun. 1759.

Lieber Vater!

Nach verschiednen Widerwärtigkeiten bin ich, Gottlob! gestern hier gesund und wohlbehalten angelangt, und da ich von meiner Tante erfahre, daß sie Ihnen mein Ausbleiben gemeldet, und ich wohl vermuthen kann, daß Sie grosse Unruhe darüber haben werden, so mußte ich es keinen Augenblick aufschieben, Ihnen von meinem Wohlbefinden Nachricht zu geben. Ich traf, wie ich versprochen hatte, wirklich am 12ten dieses zu Demmin ein, fand aber zum Unglück zwey Regimenter Schweden da, die auf dem Marsch ins Preussische Pommern begriffen waren, und nicht allein Pferde und Wagen meines Onkels zu ihrem Behuf mitnahmen, sondern auch

mich selbst, weil sie mich für verdächtig hielten, nöthigten, sie nach Ferdinandshof zu begleiten. Nach einem achttägigen Aufenthalt zu Ferdinandshof mußte ich mit nach Paserwalk. Hier hatte ich endlich das Glück vor den General Lantingshausen gelassen zu werden, der mir nach einem scharfen Examen Erlaubniß gab, zu reisen wohin ich wollte. Ich habe meinen theuren unschätzbaren Onkel, meinen ewig unvergeßlichen Wohlthäter sehr schwach und elend gefunden, und ich fürchte leider mehr als zu sehr, daß er kaum noch einige Tage leben werde. Da mir die Pflichten die ich ihm schuldig bin, viel zu heilig und theuer sind, als daß ich das geringste sie zu erfüllen fehlen lassen sollte, so werden Sie, bester Vater, mir erlauben so lange hier zu bleiben, bis es sich auf eine oder die andre Art mit ihm ändert. Sobald ich hier meine Pflicht erfüllt habe, werde ich wieder in Ihre Arme und zu meinem Studiren eilen. Jezt bin ich zu zerstreut und betrübt, als daß ich mehr schreiben könnte; erlauben Sie also, daß ich schliesse, und nach vielmaligen Empfehlungen von meinem armen kranken Onkel und seiner guten Gattinn mich nenne

Ihren
gehorsamsten Sohn
Julius Weissenfeld.

*

Mit dem Kammerrath ward es indessen von Tag zu Tage schlimmer; er ward immer mehr davon überzeugt, daß er von diesem Lager nicht wieder aufstehn würde, und ließ daher, als er die Herannäherung seines Endes deutlicher spürte, Juliussen öfters zu sich rufen, und unterhielt sich mit ihm vom zukünftigen Leben, und dem Zustand der Seele nach dem Tode. Hast du Plato's Phädon gelesen? sagte er an einem Morgen wenig Tage vor seinem Tode zu ihm. Aber ich merke, ich werde schon schwach, daß ich dir diese Frage vorlege: Du, ein enthusiastischer Freund der Griechen solltest eins der schönsten Stücke nicht gelesen haben, was in dieser Sprache geschrieben ist? — Ja lieber Onkel, ich habe ihn vor einem Jahre gelesen, und werde ihn, sobald ich Herrn Fischers Ausgabe habe, die in dieser Michaelismesse erscheinen wird, noch einmal lesen. Nach den Aushängebogen, die ich davon gesehen habe, zu urtheilen, wird, zur Erklärung freylich wohl nicht viel darin geschehn, indessen hoffe ich dafür einen sehr richtigen Text, da Herr Fischer in der Genauigkeit so weit geht, daß er ein πρως für προς unter den Varianten bemerkt. — — Du hast nur immer mit Varianten und richtigem Text zu thun,

unterbrach ihn der Kammerrath, ich verzeih es dir gern, weil es deine Lieblingssache ist: aber für mich ist das jezt zu trocken. Du hast also den Phädon gelesen? — Ja lieber Onkel. — Da steht mein Plato, nimm ihn, und wenn dir eine oder die andre Stelle vorkommt, die dir gefällt, und Beziehung auf einen Menschen hat, der bald aus der Welt gehn will, so lies sie mir vor. Julius gehorchte und las: „Es kommt mir vor, als wenn der Körper meine Vernunft bey der Untersuchung des Wahren gleich einem Nebenwege von der Bahn abzöge. Daher, so lange wir den Körper haben, und unsre Seele mit so einem Uebel behaftet ist, wir niemals das Ziel unsrer Wünsche, die Wahrheit ganz erreichen werden. Denn tausenderley Zerstreuungen verursacht uns der Körper schon dadurch, daß wir dahin bemüht seyn müssen, ihm die unentbehrliche Nahrung zu verschaffen. Wenn vollends noch Krankheiten dazu kommen, wie hindern uns die nicht an der Untersuchung der Wahrheit? und überhaupt mit welchen Neigungen und Begierden, Furcht und allerley Schreckbildern und Possen, erfüllt nicht der Körper unsre Seele? Ja Krieg, und Empörung und Schlachten haben keine andre Ursache, als den Körper und seine Begierden. Denn alle Kriege entstehn über den Erwerb eines Be-

sitzthums; und Besitzthümer zu erwerben, nö-thigt uns blos der Körper, wenn wir für seine Pflege sorgen wollen. Und wenn er uns am Ende auch einige Muße läßt, und wir nun anfangen wollen, die Wahrheit zu erforschen, so kommt er gleich wieder mit seinen Störungen dazwischen, und macht uns soviel Geräusch und Unruhe, daß wir seinetwegen die Wahrheit nicht sehn können. Da liegt uns also klar genug am Tage, daß wenn wir je etwas richtig einsehn wollen, wir den Körper verlassen, und mit der Seele allein die Dinge betrachten müssen. Nur dann also, wenn wir nemlich gestorben sind, können wir die wahre Weisheit, die wir wünschen und suchen, erlangen, so lange wir aber leben, keineswegs. „ Das ist alles recht gut, unterbrach ihn der Kammerrath, man kann dadurch sich über die Trennung vom Körper einigermassen trösten; man könnte sie auch wohl wünschen, wenn nur mehr Beruhigung über unser künftiges Schicksal dabey wäre. Ich habe ehemals auf ähnliche Art gedacht, und bin zuweilen mit meinem Körper sehr unzufrieden gewesen; ja ich würde mich seiner in einem gewissen Enthusiasmus entledigt haben, wenn ich nicht so stark davon überzeugt gewesen wäre, daß man, wie Sokrates sagt, so lange auf seinem Posten bleiben müßte, bis uns Gott davon abruft. Aber

wenn ich hernach wieder überlegte, daß uns Gott so viel erlaubte Freuden durch den Körper geniessen läßt, daß wir alle unsre Begriffe durch ihn einsammeln, daß wir durch ihn mit Gottes schöner Körperwelt in Verbindung stehn, und sie durch seine Sinne kennen lernen, so schämte ich mich der Unzufriedenheit und des Widerwillens, den ich gegen ihn gefaßt hatte. Indessen besser ist besser; sollte ich nun meine Bestimmung im Körper erfüllt haben, und seiner dazu nicht weiter brauchen, so sehe ich es für ein wirkliches grosses Glück an, von ihm getrennt in Gottes Reich fortzuleben, und mit mehrerer Leichtigkeit auf den Grund im Erkennen des Wahren, den ich im Körper gelegt habe, weiter fortzubauen. Allein Julius, so schäzbar es auch ist, daß der Tod meinen Gesichtskreis erweitert, und mich in den Stand setzt, den Unendlichen von unzählbaren Seiten mehr kennen zu lernen; so dünkt mich doch, daß noch etwas mehr dazu gehöre nach dem Tode glücklich zu seyn, als grosse Erkenntniß, und reiche Gelegenheit sie zu erweitern. Denke dir den grösten Gelehrten hier auf der Welt; meynst du nicht, daß er wohl bey aller seiner Gelehrsamkeit ein Menschenfeind seyn könne? und wenn er das ist, wird ihn dann wohl einer lieben? und wird ihm wohl sein allgemeiner Wi-

derwille gegen andre mit dem Bewußtseyn verbunden, daß niemand ihn liebt, einen Augenblick, bey aller seiner Gelehrsamkeit, Gemüthsruhe und Zufriedenheit verstatten? Unmöglich, erwiederte Julius: ein Menschenfeind kann nie zufrieden und also auch nie glücklich seyn. Daß auch das Wohlwollen andrer gegen uns, und ihr Beyfall einen wesentlichen Theil unsers Glücks ausmache, dächte ich, könnte man schon daraus sehn, weil wir so sehnlich darnach streben, und vor allen andern nach dem Beyfall der Weisen und Guten. Ist dies richtig, so ist ohne den Beyfall des gütigsten und weisesten Wesens, ohne das Bewußtseyn von demselben geliebt zu werden, gewiß gar kein Glück möglich. Und wenn wir uns nun dessen einmal nach dem Tode nicht bewußt wären, würde uns da alle Erkenntniß des Wahren glücklich machen können? würde sie uns nicht auch zugleich unsern Zustand, und das Verhältniß worin wir mit Gott stehen, deutlicher einsehen lassen, und uns also noch unglücklicher machen, als wir bey geringerer Einsicht seyn würden? würde sie nicht offenbar unsre Unzufriedenheit mit uns selbst vergrössern? Freylich, versetzte Julius, muß wohl unser Herz und Gewissen die vornehmste Quelle unsrer eigentlichen Glückseligkeit seyn: Denn sonst — laß uns nicht auf etwas anders

kommen, unterbrach ihn der Kammerath, sags mir nur, haben Sokrates und Plato viel von der Empfindung eines allgemeinen Wohlwollens, und dem Bewustseyn Gottes Beyfall zu haben, als den haupsächlichsten Theil, oder die Grundlage aller unsrer Glückseligkeit, in diesem und dem zukünftigen Leben gesagt? — O ja, versetzte Julius, hin und wieder kommt auch etwas davon vor. — nun lies nur. — Zum Exempel, wenn Sokrates sagt: „wenn ich nicht hinzukommen glaubte, einmal zu den Göttern, und fürs andre zu andern verstorbnen weisen und guten Menschen, die besser als die jeztlebenden sind, so würde ich unrecht thun, wenn ich über den Tod nicht mißvergnügt wäre. So aber wißt, daß ich zu guten Menschen zu kommen hoffe. Wiewohl ich dies nicht mit völliger Gewißheit behaupten will. Aber daß ich zu den Göttern, unsern gütigsten Beherrschern kommen werde, getraue ich mich so sehr, als je etwas dieser Art, mit Gewißheit zu behaupten. Daher ist mir der Tod nicht wie andern unangenehm, sondern ich bin voll guter Hofnung, daß auch den Verstorbnen noch etwas übrig seyn werde, und zwar daß die Guten ein weit beßres Schicksal haben werden als die Bösen. „ Der Mann, versetzte der Kammerrath, hat nach dem wenigen Licht, was er hatte, ganz vortreflich

gesprochen; wiewohl mir das nicht so ganz gefällt, daß er bey diesem Licht noch immer von Göttern in der mehrern Zahl spricht. — Er spricht auch oft von Gott, als von Einem, sagte Julius. — Ich weiß es wohl, fuhr der Kammerrath fort; aber, mein lieber Julius, so schön auch die Aussichten des Mannes sind, so sehr seine Vorstellung von seinem künftigen Schicksal hinreissen und entzücken kann; so fehlt mir doch immer eine gewisse beruhigende Ueberzeugung dabey, die ich empfinde, wenn ich ein Bibelbuch lese; Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; und, das ist das ewige Leben, daß sie dich den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen; und, meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und es ist noch nicht erschienen was wir seyn werden; wir wissen aber, wenn es sich zeigen wird, daß wir ihm ähnlich seyn werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist; und, selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Hier wird mir alles mit so vieler Gewißheit versprochen, und mein Herz empfindet bey der Zuversichtlichkeit, womit diese Verheissungen geschehn, so viel Ueberzeugung von der Göttlichkeit der:

selben, daß ich mich ganz beruhigt fühle, und alle Ungewißheit über mein künftiges Schicksal zerstreut sehe. Da, lege den Plato weg, und lies mir den ersten Brief Johannis vor; ich glaube, wir werden uns über den Inhalt desselben fruchtbarer unterhalten können. Ich glaube nicht, daß Sokrates, so schön ihn Plato immer sprechen läßt, so herrliche Empfindungen gehabt habe, als mir dieser Brief immer verursacht hat. — Aber sie werden doch deswegen den guten Sokrates nicht verdammen wollen? — Mein bester Julius, bald möchte ich dir antworten, wie Menelaus dem Eterneus. Du kennst mich nun so lange, und kannst noch so eine Frage an mich thun? Ich bin in meinem ganzen Leben von Neid, in dieser seiner schrecklichsten Gestalt, frey gewesen, daß ich andern meiner Mitmenschen, die das Glück ohne ihr Verschulden nicht hatten, Jesum zu kennen, und gleichwohl vielleicht ein besseres Herz hatten, und beßre Christen würden geworden seyn als ich, das Glück des ewigen Lebens nicht gegönnt hätte; und sollte am Rande des Grabes, mit unerhörtem Stolz, mit einer Grausamkeit, wobey ich mir keines Funkens von Menschenliebe bewust seyn könnte, das Verdammungsurtheil über einen Mann sprechen, den ich für einen Die-

ner Gottes, für einen Vorläufer Christi unter den Heiden halte? — — Verzeihen sie, mein liebster Onkel, erwiederte Julius, wenn ich ihnen einen kleinen Einwurf mache. Sollten sie hier wohl nicht dem Sokrates zu viel Ehre erweisen? er lehrte ja nur Philosophen, oder damalige Gelehrte, und so machten es auch seine Schüler: seine Moral kam also nicht unter den grossen Haufen; wie kann also er denn wohl mit Recht ein Vorläufer Christi genannt werden? Es ist freylich richtig, versetzte der Kammerrath, daß er sich zunächst und unmittelbar mit Leuten beschäftigte, die Gelehrte oder Philosophen werden wollten; aber wie viel andre lehrte er nicht auch? und meynst du nicht, daß von seiner Moral durch die Philosophen nicht viel auf die andern Menschen durchgeflossen? Ist dir der Ausdruck, daß ich ihn einen Vorläufer Christi nenne, anstößig, (aber wenn ich dich recht kenne, kann er dir nicht anstößig seyn) so wisse, daß ich den Gedanken, den er bezeichnet, selbst von einem Kirchenvater entlehnt habe, der ausdrücklich sagt: Als die Gesinnungen der mehrsten Völker, durch die Gesetzgeber und Philosophen, welche allenthalben aufstanden, gemildert, und ihr wilder und grausamer Charakter durch sie sanfter geworden war, da erschien allen Menschen und Völkern der Welt, die nun

schon vorbereitet, und zur Annehmung der Erkenntniß des Vaters geschickt gemacht waren, jener grosse Lehrer aller Tugenden selbst, er der Sohn GOttes. Was thut der Kirchenvater hier anders, als daß er die griechischen Philosophen Vorläufer des Erlösers nennt? und wenn die andern so genannt zu werden verdienen, so verdient es gewiß Sokrates im vollkommensten Maaß, der der Philosophie eine ganz andre Gestalt gab, als sie bisher hatte; und sie recht zur Besserung und Veredlung der Menschen gemeinnützig machte. Zweifelst du daran noch? — — nicht im geringsten, theuerster Onkel, erwiederte Julius: ich wollte nur gerne aus ihrem Munde das Lob eines Mannes hören, dessen Verehrer ich so sehr bin, daß ich mich an Xenophons Denkwürdigkeiten von ihm nicht satt lesen kan. Ja, vorausgesetzt, daß er wirklich so gesprochen, als ihn Plato sprechen läßt, und solche Gesinnungen gehabt, als dieser ihm beylegt, (und dies wird doch ziemlich wahrscheinlich, wenn man den Xenophon dazu nimmt, der ihn gewiß ohne Verabredung mit Plato, auf ähnliche Art sprechen läßt) so darf man allenfalls nur den Krito lesen, um die grösseste Hochachtung, deren nur je ein Mensch werth ist, gegen ihn zu haben. Aber eine Frage fällt mir bey Plato und Xenophon ein, sagen sie mir, wie mag doch das kommen,

daß dieser Männer Zeugniß vom Sokrates, so viel ich weiß, von niemand bezweifelt, und die Geschichte dieses ehrwürdigen Philosophen als richtig allgemein angenommen wird; da es hingegen viele Leute giebt, die sich starke Geister nennen, die die Geschichte Christi, die gleichwohl durch mehrere Zeugen bestätigt wird, als Sokrates Geschichte, durch wenigstens eben so unverdächtige Zeugen als Plato und Xenophon sind, deren Zeugniß von der Vorsehung durch die mehr als wundervolle Erhaltung des jüdischen Volks in der Zerstreuung, gerechtfertigt wird, in Zweifel ziehn können? — — Weil jenes, erwiederte der Kammerrath, mit ihrem Interesse nichts zu thun hat; hiebey aber Eigendünkel, Begierde heller sehn zu wollen, als andre Menschen, Abneigung gegen so manche Verleugnung die das Christenthum erfodert, vielleicht auch oft Unwille über schlechten Unterricht, und manches darin gelehrte Schwärmerische und Vernunftwidrige, der sie zu der Extremetät verleitet, nichts zu glauben, weil sie nicht alles glauben können, sich geschäftig erweisen. Aber, Julius, ich wünschte, daß du mich nicht auf diese Leute gebracht hättest: ich kann nie ohne das stärkste Mitleid an sie denken, weil sie wirklich in meinen Augen zu den unglücklichsten Menschen gehören, die in einer beständigen Unruhe, Unzufriedenheit mit sich

und andern, begleitet von nagenden Zweifeln und herzverzehrender Ungewißheit, die sie dazu bey sich behalten müssen, weil sie sich schämen sie andern zu bekennen, leben. Und gleichwohl möchte mich der Grad von Empfindung, den das Mitleid gegen sie erfodert, jetzt zu sehr angreifen: auch könnte mir leicht etwas menschliches begegnen, daß ich zum Unwillen wider sie gereizt würde, und das möchte ich doch jetzt nicht. Fort also mit dem Gedanken an sie, ich will mich lieber mit Sokrates beschäftigen, in dessen Gesellschaft ich vielleicht bald Jesum Christum anbeten werde; und noch lieber mit Johannes und Paulus, oder vielmehr mit dem, den sie gepredigt haben. Du wolltest mir ja den ersten Brief Johannis vorlesen? Aber da höre ich den Herrn Magister Langemak herauf kommen; ich möchte mich gerne mit dem lieben Mann eine Stunde allein unterhalten; laß es also nur bis heute Nachmittag: Gott wird mir wohl noch bis dahin meine Kräfe und Seelenheiterkeit erhalten, daß wir unser Gespräch fortsetzen können.

Diesen Nachmittag hatte der Kammerrath einen sehr guten und erquickenden Schlaf; und kaum war er von demselben erwacht, als sein Arzt hereintrat, der sich auf inständiges Bitten der Kammerräthinn entschloß, diesen Abend da zu bleiben und ein Butterbrod mit ihr und Julius

im Krankenzimmer zu essen; weil sie in der blossen Gegenwart des Arztes einen grossen Grad von Beruhigung empfand, ob ihr gleich dieser mehr als einmal alle Hofnung zur Wiedergenesung aufgekündigt hatte. Der Kammerrath selbst war in dieser Gesellschaft, so viel es seine Schwachheit zuließ, ausserordentlich heiter, und scherzte so gar bisweilen, wandte auch sonst alles was in seinem Vermögen war, an, um seine niedergeschlagne Frau zu beruhigen. Gegen 10 Uhr wurde er etwas unruhiger, und fühlte heftige Schmerzen, die ihn keine gute Nacht hoffen liessen. Seine Frau, sein kleiner neunjähriger Frize, und Julius boten sich in die Wette an, die Nacht bey ihm zu wachen, allein seine Zärtlichkeit ihrer zu schonen, war so groß, daß er es ihnen, aller inständigen Bitten ungeachtet, abschlug, und sie endlich nachdrücklich bat, nicht weiter in ihn zu dringen; er verlangte in dieser Nacht keine andre Gesellschaft, als die von seinem guten und treuen alten Lars. Dieser, der dabey stand, und fast eben so viel Thränen vergoß als die Kammerräthinn, dankte seinem Herrn mit der innigsten Zärtlichkeit, daß er ihm Gelegenheit gäbe, ihm seine Liebe zu beweisen, und erbot sich mit der grösten Bereitwilligkeit, alle Nächte zu wachen, so lange sein Herr es haben wollte.

Der Kammerrath brachte die Nacht sehr unruhig und schlaflos zu; als es gegen Morgen kam, mußte Lars zu wiederholtenmalen vor Julius Kammerthür gehen, und horchen, ob er nicht wachte, wobey er ihm aber jedesmal sehr nachdrücklich verbot, ihn ja nicht zu wecken. Um fünf Uhr hörte Lars, daß Julius auf seinem Zimmer gieng, und rief ihn daher auf Befehl seines Herrn so gleich herein. Julius kam mit einem Gesicht, worauf Unruhe und Bestürzung abgemahlt war: ich sehe es dir an, sagte der Kammerrath, daß dir Lars gesagt hat, ich hätte diese Nacht nicht geschlafen, aber mache dir darüber keine Unruhe, ich habe dennoch eine sehr schöne Nacht gehabt. Schön, mein theurester Onkel? versetzte Julius, wie ist es möglich, daß eine schlaflose Nacht schön seyn kann? O ja! sehr wohl, erwiederte der Kammerrath; du wirst es mir wohl zugeben, daß eine heitre Seele bey einem schmerzvollen Körper allemal ein beßrer Zustand, als ein misvergnügter und unruhiger Geist, in einem Körper ohne Gebrechen sey; und in diesem Zustande, habe ich mich in dieser Nacht befunden.

Julius. Aber ich denke mir immer die Verbindung zwischen Körper und Seele so enge, und den Einfluß, den das eine auf das andre hat, so stark, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie

man bey einem siechen Körper, der dazu durch Schlaf nicht erquickt wird, heiter seyn kann.

Kammerrath. Was das letztere betrift, so habe ich ja gestern Nachmittag gut geschlafen; und übrigens, giebt es meiner Meynung nach, eine gewisse Heiterkeit der Seele, die vom Körper unabhängig ist, und aus einer starken, lebhaften Hofnung eines bessern Zustandes entspringt. Wird nicht der dürftigste Elende bey seiner Dürftigkeit vergnügt seyn, wenn er nur weiß, daß sein Elend nicht ziellos ist, und noch mehr, wenn er die gewisse Versicherung hat, daß er bald ein ansehnliches Vermögen besitzen werde? Und kann nicht selbst bey den heftigsten Schmerzen, die gewisse Hofnung, daß sie bald aufhören, und mit dem Zustand des Wohlseyns und der sanften Empfindung werden verwechselt werden, sie uns erleichtern?

Julius. Wir können aber dennoch die Empfindung nicht wegschaffen, und das Unangenehme des Schmerzes, den wir wirklich haben, nicht verläugnen.

Kammerrath. Freylich, die Empfindung bleibt; aber ich glaube, es steht bey uns, das Unangenehme derselben in uns zu vermehren oder zu vermindern. Ich bin in meinem ganzen Leben beständig dem Grundsatz gefolgt, alles was mir unangenehm war, dem Blick meiner Seele

zu entziehen, und gleichsam mir selbst zu verheelen, und meine Aufmerksamkeit auf andre, und zwar angenehme Gegenstände zu richten. Dies hat meine Ruhe und Zufriedenheit ausserordentlich befördert, und mich oft in Umständen heiter erhalten, worin andre äusserst unmuthig und unzufrieden waren.

Julius. Vielleicht ist dies bey andern Widerwärtigkeiten eher möglich, als beym körperlichen Schmerz, den man deswegen nicht gut vor sich selbst verheelen kann, weil er beständig selbst uns an seine Gegenwart erinnert.

Kammerrath. Es ist aber doch richtig, daß wir jeden Schmerz desto mehr und härter empfinden, je mehr wir uns mit ihm beschäftigen, und je mehr wir uns vorstellen, wie unangenehm doch diese oder jene Empfindung sey, desto unangenehmer ist sie wirklich. Hieraus muß doch wohl das Gegentheil folgen, daß wir von jedem Schmerz destoweniger empfinden, je weniger wir unsre Aufmerksamkeit auf ihn richten; und je wichtiger und beschäftigender der Gegenstand ist, mit welchem die Seele unterdessen zu thun hat. Ich habe einen Mathematiker gekannt, der bey der Auflösung einer schweren Gleichung seiner Zahnschmerzen vergaß, und wie oft fühlen es Soldaten in der Schlacht nicht, daß sie verwundet sind? noch in der vorjährigen Zorndorfer ist einer ohn-

mächtig hingesunken, weil er sich verblutet hatte, ohne zu wissen, daß er verwundet war.

Julius. Dergleichen Fälle sind aber doch wohl nur selten.

Kammerrath. Sie mögen nun häufig oder selten seyn, so habe ich mich schon sonst oft, und besonders in der abgewichnen Nacht darin befunden; da mir glücklicher Weise die herrlichen Worte des Apostels beyfielen: ich glaube, daß dieser Zeit Leiden mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll, in kein Verhältniß zu setzen sind. Ihr Inhalt beschäftigte mich so sehr, und zog meine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade auf sich, daß ich nicht allein meiner Schmerzen darüber vergaß, sondern mich auch in meiner Schlaflosigkeit glücklich schätzte, weil ich dadurch meinen Gedanken desto ununterbrochner nachhängen konnte. Vielleicht haben sie mich auch selbst am Schlaf gehindert.

Julius. Das kann wohl seyn. Aber was glauben sie wohl, daß der Apostel unter der Kreatur verstanden habe, die mit Sehnsucht auf die Befreyung von ihrem Körper und dieser sinnlichen Welt wartet.

Kammerrath. Mein Sohn, das kann ich nicht sagen; Paulus mag darunter verstanden haben was er will, so liegen auf alle Fälle für

mich grosse und herrliche Ideen darin. Hätte er die Thiere gemeynt, so würde er meine Vorstellung die ich ohnehin schon habe, bestätigen, daß auch deren Seelen nicht allein fortdauren, sondern nach der Befreyung vom Körper, in eben dem Verhältniß wie die menschlichen Seelen, nach der allgemeinen Analogie der ganzen Natur wachsen und zunehmen; ja mit der Zeit zur ziemlich klaren Erkenntniß ihres Schöpfers gelangen, und in dem Bewußtseyn ihres Daseyns als Geschöpfe Gottes und Theile seines grossen Reichs, und einer dankbaren Empfindung darüber, ihr Glück finden werden. Vernichtung ist für mich der allerschrecklichste Gedanke, so schrecklich und so schaudervoll, daß ich ihn nicht einmal von einer Ameise denken mag; und so widersprechend dem Wesen Gottes, das lauter Wirklichkeit und Daseyn ist und liebt; daß ich mir die Vernichtung eines Sandkorns in der physikalischen Welt, so wenig denken kann, als die Vernichtung einer guten That in der moralischen. Wiederum kann ich auch keinen ewigen Stillstand denken, bey Geschöpfen, die des Wachsthums fähig sind. So widersinnig es ist, daß Gott, der Stufen und eine lückenlose Succession der Zeit, in den Vollkommenheiten der Geschöpfe und ihrem Wachsthum liebt, und deswegen eine Leiter vom vollkommensten Geist, bis zur Thierpflanze herab

erschaffen hat, ohne daß sich eine Art angeben liesse, die von der nächsten vollkommnern mehr verschieden wäre, als die nächste unvollkommnere von ihr; einmal diese Leiter beym Geist des Menschen abbrechen, und ihn das unterste Wesen der Schöpfung seyn lassen werde, da so viele Stufen unter ihm möglich, und jetzt noch wirklich sind: eben so unwahrscheinlich ist es, daß dieser GOtt, der, wie gesagt, den stufenweisen Wachsthum so liebt, daß er den Menschen vom düstersten, gedankenlosen Kinde zum deutlich denkenden Mann so allmälig heran wachsen läßt, daß man keinen einzelnen Tag nennen kann, wo man eine Zunahme wahrgenommen; der das ganze menschliche Geschlecht vom Stande der dummsten Barbarey zur höchsten Cultur, im unaufhörlichen Wachsthum fortgehn läßt, der so durchaus nirgends eine Lücke läßt, daß der, sage ich, nach dem Tode des Leibes eine grössere Lücke zwischen der Seele des Menschen und des Affen entstehn lassen sollte, als hier zwischen beyden ist, und also nicht die Seele des letztern in eben dem Maaß wachsen lassen sollte, als den Geist des erstern. Dies, mein lieber Julius, ist die Vorstellung, welche ich mir von der Fortdauer und dem Wachsthum der Seelen der Thiere mache; ohne sie, würde ich mir ein Gewissen daraus gemacht haben, je ein Thier zu schlachten;

weil es die höchste Grausamkeit seyn würde, ein Geschöpf um sein einziges Glück zu bringen; und dies würde gleichwohl der Fall seyn, wenn ein Thier nach dem Tode nichts zu erwarten hätte, wenn sein ganzes Da seyn auf sein Leben im Körper eingeschränkt wäre: was hätte es da weiter für Glück als eben dies Leben?

Julius. Sie würden mich, wenn ich auch nicht schon vorher dieselbe Meynung gehabt hätte, welche sie haben, doch gewiß durch ihre Gründe davon überzeugt haben; zumal da alles was sie sagen, unter den jetzigen Umständen einen gewaltigen Eindruck auf mich macht. Den Gedanken der Vernichtung habe ich immer eben so wenig ertragen können als sie. Ich schliesse so: da ich hier in der Welt nicht zwey gleiche Dinge sehe, sie mögen auch so viel scheinbare Aehnlichkeit mit einander haben, als sie wollen, da ich hieraus offenbar begreife, daß die ewige Weisheit an der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit Gefallen hat, so ist mir äusserst wahrscheinlich, daß nichts was möglich ist in der ganzen Schöpfung fehle, sondern daß alle Wesen die möglich sind, sie mögen so wichtig oder so unerheblich in unsern Augen, so groß oder so klein seyn als sie wollen, auch wirklich vorhanden sind, und ewig vorhanden seyn werden. Denn sollte eins derselben vernichtet werden, so würde dies entweder unter den möglichen Dingen in der Wirklich-

keit fehlen, und also nicht die höchste Verschiedenheit der Dinge da seyn, oder Gott müßte gerade wieder so eins in dessen Stelle schaffen. Von keinem von beyden aber läßt sich irgend ein vernünftiger Grund einsehn. Auch in dem, was sie von dem immer währenden Wachsthum gesagt haben, bin ich vollkommen ihrer Meynung, wenigstens der Vernunft nach: doch beunruhigt mich noch ein kleiner Zweifel, den die Erfahrung an die Hand giebt.

Der Kammerrath lag eine Weile, mit in die Höhe geschlagnen Augen starr an die Decke sehend, und schien auf die letztern Worte von Julius nicht mehr zu hören; bald aber fuhr er fort: o mein lieber, bester Julius! wie unermeßlich ist Gottes sichtbares und unsichtbares Reich; und wie unermeßlich klein dagegen der Punkt, den wir bisher davon kennen; und doch ist dieser Punkt schon für unsre Bewunderung zu groß. Mit welchem Entzücken werde ich nun bald Gottes unsichtbare Welt näher kennen lernen! und wie werde ich mich freuen, auch dort Geschöpfe, die von dem Körper, durch dessen unvollkommnern Bau sie hier zurück gehalten wurden, frey sind, den Vater aller Wesen preisen zu sehn! es würde mir in der That sehr angenehm seyn, wenn ich wüßte, daß Paulus eben die Vorstellung in jener schönen Stelle hätte lehren wollen: aber

dies ist mir aus vielen Gründen nicht sehr wahrscheinlich. Indessen da es mit unserm Glück keinen wesentlichen Zusammenhang hatte, so war es auch gerade nicht nöthig, daß er es lehrte: demohngeachtet kann es wahr seyn. Das Reich der Wahrheiten würde traun sehr klein seyn, wenn weiter nichts wahr wäre, als was in der heil. Schrift enthalten ist. Aber mich dünkt, du sagtest etwas vom Zweifel, was hast du denn für Zweifel?

Julius. Ich wünsche und glaube wie sie, einen beständigen Fortgang und Wachsthum. Gleichwohl beunruhigt es mich nicht wenig, daß ich fast alles nur ein gewisses Maaß von Vollkommenheit erreichen, und dann wieder sinken sehe. Die Blume schießt auf und wächst bis zur Blüte, und dann welkt sie wieder; der Baum wächst, und bringt von Jahr zu Jahr mehr Früchte, bis er alt wird, dann hört er auf zu tragen, und verdorrt endlich: der Mensch nimmt zu an Verstand, Kenntniß, Erfahrung und Ueberlegung, bis er gewisse Jahre überschritten hat; dann sinkt er wieder zur traurigen Kindheit herab, sieht und erkennt dunkel, weiß heute nichts mehr von der Empfindung und dem Gedanken, den er gestern hatte, und der, welcher ehemals der scharfsinnigste hieß, kann jetzt kaum die gemeinsten Dinge begreifen. Ein Reich steigt bis zu

einem gewissen Grad der Macht, wird wohl einem ganzen Welttheil fürchterlich, und fällt dann wieder in die schimpflichste Ohnmacht herunter; ein Volk steigt bis zum höchsten Grad der Kultur, und sinkt dann wieder in die tiefste Barbarey herab. Kurz, wo ich nur hinsehe, finde ich nach dem Wachsthum wieder Abnahme: ein Gedanke, der mich schon oft traurig gemacht hat.

Kammerrath. Deine Vorstellung, mein Sohn, scheint nur durch die Menge von Beyspielen, die du häufst, so fürchterlich. Laß uns trennen, was nicht zusammen gehört. Bey jedem Körper fällt ein unendlicher Wachsthum von selbst weg; er ist seiner Natur entgegen; Körper und unendlich, sind in aller Absicht widersprechende Begriffe. Blume und Baum gehören also nicht hieher. Alle wachsende Körper, haben dafür, daß ihr Wachsthum nicht bis ins Unendliche geht, das Vermögen sich zu vervielfältigen, und in andern zu verjüngen. Bey der Macht eines Reichs läßt sich ebenfalls kein unendlicher Wachsthum denken. Gesetzt es wüchse in Einem fort, so müste es doch dann einmal aufhören zu wachsen, wenn ihm alle Völker des Erdbodens unterwürfig wären. Hiezu kommt aber noch dies, daß Ein Reich nicht wachsen kann, ohne die Abnahme des andern;

ein immerwährender Wachsthum eines Reichs würde also im Grunde eine immerwährende Abnahme seyn: und wie wollte man die wohl wünschen oder erwarten? Bey Gott hat kein Reich vor dem andern einen Vorzug; als nur in soferne er das eine oder das andre zur Ausführung seiner grossen Absichten, besonders aber zur Erziehung, Bildung und Vervollkommung andrer Völker, oder vielmehr des ganzen menschlichen Geschlechts braucht: warum sollte er das eine zum Schaden andrer wachsen lassen? Ganz anders verhält sichs mit den Dingen, die ohne andrer Nachtheil, oder Abnahme wachsen können: mit der Kultur der Welt, und dem Wachsthum des menschlichen Verstandes und der menschlichen Kenntnisse. Ich räume es dir nicht ein, daß je die Kultur des menschlichen Geschlechts im Ganzen genommen, abgenommen habe, oder daß je die ganze Masse menschlicher Kenntnisse vermindert sey. Bey einzelen Völkern hat sie zuweilen abgenommen, aber eben dadurch sind andre kultivirt worden; und die Masse der Kenntnisse schien deswegen geringer, weil das, was vorher in wenigen koncentrirt war, unter mehrere vertheilt wurde. Die Säure eines Sauerteigs scheint vermindert, wenn eine grosse Menge süsser Teig hinzu kommt; nach und nach

aber nimmt dieser von demselben so viel Säure an, daß, anstatt, daß der Sauerteig verschwunden zu seyn schien, vielmehr jezt eine weit grössere Menge desselben vorhanden ist, als vorher.

Julius. Dies muß ich alles zugeben: wir wollen aber auch nur bey dem einen stehen bleiben, was das wichtigste ist; nemlich beym Menschen: hier ist doch das Aufhören des Wachsthums, oder vielmehr die Abnahme im Alter offenbar. Sollte diese traurige Wahrnehmung nicht unsre Aussichten in die Zukunft verdunkeln, und uns einen traurigen Zustand nach dem Tode erwarten lassen?

Kammerrath. Wenn wir keine Fehlschlüsse machen, gewiß nicht. Zu geschweigen, daß ein beständiger Wachsthum der allgemeinen Analogie gemäß ist, so müste, wenn die Seele des Menschen nach dem Tode nicht weiter an Erkenntniß und andern Realitäten wachsen sollte, dies entweder von einem Mangel des Erkenntnißvermögens, oder von einem Mangel der Gegenstände, woran sich dasselbe üben, und dadurch die Seele bereichern könnte, herrühren. Das leztere ist bey der vollgepfropften Schöpfung widersinnig; und was das Erkenntnißvermögen selbst betrift, so ist es der Seele so eigen, daß es nicht ohne Vernichtung ihrer selbst aufgehoben werden könnte.

Julius. Freylich aufgehoben wohl nicht; aber geschwächt könnte es vielleicht doch wohl werden, da es, wie gesagt, hier auf der Welt schon offenbar durch das Alter geschwächt wird.

Kammerrath. Durch das Alter wird der Körper, und die Empfindungswerkzeuge geschwächt, und vermöge der engen Verbindung, worin er mit der Seele steht, wird ihre Denkkraft gehindert sich zu äussern. Aber sobald sie frey wird vom Körper, und dies Hinderniß also wegfällt, wird sie auch wieder mit verjüngter Kraft erkennen alles was ihr gegenwärtig ist. Gieb einem Kinde einen Gängelwagen, laß ihn mit der Zeit abgenuzt, die Rollen abgestossen werden, so wird er dem armen Kinde, das indessen doch, so lange der Wagen gut war, darin gehn gelernt, zur grösten Last gereichen, und ihm am Gehn mehr hinderlich als förderlich seyn. Nimm ihm endlich nach genugsamer Zeit den alten unbrauchbaren Gängelwagen weg, so wird es zwar anfangs furchtsam schwanken und tappen, aber bald weit hurtiger und leichter gehn, als damals da sein Gängelwagen im besten Stande war. Auf die Befreyung von diesem Gängelwagen hofte Paulus, und ich sehne mich ebenfalls inbrünstig darnach; und eben daher haben mich seine vorhererwähnten Worte in der vorigen Nacht so sehr beschäftigt, daß ich

den Gedanken nicht verlieren konnte: auch wir, die wir den Vorzug des Geistes haben, sehnen uns, und warten auf die Kindschaft, auf unsers Leibes Erlösung.

Julius. Dieß und andre Zeugnisse der Schrift beruhigen mich völlig: ungeachtet ich nicht leugnen kann, daß mir zuweilen der Zweifel beygefallen, ob auch die menschliche Seele, die nur eigentlich dazu geschaffen zu seyn scheint, durch einen Körper Empfindungen und Gedanken zu bekommen, diese ohne denselben haben könne: imgleichen wenn dies ja wäre, ob nicht die Revolution, welche durch die gewaltsame Trennung vom Körper mit ihr vorgeht, sie so betäuben würde, daß sie auf eine vielleicht lange Zeit des Bewustseyns beraubt, sich in einer Art von Schlaf befinden würde? Ungeachtet ich weiß, daß im Augenblick des Erwachens ein tausendjähriger Schlaf mir eine Sekunde gewesen zu seyn dünken würde, so hat doch die Vorstellung eines solchen Schlafs so viel widriges und unangenehmes für mich, daß ich wenigstens immer wünsche, es möchte nicht so seyn, ich möchte vielmehr einmal sogleich nach der Trennung von meinem Körper, heiter und ungehindert fortdenken, und den nächsten Gedanken in der Ewigkeit sogleich an den lezten den ich im Körper hatte, anknüpfen.

Kammerrath. Dein erster Zweifel hat nicht viel zu bedeuten. —

Hier wurde der Kammerrath, der sich ohne Zweifel zu sehr angestrengt hatte, von einer Ohnmacht plötzlich überfallen. Julius rief in der grösten Angst Larsen, um ihn zum Arzt zu schicken, als dieser schon selbst ins Zimmer trat. Nach fünf Minuten erhohlte sich der Kranke wieder: der Arzt verordnete ihm eins und das andere, und empfahl ihm sehr, sich zu seiner Erholung diesen Vormittag alles Sprechens zu enthalten; und wo möglich auch nicht einmal seine Gedanken mit irgend einem Gegenstand zu beschäftigen, der ihm wichtig wäre. Ein hartes Verbot, sagte der Kammerrath: bis Mittag will ich gehorchen, wenn ich nur heute Nachmittag wieder reden darf. Wenn sie es mir aber länger verbieten wollen, so werde ich ihnen eine ähnliche Antwort geben, als Sokrates dem Kerkermeister. Der Arzt schüttelte den Kopf: ich werde heute Mittag wieder kommen, und dann sehn wie sie sich befinden, und ob ich es ihnen dann mit gutem Gewissen erlauben kann. Beym Weggehn sagte er Juliussen ins Ohr, er möchte sich nur darauf gefast machen, und seine Tante so viel möglich vorbereiten, er zweifelte sehr, ob der gute Kammerrath den dritten Tag erleben würde. Julius brach in ei-

nen Strohm von Thränen aus, gieng auf sein Zimmer, und ließ sagen, er hätte nothwendige Briefe zu schreiben.

Der Kammerrath schlief einige Stunden lang sehr sanft, und da ihn sein Arzt um 1 Uhr Nachmittags besuchte, fand er ihn merklich besser und stärker. Habe ich also Erlaubniß wieder zu sprechen? fragte er. Etwas Weniges wohl, aber nicht zu viel und zu anhaltend, war die Antwort. Wenn mich nun aber der Prediger besucht, versezte der Kammerath, so muß ich mich doch mit ihm vom jetzigen und künftigen Zustand meiner Seele unterhalten: oder wären sie wohl grausam genug, mir dies auch zu verbieten? Behüte der Himmel! sagte der Arzt. Was also mit dem einen erlaubt ist, ist mit dem andern auch erlaubt: und ich werde also auch weiter mit meinem jungen Freund sprechen dürfen.

Kaum war der Arzt weggegangen, als der Kammerrath Juliussen bitten ließ, den Kaffee auf seiner Stube zu trinken. Ich empfind es jezt recht bey mir, sagte er, was das sagen will; wes das Herz voll ist, des geht der Mund über: ungeachtet mir der Arzt das Sprechen verboten, oder doch sehr eingeschränkt hat, muß ich unser Gespräch, das mir den heranahenden Tod so süß macht, und mich mit

Dingen und Vorstellungen beschäftigt, die mir unter meinen gegenwärtigen Umständen im höchsten Grade wichtig sind, fortsetzen. Was war es doch, wobey uns der fatale Zufall unterbrach? Mich dünkt, du hattest einen Zweifel.

Julius. Er war eben nicht sehr erheblich; und betraf theils das Vermögen der Seele auch ohne Körper Vorstellungen zu bekommen, theils den Seelenschlaf.

Kammerrath. Ja nun erinnere ich's mich. Du wirst doch nicht daran zweifeln, daß es zwischen uns und Gott eine grosse, oder vielmehr unendliche Menge Geister ohne einen solchen groben Körper gebe?

Julius. Dieß kann ich schon nach meinem vorigen Schluß nicht bezweifeln, nach welchem ich alle Geschöpfe die möglich sind, für wirklich halte.

Kammerrath. Wenn du also daran nicht zweifelst, mithin es auch für möglich hältst, daß diese Geister ohne einen solchen Körper, als wir hier von der Erde für die Erde haben, Vorstellungen bekommen können: wie könntest du es denn bey der Seele nicht für möglich halten? Daß sie hier ihre Vorstellungen nicht anders als durch den Körper bekommt, bringt ihr Zustand schon selbst mit sich; sonst würde auch

der Körper ganz unnütz seyn: aber das schließt deswegen einen andern Weg zu Vorstellungen nicht aus. Die Raupe kriecht auf einer langen Reihe kurzer Füsse durch einen langsamen Weg dahin, wohin sie will; der Schmetterling kommt, ohne Füsse zu gebrauchen, mit Hülfe seiner Flügel hundertmal schneller dahin: würde nicht die Raupe, wenn sie so viel denken könnte, auch schliessen, daß es nicht anders möglich sey, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, als mit Hülfe einer solchen Fußreihe. Was aber das andere, oder den Seelenschlaf betrift, so glaube ich zwar keinen hundert- oder tausendjährigen Schlaf, aber ich denke auch nicht, daß die Seele sogleich nach dem Augenblick der Trennung mit der vollkommensten Deutlichkeit, und so wie sie in der Folge denken kann, wird fortdenken können. Ich nenne den Tod nicht allein Geburt für die Ewigkeit, sondern ich glaube auch, daß er in aller Absicht die grösste Aehnlichkeit mit der Geburt für diese Erde habe. Höchst wahrscheinlich verhält sich der Embryo zum neugebohrnen Kinde, wie der Mensch in diesem Leben, zu seinem Zustande gleich nach seinem Tode, und das neugebohrne Kind zum deutlich denkenden Menschen, wie der Mensch gleich nach dem Tode zu seinem künftigen Zustande. Wenn das Kind auf die Welt

kommt, sind ihm nicht allein alle Gegenstände neu und fremd, und ihrer ist eine so grosse Menge, daß es einen vor dem andern nicht fassen kann; sondern seine Sinne sind auch noch so ungeübt, und es ist mit dem Gebrauch derselben so wenig bekannt, daß es eben daher fast nichts erkennen kann; vielmehr sich geraume Zeit unter den Gegenständen befindet, ohne etwas davon zu wissen, und nur nach und nach anfängt dunkle, dann klare und endlich deutliche Begriffe zu bekommen, und zwar succeßive immer mehrere und immer deutlichere. Da nun alles in der Natur analogisch ist, und nirgends ein Sprung geschieht, so ist es auch nicht wahrscheinlich, daß wir, an sinnliche Empfindung gewöhnt, und mit der neuen Art des Erkennens in unserm künftigen Zustande noch nicht bekannt, dazu mit einer unendlichen Menge neuer und ungewöhnlicher Gegenstände umgeben, sogleich unser neues Erkenntnißvermögen werden brauchen, und alles was uns gegenwärtig ist, fassen können: sondern wir werden, wie hier das Kind, anfänglich nichts davon, hernach etwas weniges mit weniger Deutlichkeit und endlich nach und nach immer mehr erkennen, und unsre neuen Kräfte, die jezt noch unentwickelt in uns liegen, brauchen lernen. Der Schmetterling fliegt nicht gleich davon, wenn er aus der

Puppe gekrochen ist: er braucht Zeit, seine Flügel zu entfalten, und sie brauchen zu lernen. Will man diesen Zustand Schlaf nennen, worin sich nach der Abreise vom Körper, der Geist des Menschen befindet, ehe er an anschauendes Erkennen geistiger Gegenstände gewöhnt ist, so habe ich nichts darwider: von einem andern an sich möglichen längern Schlaf, seh' ich weder Grund noch Absicht ein. Aber vielleicht werde ich hievon bald mehr wissen: wie Sokrates sagt.

Julius. Etwas ähnliches von ihrer Vorstellung scheint Euripides gedacht zu haben, in den Jamben, die Sextus Empirikus anführt:

Τὶς δ' οἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἐστι κατθανεῖν
Τὸ κατθανεῖν δὲ, ζῆν κάτω νομίζεται; *)

Darf ich ihnen noch einen andern Zweifel mittheilen, der mit dem vorigen gewissermassen zusammenhängt?

Kammerrath. Warum nicht? ich habe dir ja gesagt, daß ich jezt von nichts lieber spreche, als von dem, was den Zustand nach dem Tode betrift: und ich danke Gott, daß er mich eines solchen Todes sterben läßt, wobey ich, wie es scheint, bis an die lezte Stunde den völligen

*) Wer weiß, ob nicht des Körpers Leben Sterben ist,
Der Tod für diese Welt, in jener Leben heißt?

Gebrauch meiner Vernunft behalte; daß ich noch von dergleichen Sachen sprechen kann.

Julius. Es ist doch offenbar, daß wir deswegen das vergessen, was wir in der Kindheit empfunden und erkannt haben, weil unser Gehirn damals zu weich war, als daß die Eindrücke darin hätten haften können: umgekehrt, daß ein Alter deswegen die Dinge nicht behält, die er im Alter empfindet, weil sein Gehirn schon zu hart ist, die Eindrücke anzunehmen; und daß er hingegen deren sich so gut erinnert, die er in seinen jüngern Jahren empfunden hat, weil die Eindrücke gleichsam mit seinem Gehirn hart und bleibend geworden. Hieraus kann man doch wohl schliessen, daß das Gehirn das Behältniß und Instrument des Gedächtnisses sey. Nun bleibt aber dasselbe mit dem Körper zurück; wie wird es denn wohl einmal nach dem Tode um das Gedächtniß stehn? Werden wir uns auch des vorigen Zustandes, unsrer Handlungen und Gesinnungen, kurz des ganzen vorigen Lebens erinnern können? Oder widerfährt uns durch den Tod schon an sich selbst das, was die Alten durch ihren Letheefluß bewürkt zu werden glaubten?

Kammerrath. Der Mangel des Erinnerns an diejenigen Dinge, die uns in der frühesten Kindheit widerfahren sind, rührt gewiß nicht

blos vom zu weichen Gehirn, sondern hauptsächlich daher, weil wir da keine andre als dunkle Begriffe haben. Aber dieß thut zur Sache wenig: also zur Hauptfrage. Vielleicht ist das Anerinnern an das, was wir in dieser Welt empfunden, gedacht, oder gethan haben, in jener zu unserm Glück oder Unglück nicht einmal nöthig. Vielleicht ist das Gedächtniß ein blosses Gerüst zum Gebäude unsrer Fertigkeiten, Neigungen und Gesinnungen, das, nachdem das Gebäude aufgeführt worden, weggebrochen werden kann. Ohnehin werden wahrscheinlich nicht einzele Thaten unser Glück oder Unglück in jener Weit unmittelbar ausmachen, sondern die ganze Richtung unsrer Seele, die sie durch einzele Thaten erhalten hat. Denn jede derselben läßt ausser der physischen Wirkung ausser uns auch eine auf uns selbst zurück; macht uns in einem gewissen Grad besser oder schlimmer, und hat also doch einen mittelbaren Einfluß auf unser künftiges Glück oder Unglück. Vielleicht könnte auch hier die Parallele gezogen werden, daß, so wie der Mensch in seinem hiesigen Leben, nichts von seinem Embryonenzustande weiß, und dennoch die Richtung ihm geblieben ist, die er da durch die Mutter erhalten hat, also er auch im zukünftigen nichts vom jetzigen wissen, und doch alle Neigungen und Richtungen behalten werde,

die er hier erhalten hat. Vielleicht liesse es sich auch hiedurch am besten erklären, wie ein Mensch, der in seinem Leben böse gewesen, und sich noch kurz vor seinem Ende wirklich und ernstlich bekehrt, noch eine glückliche Zukunft erwarten könne, ohne von der Anerinnerung an seine bösen Thaten in seiner Glückseligkeit gestöhrt zu werden. Aber es ist auch eben hieraus offenbar, wie viel zu einer solchen Bekehrung gehöre, und wie wenig die gewöhnlichen Galgenbussen hieher zu rechnen sind. Jene muß aus einer Reihe Vorstellungen bestehn, die stärker und eindrücklicher sind, als alle im ganzen Leben erworbne Fertigkeiten: sie muß die ganze vorige Richtung der Seele, welche aus der Summe aller Gedanken, Handlungen und dadurch erworbnen Fertigkeiten des ganzen Lebens erwachsen ist, nicht allein aufheben, sondern derselben auch eine entgegengesetzte Richtung geben. Sie muß ein Gewicht seyn, das schwer genug ist, ein anderes tief herunter gesunknes, mit jedem Fußbreit durch seine eigne Höhe, und durch neu hinzugekommene Masse schwerer gewordnes Gewicht, plötzlich wieder aufzuziehn, und dagegen auf der andern Seite selbst niederzusinken. Vielleicht endlich würde es auch in mancher Absicht zu unserm Glück gereichen, wenn wir uns vieler Dinge aus diesem Leben

nicht mehr erinnerten, die wir zu vergessen wünschen, wenn wir boshafte Blutsfreunde nicht mehr kennten, u. s. w.

Julius. Ich weiß doch aber nicht, wie das so etwas schreckliches für mich hat: ich wünsche wenigstens nicht, daß es so seyn möge. Ich glaube, die Identität, das Bewußtseyn, daß wir eben die sind, die wir in der Welt waren, würde darunter leiden; es würde eben das Traurige und Widrige dabey seyn, was mir immer die Vorstellung von einer Seelenwanderung verursacht hat. Kurz es würde nicht viel besser als eine Vernichtung seyn. Denn ganz aufhören zu seyn, oder nicht mehr zu wissen, daß ich der nemliche bin, ist fast nicht zu unterscheiden. Wenigstens ist mir das eine so unangenehm als das andre. Es würde auch meiner Meynung nach die Gerechtigkeit Gottes verdunkeln, von der wir unmöglich die anschauenden Begriffe haben könnten, die wir haben werden, wenn wir den Grund unsers dermaligen Zustandes in unsern vorigen Handlungen wissen und finden können. Und was endlich das Unangenehme betrift, was wir etwa zu vergessen wünschen möchten, so glaube ich, giebt es des Angenehmen weit mehr, das wir behalten möchten. Alle unsre hier erworbnen Kenntnisse von Gott und seiner Welt, die doch wirkliche Realir

täten sind, würden uns unnütz und vergeblich seyn. Auch würde es ausserordentlich traurig seyn, wenn wir nicht die Hofnung hätten unsre rechtschaffnen Eltern, Kinder, Gatten, Freunde dereinst dort wieder zu finden und zu erkennen.

Kammerrath. Ich freue mich ausserordentlich, von dir selbst so vieles wider deinen eignen Zweifel zu hören, was du mir also zu sagen erspahrst. Ich wollte nur dich zu versuchen eine an sich mögliche Sache vortragen, und habe deswegen immer ein vielleicht hinzugesetzt. Zwar liesse sich wider das, was du von dem Verlust hier erworbener Kenntnisse erwähnst, einwenden, daß diese gegen das was wir dort erkennen werden, von keiner Beträchtlichkeit, daß sie vielmehr sehr armselig sind, und uns keinen merklichen Vorzug vor jedem Ungelehrten geben werden: zu dem sich der Gelehrte vielleicht so verhält, wie zwey Reisende zu einander, die beyde eine unbekannte Stadt besehn wollen, deren einer vorher eine Abbildung und Grundriß davon gesehn, der andre nicht: wenn beyde eine kurze Zeit da gewesen, so wird dieser sich so gut darinn zu finden wissen, als jener. Ueberdem würde, wenn auch ja alle erlangte Kenntnisse verloren gehn sollten, uns doch die dadurch erworbne Fähigkeit unsers Verstandes

und Richtigkeit des Urtheils bleiben. Aber zur Hauptsache. Ich glaube deinen Zweifel vom Zurückbleiben des Gedächtnisses mit dem Gehirn, am leichtesten dadurch zu heben, wenn ich dir zuerst die Nothwendigkeit und das Daseyn eines Gedächtnisses in unserm künftigen Zustande zeige: denn dann versteht sichs von selbst, daß dasselbe auch ohne Gehirn bestehen könne, und nicht mit demselben verloren gehe. Da wir in jenem Leben nicht allwissend seyn, nicht wie Gott auf einmal alles anschauend erkennen werden, sondern nur eins nach dem andern, so würden wir ohne Gedächtniß die elendesten Geschöpfe von der Welt seyn; wir würden nicht mehr wissen, als nur soviel wir jedesmal anschauten, was wir gestern (wenn ich mich dieses Worts von der Ewigkeit bedienen darf) erkannt hatten, würden wir heute nicht mehr wissen: wir würden uns nie bewust seyn, daß das ich, was den heutigen Gedanken hat, das nemliche sey, was den gestrigen hatte; und so würde so zu sagen alle Identität nicht blos in Absicht auf unsern verlebten Zustand, sondern auch in Absicht auf den dermaligen wegfallen; und wir wären in der That elendere unvollkommnere Geschöpfe, als wir hier in der Welt gewesen sind. Da nun dies widersinnig zu denken ist, so müssen wir dort ein Gedächtniß haben, durch

dessen Hülfe wir wachsen und zunehmen können. Wenn wir dies aber dort haben, so wird es gewiß keine neue Kraft der Seele, sondern eine ihr eigne seyn, die sie schon aus dieser Welt, aus diesem Körper mitbringt, und welches also eben das Gedächtniß ist, was wir hier haben. Dies hat freylich mit der Seele seinen Sitz im Gehirn, als seinem Vehikel; allein man kann so wenig von einer jetzigen Unvollkommenheit dieses Vehikels auf einen künftigen Mangel des Gedächtnisses, als von einer jetzigen fehlerhaften Beschaffenheit der Sinne, auf einen künftigen Mangel des Erkenntnißvermögens schliessen. Das Gehirn ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die inwendige Seite der Empfindungswerkzeuge, seine Vollkommenheit oder Mangel, sein Daseyn oder Abwesenheit bringt bey unsrer Seele weiter keine Veränderung hervor, als Daseyn oder Abwesenheit dieser Werkzeuge selbst. Da wir ohne diese die wesentlichen Kräfte der Seele behalten werden, so werden wir auch ohne sie, und also auch ohne Gehirn das Gedächtniß behalten. Leite Wasser durch enge Kanäle, in ein grosses, wohlvermauertes Bassin; laß die Kanäle zulezt verschlämmt werden, so wird wenig oder gar kein Wasser mehr zufliessen; aber deswegen wird doch das Wasser was einmal im

Bassin ist, darin bleiben. Nimm endlich die alten, unbrauchbaren, engen Kanäle weg, und leite dafür einen ganzen Fluß hinein, dir wird dann gewiß kein Wasser fehlen! und so verhält sichs mit unserm Gedächtniß. Ich habe also die gewisse Hofnung, daß ich meine Lieben, die ich hier zurücklasse, und auch dich, mein bester theuerster Julius, einmal wieder finden und kennen, und daß wir gemeinschaftlich mit verklärtem Verstande den Vater der Wesen preisen werden. Ja ich hoffe auch, und rechne es zu meiner künftigen Glückseligkeit, daß ich einmal die guten, berühmten und verdienten Menschen der Vorwelt werde kennen lernen, den ersten Menschen, Abraham, Jesaias, Paulus, Johannes, Origenes, Sokrates, Markus Aurelius u. s. w. und zu dem allen glaube ich gewissen Grund in der Schrift zu finden.

Julius. Erlauben sie mir noch einen Einwurf. Gewisse Erfahrungen scheinen es offenbar zu machen, daß das Gehirn nicht allein das Repertorium des Gedächtnisses, sondern auch wirklich das Organ des Denkens sey. Ich will von allen nur Eine nennen. Ein betrunkener Mensch ist bekanntlich nicht im Stande etwas deutlich zu denken, sondern alle seine Vorstellungen sind verwirrt und unordentlich; und dies daher, weil die Fibern seines Gehirns durch den

Geist des Getränks gelitten haben, und in eine unrechte Schwingung oder sonstigen widernatürlichen Zustand gerathen sind. Wenn also das deutliche Denken schon durch eine Unordnung dieses Organs gehindert wird, was wird nicht seyn, wenn wir dasselbe gar zurücklassen.

Kammerrath. Dieser Einwurf will nicht mehr sagen, als die vorigen. So wenig ich daraus, daß die Seele jetzt mit einem Körper verbunden ist, schliessen kann, daß sie niemals ohne Körper existiren könne; eben so wenig kann ich daraus, daß die Seele in ihrem jetzigen Zustande das Gehirn zum Dencken braucht, schliessen, daß sie niemals ohne dasselbe denken könne. Es ist vielmehr unumgänglich nothwendig, daß sie es in ihrem jetzigen Zustande zum Denken braucht, weil widrigenfalls gar keine Verbindung zwischen Körper und Seele da seyn würde. Wenn aber die Ursache, welche diese Art des Denkens nothwendig machte, die Verbindung zwischen Körper und Seele aufhören wird, so wird auch die Wirkung aufhören, und wir werden dann nicht mehr nöthig haben, durch Hülfe des Gehirns zu empfinden und zu denken. Ich hoffe auch ohne dasselbe einst dich mein bester Julius wieder zu erkennen — — — Aber du weinst?

Julius. Der Gedanke unsrer Wiedervereinigung erinnerte mich natürlich an die bevorstehende Trennung, und hiebey durchliefen mich, ich weiß selbst nicht was für entgegengesetzte Empfindungen. Erlauben Sie mir, bester Onkel, daß ich ein wenig in meine Stube gehn darf.

Kammerrath. Sehr gerne: ich wollte ohnehin mit meiner Frau und Kindern noch manches sprechen.

Die Kammerräthinn, welche zugegen war und während dieses Gesprächs fast unaufhörlich geweint, und ihren Mann die Hand gedrückt hatte, rief die Kinder herein. Frize von neun, Emilie von sieben, und Heinrich von fünf Jahren traten zusammen herein, giengen weinend und schluchzend zu ihrem Vater, küßten und netzten ihm die Hand, und knieeten dann sämtlich vor dem Bette nieder, und beteten nach ihrem Vermögen inbrünstig zu Gott, für das Leben und die Erhaltung des besten Vaters. Alle die zugegen waren, Julius der eben weggehn wollte, Lars, der die Kinder herein gebracht hatte, und die Kammerräthinn brachen in ein lautes Weinen aus: und der Kammerrath selbst konnte den Anblick nicht ertragen, die Thränen drangen ihm häufig in die Augen, und er sahe sich genöthigt das Gesicht wegzuwenden. Indessen wurde er dadurch so erschüttert, daß es merklich schlimmer

mit ihm wurde; welches er aber nicht äusserte, um den Seinigen keine Unruhe zu machen. Bald darauf kam der Arzt und der Prediger, der erstere wollte weggehn, um den Kammerrath mit diesem allein zu lassen: er verbat es aber, und sagte, ich glaube, daß der Inhalt meines Gesprächs mit meinem Seelsorger uns alle gleich interessire, wenn sie also selbst nicht abgeneigt sind, demselben beyzuwohnen, so bitte ich, daß sie meinetwegen nicht weg gehn. Er blieb also da; fand aber, daß des Kammerraths Zustand ausserordentlich schlimmer geworden, welches er beym Weggehn sowohl ihm selbst als Julius ins Ohr sagte: mit dem Beyfügen, es sey möglich, daß dies die letzte Nacht sey. Wie Gott will, erwiederte der Kammerrath. Julius bat es sich am Abend flehentlich aus, daß er diese Nacht bey seinem Onkel wachen dürfte, und dieser erlaubte es ihm endlich nach einiger Weigerung. Er brachte die Nacht sehr unruhig zu, und sein weniger Schlummer wurde alle Augenblicke unterbrochen. Bald spielte er mit seinen Fingern, bald mahite er an der Wand, dann seufzte und betete er wieder still vor sich. Obgleich Julius noch bey keinem Sterbenden zugegen gewesen war, so kamen ihm doch alle diese Umstände verdächtig vor. Als es gegen Morgen kam, sagte der Kammerrath zu ihm: mein Lieber Julius, die Vorstellung macht

mich sehr unruhig, daß ich vielleicht den Zweck meines Daseyns hier in der Welt nicht genug erfüllt, daß ich manche Stunde, die ich zu meiner und andrer Besserung hätte anwenden können, ungenutzt habe hingehn lassen. Bete mit mir, daß Gott es mir vergebe. Hier hub der Kammerrath die Hände in die Höhe und betete laut:

Herr! vergieb mir väterlich,
wenn mir manche Tag und Stunden
übel angelegt für mich,
oder unnütz sind verschwunden.
Jahre, die ich leer verthan,
klaget mich vor Gott nicht an.

Dies Gebet wiederholte er zu verschiedenen malen, und fügte bald noch dies bald jenes hinzu. Gegen den Morgen ward er merklich heiterer, er bemerkte um drey Uhr, daß jemand auf den Zehen draussen vor der Thür herumschliche. Julius mußte zusehn, wer es wäre: es war Lars, den die zärtlichste Besorgniß für seinen Herrn die ganze Nacht nicht hatte schlafen lassen. Er hatte sich herangeschlichen, um zu horchen, ob er nichts von seinem Herrn vernehmen könnte. Das sollst du mir nicht umsonst gethan haben, rief ihm dieser mit schwacher Stimme entgegen: mich dürstete eben, und zwar nach Thee, und ich besann mich noch, ob ich dich wollte wecken lassen oder nicht. Lars eilte was er konnte, ohne seines Herrn

Worte einmal auszuhören. Nach einer Viertelstunde sagte der Kammerrath zu Julius: ich glaube, ich habe den guten Kerl durch meine Anrede erschreckt, und er hat gar nicht einmal gehört was ich wollte: geh doch hin und ruf ihn, falls er sich wieder niedergelegt hätte. Als Julius die Thüre aufmachen wollte, begegnete ihm Lars schon mit dem Thee. Der Kammerrath lächelte und lobte ihn wegen seiner Geschwindigkeit. Nachdem er zwey Schalen getrunken hatte, schlief er ein, und genoß einige Stundenlang einen ziemlich ruhigen Schlaf. Unterdessen war seine Frau auch aufgestanden und fand sich im Krankenzimmer ein. Der Kammerrath freute sich ausserordentlich, als er sie bey seinem Erwachen vor seinem Bette sitzen fand; und küßte sie mit einer Inbrunst, womit er sie ihrer Versicherung nach noch nie geküsset hatte. Denn sie hatte ihm sonst oft den Vorwurf der Gleichgültigkeit gemacht, weil bey seiner ruhigen Einbildungskraft und nicht sehrheftigem Temperament, seine Liebe sich nicht durch so starke und lebhafte Zeichen äusserte, als seine Frau wünschte. Um sieben Uhr kam Lars etwas bestürzt und verwirrt herein, und sagte Juliussen etwas ins Ohr, worüber auch dessen Gesicht sich veränderte. Der Kammerrath verlangte zu wissen, was es wäre. Julius entschuldigte sich, es sey eine Kleinigkeit, womit er

ihn nicht beunruhigen wolle. Der Kammerrath versetzte, er hoffe sich durch Gottes Gnade in eine solche Verfassung gesetzt zu haben, daß ihn nichts zu beunruhigen fähig wäre: er sähe aber doch, daß etwas nicht ganz Unerhebliches vorgefallen seyn müsse, und dies nicht zu wissen, würde ihn mehr beunruhigen, als wenn er es wüßte. Wenn sie es denn ja wissen wollen, versetzte Julius, so will ich es ihnen sagen: Unserm ehrlichen Nachbar dem Juden Bürgel ist nicht wohl.

Kammerrath. Es muß etwas mehrers seyn, als ein blosses Uebelbefinden; darüber wird man nicht so bestürzt aussehn, wie du und Lars.

Julius. Lieber Onkel! es ist mir unmöglich eine Unwahrheit zu sagen, und ich glaube sie auch daran nicht gesagt zu haben, daß Bürgel sich nicht wohl befinde: er hat sich in dieser Nacht erhenkt. Ich fürchtete, daß es sie zu stark afficiren würde, wenn ich es ihnen sogleich gerade heraus sagte.

Kammerrath. Der arme redliche Bürgel! unerwartet kommt mir indessen die Nachricht gar nicht, ich habe es bey den erschrecklichen Höllenleiden, die ihm sein Weib unaufhörlich verursachte, und bey seiner daraus entstandnen Schwermüthigkeit lange befürchtet.

Lars. Ja Herre! ik habe auk kesakt, wenn han iß kommen in das Hölle, so hat han sik dok verbessert. Diesaulen iß nik so schlimm som Bürgel syn Fru.

Kammerrath. Geh nur, und verrichte deine Geschäfte. — — Der alte Lars hat so unrecht nicht: ähnliche kenn ich leider! Tausende, aber in einem so hohen Grade habe ich noch keine Furie gesehn als die Bürgeln.

Julius. Mich dauert der ehrliche Jude ausserordentlich; der Gedanke, daß er jetzt vermuthlich auch eine unglückselige Ewigkeit angefangen hat, durchtrübt meine ganze Seele.

Kammerrath. Mein Sohn! man muß bey Selbstmördern nicht so rasch im Urtheilen seyn. Freylich wird er wohl den Gedanken schwerlich jemals verlieren, daß er ohne Gottes Willen von seinem Posten gewichen ist; und dieser Gedanke wird ihm auch nie anders als unangenehm seyn können: allein man muß auch erwägen: Daß Gott in seinem Gericht nicht nach der Oberfläche der Dinge urtheilt, sondern alle Umstände, die Beschaffenheit des Körpers, den mehr oder weniger freyen Gebrauch der Vernunft, und so weiter, in Erwägung zieht.

Julius. Das ist wahr: aber eben dies wird von manchen zur Entschuldigung und Vertheidi-

gung des Selbstmords angeführt, und ich weiß gewiß, daß sie den nicht entschuldigen wollen.

Kammerrath. Behüte der Himmel! Ich halte ihn schlechterdings in keinem Fall für Recht; selbst unter den größten körperlichen Schmerzen nicht, wenn diese uns gleich ohnehin alle Hofnung zur Genesung und zum längern Leben rauben. Jeder Augenblick hier in der Welt muß uns kostbar seyn, gesetzt daß wir auch nicht den geringsten Nutzen absähen, den wir andern mit unserm Leben stiften könnten, so kann er doch uns selbst zur Uebung in der christlichen Geduld, Standhaftigkeit, Gelassenheit und Ergebung in den göttlichen Willen dienen. Und auch hieran nicht einmal zu denken, so sind wir Gott diesen uneingeschränkten Gehorsam schuldig, unsern Posten nicht eher zu verlassen, bis er uns abruft. Wir selbst sind nicht Herren unsers Lebens, da wir es uns selbst nicht gegeben haben: ein Mensch der sich nicht zu dieser Unterwerfung unter Gottes Willen verbunden fühlt, und sie nicht ausübt, für dessen Religion gebe ich nicht viel. Nichtsdestoweniger aber halte ich es für Unrecht, wenn ein Mensch es sich anmaßt, über seinen Mitmenschen, der so unglücklich gewesen ist ein Selbstmörder zu seyn, das Verdammungsurtheil auszusprechen; wozu wir schlechterdings in keinem Fall, selbst beym Religionsspötter nicht einmal, befugt

sind. Je mehr und härter ein Mensch fehlt, desto unglücklicher macht er sich selbst, und desto mehr muß er ein Gegenstand unsers Mitleids, nie aber unsers Hasses seyn. Noch grösser muß dies Mitleid, und zugleich unsre Behutsamkeit im Urtheilen seyn, wenn er nicht im Stande gewesen, seine Vernunft zu hören.

Kammerräthinn. Aber mein Kind, alle Menschen werden doch nach dem Tode entweder selig oder verdammt. Selig kann man nun doch einen Selbstmörder nicht nennen, also muß er ja wohl zu verdammen seyn.

Kammerrath. Sage mir, wenn du zwey Menschen weist, wovon der eine Einen Thaler, der andre hundert Thaler hat, nennst du den letztern reich oder arm?

Kammerräthinn. Gegen jenen gerechnet ist er reich.

Kammerrath. Wenn aber unter zweyen einer hundert, der andre zehntausend Thaler hat, wie nennst du dann den erstern?

Kammerräthinn. Ich nenne ihn gegen diesen arm.

Kammerrath. Haben denn alle Menschen entweder nur Einen Thaler oder zehntausend Thaler? oder ist nicht vielmehr der Reichthum von den Millionen an, bis zum Pfennig herunter nach und nach verschieden? Ist nicht der Vermögenszustand der meisten Menschen so, daß sie weder

ganz reich, noch ganz arm genannt werden können? Um aber der Sache näher zu kommen, so ist auch sowohl die äussere als die innere Glückseligkeit der Menschen, schon hier auf der Welt vom Zufriedensten bis zum Unzufriedensten so verschieden, daß sich die Gränzen nicht angeben lassen. Die gröste Glückseligkeit hat Mängel, und der Unglücklichste trift dann und wann etwas was ihn erfreut: und die Zahl der mittlern Gattung, deren Zustand am meisten gemischt ist, ist bey weitem die gröste. Sollte es in der Ewigkeit anders seyn? sollten da nur schlechterdings zwo ganz einander entgegengesetzte, ganz von einander abgeschnittene, durch keine Mittelgattung mit einander verbundene Klassen von Geistern seyn? Ohnehin ist keiner von diesen der allerhöchsten oder unendlichen Glückseligkeit fähig, denn diese hat nur Gott; noch eines unendlichen Unglücks, denn das kann kein endliches Wesen ertragen. Beydes, Glückseligkeit oder Unglück, wird eingeschränkt seyn und Ziel und Maaß haben, und wahrscheinlich wird der Unterschied dem ähnlich seyn, der sich hier zwischen der verschiednen Gemüthsruhe und Zufriedenheit der Menschen findet. Wir freuen uns hier oft mancher guten Gesinnung und mancher guten That, und sind darüber mit uns selbst zufrieden; und diese Zufriedenheit ist eine unaussprechliche Seligkeit. Das

zwischen fällt uns wieder manches Unrecht und manches Böse ein, was wir gedacht und gethan haben, dies unterbricht unsre Zufriedenheit, und erweckt uns unangenehme Empfindungen. So stelle ich es mir, wenn ich muthmassen darf, auch in jener Welt vor. Ist einer nach seinem Vermögen und nach seiner Erkenntniß rechtschaffen und gut gewesen, wie das der Fall mit dem guten Juden Bürgel wirklich war, so ist es unmöglich, daß ihn dieser seiner gehabten guten Gesinnung reuen, daß er unzufrieden darüber seyn sollte: überdem wird ihm die Gesinnung selbst durch kein Wunder geraubt werden, sie wird ihm bleiben; und weil kein guter Baum arge Früchte bringt, so kann sie ihn auch da nicht unglücklich, sie muß ihn auch da zufrieden machen. Diese Zufriedenheit aber wird sowohl durch das übrige Böse, was an ihm ist, eingeschränkt, als auch besonders durch den unglücklichen Gedanken in alle Ewigkeit gestört werden, daß er gegen Gott ungehorsam gewesen, sich gegen dessen Vorsehung empört, sich selbst der grössern und weisern Gelegenheit zu seiner eigenen Besserung, und dadurch erfolgten grössern Glückseligkeit, nebst der Gelegenheit mehr Gutes an andern zu thun, und den Zweck seines Daseyns in der Welt besser zu erfüllen, beraubt habe. Dieser Gedanke wird das Bittere in einem sehr hohen Grade haben,

daß das Geschehene auf keine Art wieder gut zu machen ist — — — Doch ich mag meine Einbildungskraft und Nachdenken nicht anstrengen, um das Schicksal eines solchen Menschen auszumahlen. So viel weiß ich, daß bey einem Menschen, der den Gebrauch seiner Vernunft nicht gehabt, und also nicht frey gehandelt hat, dieser Gedanke nicht so bitter seyn kann, als bey einem andern. Hat er sich aber seine Schwermuth durch Geiz oder sündliches Misvergnügen mit Gottes Vorsehung selbst zugezogen, so hat er sich auch in einem gewissen Grade die Folgen desselben selbst zuzuschreiben.

Julius. Aber wie wird es einmal um melancholische, und um Leute, die entweder ihr ganzes Leben, oder doch den grösten Theil desselben hindurch rasend gewesen, in der Ewigkeit aussehn? Werden diese nicht ohne Schuld ein widriges Schicksal haben?

Kammerrath. Behüte der Himmel! Raserey ist eine Krankheit des Körpers, die der Seele an sich nicht eigen ist. Wenn sie vom Körper frey ist, so ist auch die Raserey verschwunden; ja wir wissen aus der Erfahrung, daß dergleichen Leute gemeiniglich schon auf dem Todbette, noch vor ihrem Ende ihre Raserey verlieren, und zur völligen Vernunft gelangen.

Der Arzt trat hier eben ins Zimmer, und das Gespräch wurde abgebrochen. Er fand den Zustand des Kammerraths seit gestern wieder sehr merklich verschlimmert, und sichere Spuren des ganz nahen Todes, und fragte ihn daher, ob er nicht das Abendmahl geniessen wolle? Der Kammerrath that es und legte vorher sein Glaubensbekenntniß in diesen wenigen Worten ab: Ich hoffe durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi selig zu werden. Als der Prediger weggegangen war, bat er seine Frau ihn ein paar Augenblicke mit Julius allein zu lassen. Er erholte sich ein wenig, faßte diesen darauf bey der Hand, und sagte: Mein lieber Julius, ich habe das feste Vertrauen zu Gott, daß er es dir werde wohl gehn lassen; aber, mein Liebster, laß ihn auch deinen beständigen Gedanken seyn, und vergiß nie, daß er um und bey dir ist. Erhalte immer dein Gewissen rein, damit du ihn als Vater bey dir habest. Du bist noch nicht gegen die Verführung der Welt und deines Fleisches gesichert: sey ja auf deiner Hut, mein Bester, und fliehe die Lüste der Jugend. Wache über deine Einbildungskraft, und hüte dich vor dem ersten Gemählde einer sinnlichen Annehmlichkeit. Hat sie dich einmal überwältigt, folgst du einmal dem leisen Zug, so wisse, dieser Zug wird bald Sturm, und dann bist du auf immer zum Widerstand zu schwach. Hüte dich nicht

bloß vor der verbotnen That, sondern auch vor dem verbotnen Gedanken, denn nur gar zu bald folgt dem Gedanken die That. Du hast auch einige Neigung zur Ehrsucht und zum Zorn, so viel ich dich kenne; widrige Schicksale haben zu deinem Glück diese in deiner Kindheit sehr geschwächt, und fast ganz unterdrückt: aber sie kann, wenn es dir einmal sehr wohl geht, wieder aufwachen. Eine völlige Ergebung in den Willen Gottes, ein abrahamitischer Glaube, die Vorstellung, daß alles Gute, was du etwa bey dir finden möchtest, nicht Eigenthum, sondern dir von Gott geliehen sey, kann dich gegen Ehrsucht; und eine Neigung von Fehlern und Bosheiten andrer Menschen den Grund in einer Schwäche ihres Verstandes zu suchen, und mit dieser Schwäche Mitleid zu haben, kann dich gegen den Zorn schützen. Wenn dir Gott einmal Amt und Brod giebt, so übereile dich ja nicht mit der Heyrath; kannst du es von dir selbst erlangen, daß du unverheyrathet bleibst, so wirst du in vieler Absicht ein freyeres und glücklicheres Leben führen, und mit vielem Ungemach, mit vielen Kränkungen unbekannt bleiben. Du mußt freylich auch vieler und grosser Freuden entbehren, aber ignoti nulla cupido: und eben diese Freuden sind auch wieder mit grossen Leiden vermischt. Fühlst du aber in dir einen starken Trieb zur Ehe, so wende

nicht die äusserste Gewalt an, ihm zu widerstehn: sondern wisse dann, daß es ein Ruf Gottes sey, der durch dich Geistern ihr Daseyn geben will, die es ohne dich nicht haben würden; und bedenke, daß alle Menschen zur Ordnung Gottes gleich verpflichtet sind. — Nun habe ich noch eine Bitte, die mir schon lange auf dem Herzen gelegen hat, und um derentwillen ich dich hauptsächlich habe zu mir rufen lassen, um selbst aus deinem Munde das Versprechen zu empfangen, daß du sie erfüllen willst.

Julius. O! mein liebster theuerster Onkel, sagen sie nur was sie wollen, ich thue alles.

Kammerrath. Ich wüßte meine Kinder keinen bessern Händen anzuvertrauen, als den deinigen: wolltest du wohl, wenn deine akademischen Studien geendigt sind, der Gärtner seyn, der auf den geraden Wachsthum dieser jungen Pflanzen Acht hat? Versprichst du mir dies, so werde ich vollkommen ruhig und freudig sterben.

Julius. (weinend) Die Antwort konnten sie voraus wissen, mein unvergleichlicher bester Onkel! Ich halte es für die glücklichste Lage meines Lebens, worin ich Gelegenheit habe, ihnen einen Theil des Danks abzustatten, den ich ihnen ewig schuldig seyn werde. Wie un-

glücklich wäre ich nicht ohne sie? ich habe hier alles durch sie; und sollte mich einen Augenblick besinnen ihrem Befehl zu gehorchen? wenn ich nur im Stande wäre ihn so zu erfüllen, wie sie es vielleicht erwarten.

Kammerrath. Mein Sohn! so eine Sprache must du nicht gegen mich führen. Wenn dir etwas Gutes durch mich wiederfahren wäre, so denke nur, daß ich Mittel in der Hand der Fürsehung gewesen bin: dieser weihe deinen ganzen Dank; für mich würde es Lohn genug seyn, dies Mittel Gottes zu deinem Glück gewesen zu seyn. Ich verlange auch deinen Dienst durchaus nicht als Dank, Pflicht oder umsonst. Ich habe dir in meinem Testament zweytausend Thaler vermacht, du kannst die Zinsen davon als ein Supplement deines Lohns betrachten, den dir meine Frau geben wird.

Julius. Verschonen sie mich mit dieser überschwenglichen Güte, mein theuerster Onkel, und verwunden sie mein Herz nicht so hart: nimmermehr wird es mir mein Gewissen erlauben etwas zu nehmen, was ihren Kindern gehört.

Kammerrath. Was geschrieben ist, bleibt geschrieben. —

(Hier zog er die Klingel, und Lars trat herein)

ruse meine Frau und Kinder herein.

Die Kinder liefen zum Bett, und küßten ihm die Hände; er küßte sie nach einander, und drückte sie an sich, und nachdem er auch seine Frau eine Weile abwechselnd geküßt, und dann wieder still angesehn hatte, sagte er: Meine Lieben, ich fühle es, daß Gott mich bald aus einem Theil seines Reichs in einen andern versetzen wird, worin ich von vielen Beschwerlichkeiten und manchen unglücklichen Zufällen frey seyn werde, die mir in dem, worin ich bis jezt noch bin, oft unangenehm waren. Wir bleiben Unterthanen Eines Herrn, und Kinder Eines Vaters. Ich verlasse euch nur auf eine kurze Zeit, dann führt uns Gott wieder zusammen: vielleicht bleibe ich auch ungesehn bey euch. Doch daran liegt nichts: bleibt doch Gott gewiß bey euch. Er braucht mich nun nicht ferner zum Mittel, eure Glückseligkeit zu befördern, sonst würde er uns noch zusammen lassen: er weiß andre, die von nun an besser für euch sind, und es muß euch nicht schmerzen, daß Gott nach seiner Weisheit, die ihr mit euren Gedanken nicht erreicht, mit uns verfährt. Wenn ihr mich recht rein und uneigennützig liebt, so müßt ihr euch freuen, daß Gott es so gut mit mir macht. Meiner Gesellschaft werdet ihr in wenig Tagen entwöhnt seyn: ihr werdet durch Entziehung derselben nicht unglücklich; denn es giebt nur

Ein Unglück in der Welt, das ist das Laster, und dies zu vermeiden hängt von euch selbst ab. Alles übrige ist Uebergang, und grösstentheils so beschaffen, daß auch ich durch meine Gegenwart es nicht würde haben abwenden können. Habt nur Gott beständig und ernstlich vor Augen, und seyd fromm, meine Geliebten! so wird euch alles leicht werden. — O Vater! voll Liebe sey du immer bey ihnen, und segne sie, und gieb ihnen Weisheit, daß sie sehn mögen, was recht und gut ist, und Kraft, der Sünde zu widerstehn. — Hier wurden seine Augen dunkler, und seine Zunge schwer, und der Todesschweiß fieng an auszubrechen. Seine Frau weinte laut, und die Kinder, als sie das sahn, noch lauter; die Stube war voll Thränen und Wehklagen. Der Kammerrath sah sich mit halb gebrochnem Auge einmal über das andre nach Julius um, nickte mit dem Kopf, und sah dann wieder seine Frau und Kinder an. Julius verstand ihn nicht; er schien sich darüber zu beunruhigen: endlich brachte er so viel heraus: tröste sie doch; belehre sie doch; Gott, Gott — hiebey hub er den Finger in die Höhe. Der Kampf des wackern Mannes währte einige Stunden; in welcher Zeit er noch immer abwechselnd die Hände faltete, und dann wieder bald die Hand seiner Frau, die sie ihm reichte, drückte, bald seine

Hände langsam auf die Häupter seiner Kinder brachte. — Noch brachte er die Worte heraus, Vater vergieb mir meine Sünden; und eine Viertelstunde darauf verließ die edle Seele ihre bisherige Wohnung, am 10ten Julii, Nachmittags nach 1 Uhr. — Aus Ehrfurcht gegen sein ausdrückliches Verlangen, wurde er ohne alle Pracht, ganz in der Stille in seiner Kapelle in der Nikolaikirche beygesetzt; und hundert Thaler, die dadurch erspart wurden, schickte die Kammerräthinn, ebenfalls seinem Befehl zufolge, ohne Namen, an fünf arme Wittwen, die sich schämten Allmosen zu suchen. Die Kammerräthinn, Friz, und Lars, weinten unaufhörlich, und waren in langer Zeit nicht zu trösten: Julius saß und stand allenthalben stumm und wie versteinert, genoß fast gar nichts, und härmte sich innerlich so sehr, daß man seinetwegen besorgt wurde. Alle die ihn gekannt oder nur von ihm gehört hatten, wurden über seinen Verlust so betrübt, daß man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, daß nie ein Mann seines Standes und seines Einflusses so allgemein bedauert und vermißt worden. Der Gouverneur fuhr selbst hin, um der Kammerräthinn sein Beyleid zu bezeugen, und die Armen, die bey seinem Leben, alle Morgen bey Tages Anbruch, seine Thüre besuchten, und dann von ihm empfiengen, weil seine

Frau nicht so zur Freygebigkeit und Mildthätigkeit geneigt war, drängten sich haufenweise zu seinem Sarge, um ihrem Vater die lezte Thräne zu opfern: und die, denen er unbekannt reichliche Unterstützung zugeschickt hatte, flehten, so lange er krank war, in ihren Häusern für sein Leben zu Gott, und waren nach seinem Tode untröstlich. Bunge, ein Kaufmann, und Schulz, ein Pachter, die er beyde durch seine Unterstützung vom Untergange errettet hatte, errichteten ihm jeder in seinem Garten ein Denkmal, mit einer kurzen körnichten Innschrift; und ein eben so bleibendes Denkmal war ihm in den Herzen aller seiner Mitbürger errichtet.

Julius bleb noch einige Wochen in Stralsund, weil er theils zur Reise zu unlustig und unthätig war, theils auch seine Tante durchaus darauf bestand, daß er noch etwas dort bleiben sollte. Das Testament wurde eröfnet: und man fand, daß der Kammerrath ausser verschiedenen kleinen Vermächtnissen, Juliussen zweytausend Thaler, und Larsen ein kleines Haus in der Triebseerstrasse, nebst fünfhundert Thalern vermacht hatte; und zwar dem leztern mit Hinzufügung der Bestimmung, daß er für dies Geld die Meisterschaft in der Paruquenmachergilde gewinnen, und sein Hauswesen einrichten sollte. Thränen der Freude und Dankbarkeit stiegen dem

LB
Coburg

alten ehrlichen Schweden in die Augen; er nahm seines Herrn Miniaturgemälde, das an der Wand hieng, herunter, küßte es, und drückte es, mit in die Höhe gehobnen Augen, an seine Brust. Julius hingegen wollte das Vermächtniß durchaus nicht annehmen, und man brachte einige Tage mit Nöthigen und Weigern zu. Der Vollzieher des Testaments, ein Mann, der dem sel. Wegner an Rechtschaffenheit wenig nachgab, bestand durchaus darauf, daß der letzte Wille des Verstorbnen vollzogen werden sollte. Julius nahm es endlich an, und wollte es darauf als eine Schenkung an die Kinder abtreten; allein auch dies wurde vom Vormund nicht angenommen, ob sich gleich die Kammerräthinn selbst unvermerkt einige Mühe gab, diesen Vorsatz von Julius zu befördern. Endlich that er, als ob er's sich gefallen liesse. Er gab aber vor seiner Abreise dreyen seiner dortigen Freunde den Auftrag, wenn die Bücherauction seines sel. Onkel würde gehalten werden, sich einander auf ohngefähr hundert Bücher so zu überbieten, daß von diesen der Ladenpreiß dreyfach, und für alle ohngefähr die Summe von zweytausend Thalern bezahlt würde: doch so, daß sie keins von den Büchern auf seinen Namen schreiben liessen.

Julius sehnte sich endlich sehr nach der Fortsetzung seiner unterbrochnen akademischen Laufbahn; er machte sich mit vieler Mühe von seiner Tante los, und langte am 1sten August wieder in Magdeburg, bey seinem unruhigen und bekümmerten Vater an. Die Ungewisheit, worin er sich seiner Frau wegen, seit länger als vier Wochen befunden hatte, endigte sich ein Paar Tage nachher, als er den Brief von Julius bekommen hatte, auf die unangenehmste Art für ihn, durch folgenden Brief der Hofräthinn.

*

Innspruck, den 27sten Junii.

Mein lieber Mann!

Ich befinde mich in der fatalsten Situation, worin ich nur je in meinem Leben hätte kommen können. Ein Betrüger, der mir die gewisseste Nachricht von meinen Kindern zu verschaffen, und mich gewiß zu ihnen zu bringen versprach, hat mich zuerst unter mancherley Vorwand, von einem Ort zum andern in Deutschland herum geführt, und nachdem er mich endlich bis in Tirol gebracht hatte, hat er seine Gelegenheit abgesehn, mir meine sämtlichen Baarschaften, die ich an Golde und Wechseln bey mir hatte, zu rauben, und ist davon gegangen. Ich hatte kaum

so viel Silbergeld übrig behalten, daß ich damit bis Innspruck kommen konnte. Hier sitze ich nun im Gasthofe, in der äussersten Verlegenheit, und meine ganze Baarschaft besteht noch aus vier und funfzig Kreuzern. Wie wird das werden, wenn ich hier nach einigem Aufenthalt keinen Kredit mehr finde? und doch sehe ich es voraus, daß wohl drey bis vier Wochen hingehen werden, ehe ich auf diesen Brief von dir Antwort und Geld erhalte. Wie erschrecklich lang wird mir die Zeit nicht werden. Das einzige, was mich noch tröstet, ist, daß sich hier verschiedene Kriegsgefangene preussische Offiziere aufhalten; vielleicht bin ich so glücklich einige Bekannte darunter zu finden, oder neue Bekanntschaften zu machen. Du must also um aller Welt willen ja keinen Augenblick säumen, sondern mir sogleich, da du diesen Brief empfängst, achthundert bis tausend Thaler in Wechsel an den Kaufmann Schulz übermachen; von dem die meisten preussischen Officiere ihre Wechsel sollen ausgezahlt erhalten. Lieber mehr, als weniger: mich dauert das Geld freylich genug, aber ich kann doch in Wien keine kleine Figur spielen, und kann auch nicht wissen, was Karl oder Rosalinde brauchen, wenn ich einen von beyden treffen sollte: und dann muß ich auch darauf rechnen, daß ich hier im Wirthshause wohl

ein ansehnliches schuldig seyn werde. Der verdammte Malconetti! Es war ein Italiäner, der Hund; ich will in meinem ganzen Leben keinem Italiäner wieder trauen: und will mich überhaupt nun wohl vorsehen, daß mirs nicht wieder so gehe. Daß du also nur ja nicht nachlässig oder saumselig bist: ich muß das Geld gleich haben, und solltest du auch alles darüber stehn oder liegen lassen müssen. Ich bin ꝛc.

Karolina Weissenfeld.

*

Um das Uebel voll zu machen, wurde der Brief nicht nur auf dem Posthause zu Innspruck, sondern auch zu Magdeburg erbrochen, und die Geschichte der Hofräthinn dadurch zum äussersten Verdruß ihres Mannes ruchtbar gemacht. So sehr er auch in seinem Lehnstuhl über den Vorfall tobte, und im Aerger eine Tobakspfeife nach der andern zerbrach, auch die Leute im Hause, die es schon seinem Gesicht ansehn konnten, wenn ihm etwas verdrießliches durch den Kopf gieng, heftig anschnarchte, so ermangelte er doch nicht, dem Befehl seiner Frau unverzüglich nachzukommen. Er ließ sich sogleich von Herrn Reitmeyer zween Wechsel, jeden auf fünfhundert Thaler geben, sandte den einen sogleich mit erster Post fort, und meldete in dem Briefe, daß der andre den nächsten Posttag nachfolgen sollte. Er

hätte deswegen nicht die ganze Summe auf einmal übermacht, damit wenn ja die Post beraubt würde, oder sonst ein Unglück vorfiele, nicht die ganze Summe auf einmal verloren gehn möchte. Zu seiner grösten Bestürzung empfieng er wenig Stunden vor Julius Ankunft abermals folgenden Brief.

*

Innspruck, den 20sten Julii.

Ich möchte rasend werden, vor Verdruß, und würde es gewiß werden, wenn ich wüste, daß du die Ursache desselben wärest. Nun habe ich schon über drey Wochen hier gelauert, ohne von dir Antwort oder Geld zu erhalten. Aber ich kann es mir gar nicht vorstellen, daß du so unverantwortlich saumselig solltest gewesen seyn; ich glaube vielmehr, daß der Brief verloren gegangen, oder irgendwo zu lange aufgehalten worden: und ich sehe mich also genöthigt noch einmal zu schreiben, und dir zu sagen, daß ich tausend Thaler brauche, die du mir, wenn du meine Liebe nicht auf ewig verlieren willst, mit erster Post überschicken mußt. Schon vor acht Tagen wollte mir der Wirth nicht länger borgen, und foderte wenigstens das Geld mit Ungestüm, was ich baar von ihm zu leihen, mich hatte erniedrigen müssen, um nur Taschengeld

zu haben. Ich habe mich genöthigt gesehn, um seinem Ungestüm zu entgehn, mich noch mehr zu erniedrigen, und ihm meine Juwelen, und mein bestes Kleid zum Unterpfande zu geben: so daß ich zu allem meinen Verdruß auch nicht einmal an den hiesigen Lustbarkeiten Theil nehmen, und mich in keiner grossen Gesellschaft sehn lassen kann. Mein Unglück ist hier schon allenthalben bekannt, und zum Stadtmärchen geworden: man zeigt überall mit Fingern auf mich, und der Ort ist mir so äusserst verhaßt, daß ich ihn lieber heute als morgen zu verlassen wünsche. Ich versehe es mich also ganz gewiß zu dir, daß du mich nicht länger in dieser unglücklichen Lage läßt, oder ich werde desperat: Ich weiß so nicht, womit ich es verdient habe, daß der Himmel so viel Unglück über mich schickt. Lebe wohl!

Karolina Weissenfeld.

*

Jetzt kam es mit der Unruhe des Hofraths aufs höchste; er rang die Hände, lief in der Stube herum, dann die Treppe herunter, und in den Garten, wo er einigemal schnell auf und ab gieng, dann lief er wieder auf seine Stube und sprach unaufhörlich vor sich selbst. Seine Hausleute hielten sich alle in ihrer Stube und in der Küche eingeschlossen, um ihm nicht in

Weg zu kommen; ob sich gleich die Köchinn sonst nachdrücklich verantworten konnte, und ihm nichts zu schenken, sondern weil sie viele seiner Thorheiten wußte, derbe Wahrheiten zu sagen pflegte. Ein armer Kandidat, den er empfohlen, und der in seiner Station dieser Empfehlung nicht entsprochen hatte, kam zu seinem Unglück ihm gerade in den Wurf. Ein schreckliches Ungewitter von Verweisen und Scheltworten donnerte über den armen Menschen her, daß er wie versteinert da stand, und kein Wort vorzubringen wuste, sondern zuletzt stillschweigend die Thüre ergrif, und ohne das Ende des Ungewitters abzuwarten, sich davon machte. Wie ein Hund, dem die verfolgte Katze entsprungen ist, da steht, das Dach ansieht, wo sie hinaufgelaufen ist, und bellt, so stand der Hofrath in seiner Stubenthür, und schalt mit donnernder stentorischer Stimme hinter ihm her. Julius, der diese schon auf der Strasse mit Angst und Widerwillen gehört hatte, eröfnete in diesem Augenblick die Hausthüre. Der Hofrath, dessen Einbildungskraft ihn alles glauben ließ, dachte, der Kandidat hätte ihn schon beym Richter, der nicht weit davon wohnte, verklagt, und gieng ganz still auf seine Stube, setzte sich auf seinen Lehnstuhl und stopfte sich eine Pfeife Taback. Unter dem gröften Gewirre seiner Leidenschaften

wurde er durch Julius Ankunft auf die angenehmste Art überrascht. Nach den ersten Umarmungen, und nachdem er Juliussen, als dem einzigen in seiner Familie, an welchem er Freude erlebte, tausend Schmeicheleyen vorgesagt, und die übertriebensten Lobeserhebungen gemacht hatte, klagte er ihm seine Noth, und die Unruhe, worin er sich seiner Frau, und des abgesandten Wechsels wegen befände. Julius fragte ihn, wenn denn die Briefe geschrieben wären, und wann er sie erhalten hätte? Der erste ist vom 27sten Junii erwiederte er, ich habe ihn am 8ten Julii erhalten, und gleich am 10ten den ersten Wechsel abgeschickt; der andre, den ich heute erhalte, ist vom 20sten July. Nun, versetzte Julius, dann können sie ja ganz ruhig seyn, sie sehn daraus, daß ein Brief von dorther eilf bis zwölf Tage unterwegs ist, und daß meine Mutter den ihrigen damals noch nicht hat haben können, als sie den zweyten abgeschickt hat. Der Hofrath schien hiedurch beruhigt, unterließ aber dennoch nicht, weder an diesem, noch in den folgenden Tagen, mitten unter den entferntesten Gesprächen, immer für sich zu sagen: wenn doch meine Briefe angekommen wären. Endlich um völlig gewiß zu gehn, und lieber zu viel als zu wenig zu thun, ließ er sich noch einen Wechsel von fünfhundert Thalern geben, und sandte dies

sen am dritten Tage nachher ebenfalls ab, wo: bey er seine Frau sehr dringend bat, ihm we: nigstens gleich nach Empfang dieses leztern Brie: fes, wenn es nicht schon eher geschehn wäre, den richtigen Empfang desselben zu melden. Kaum war der Brief abgegangen, als ihm ein neuer sehr gegründeter Zweifel beyfiel, der ihm Stoff genug zur neuen Unruhe gab. Er dachte nem: lich, wenn Julius Erinnerung gegründet wäre, wie er sich doch gerne überreden wollte, so wür: de seine Frau sogleich nach Empfang seiner bey: den ersten Briefe von Innspruck abgereist seyn, mithin würde dieser sie dort nicht mehr treffen, und was wäre dann leichter, als daß der Wech: sel verloren gienge. Lange wollte er gar kein Zureden oder Vorstellung anhören: endlich be: folgte er den Rath, den ihm Julius gab, und der dahin gieng, daß er einen Laufzettel bis Inn: spruck, an das dortige Postamt nachgehn ließ, des Inhalts, daß derselbe den an Madame Weissenfeld dort eingegangnen Brief, falls die: selbe schon abgereist seyn sollte, sogleich retour senden sollte.

Die Hofräthinn war wirklich nach Empfang der beyden ersten Briefe von Innspruck, in Ge: sellschaft eines jungen Herrn von Rehfeld nach Wien abgereist, und der Raub des Malconetti hielt sie nicht ab, sich von neuem einer fremden

Mannsperson anzuvertrauen. Diesen Malconetti lernte sie in Leipzig im Hotel de Baviere, wo er in dem Zimmer neben dem ihrigen logirte, kennen. Er gieng sehr wohl gekleidet, hatte ein gutes äusserliches Ansehn, und gab sich für einen Edelmann aus Verona aus. Er gewann bald ihren ganzen Beyfall, und sie war eitel genug zu glauben, daß sie noch Reize genug hätte, um ihm nicht weniger zu gefallen. Sie nahm daher ganz vergnügt seine Einladung, auf seinem Zimmer eine Tasse Chokolate mit ihm zu trinken, an. Er erkundigte sich sorgfältig, doch mit aller Feinheit nach ihrem Stande, und nach der Absicht ihrer Reise. Sie nannte sich Frau von Weissenfeld, und ungeachtet sie sich sonst nicht leicht etwas abfragen ließ, so wurde sie doch vertraulich genug gegen ihn, ihm zu eröfnen, daß sie in der Absicht reiste, um von ihren Kindern etwas zu erfahren. Ihr Sohn sey preussischer Offizier, und sie befürchtete, daß er in Kriegsgefangenschaft gerathen sey, und ihre Tochter sey von einem französischen General entführt, und sie hätte seit der Zeit von ihr nichts erfahren, und wünschte sie auf dieser Reise irgendwo zu treffen. Wenn es weiter nichts ist, versetzte Malconetti, so werde ich das Glück haben, sie aus aller Verlegenheit zu bringen. Ich komme von Frankfurt am Mayn, wo

ich im Gasthofe zum römischen Kaiser logirt gewesen bin, da sagte man mir, daß ich das Glück hätte, auf einem Zimmer zu schlafen, wo die Nacht vorher ein Fräulein von Weissenfeld geschlafen hätte, die den Morgen darauf nach Hanau gereist wäre, wo sie vier Wochen zu bleiben gedächte. Die Hofräthinn lächelte, und dachte bey sich, sollte das verzweifelte Ding wohl auch so klug gewesen seyn, sich für eine Adliche auszugeben? Worüber lachen sie, gnädige Frau? fuhr er fort, sie glauben wohl gar, daß ich so malhonett denke, ihnen Wind vorzumachen? Ich versichere sie auf Kavalierparole, daß mich — Behüte der Himmel, Herr von Malconetti, ich schätze sie viel zu hoch, als daß ich einen so unartigen Verdacht gegen sie hegen sollte: ich lache theils für Freude, etwas von meiner Tochter zu hören, theils auch darüber, daß ich einen italiänischen Kavalier so fertig unsre Mutterspräche sprechen höre. Dies darf sie nicht wundern, versetzte er; ich reise seit vier Jahren in Deutschland herum, und da habe ich in dieser Zeit das Deutsche so gut als das Italiänische sprechen gelernt. Aber a propos, Madame! darf ich mich offeriren, ihnen bis Hanau, oder wohin sie sonst gehn wollen, ihre Fräulein Tochter zu suchen, Gesellschaft zu leisten. — Ich

bitte, sie sind gar zu gütig, gar zu gütig, Herr von Malconetti, ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdienen soll. Hiebey legte sie den Kopf ein wenig auf die Seite, heftete ihre Augen starr auf die seinigen, drückte ihm die Hand stark, und schwieg eine Weile still. Er sahe sie ebenfalls eine Weile an, und unterbrach dann das Stillschweigen. O! verdienen, verdienen, Madame? mit einem Kuß ist alles hinlänglich bezahlt. Und hiemit küßte er sie. Sie lachte, und erwiederte: ey sie sind gar zu lose und zu artig, Herr von Malconetti, ein Kuß von mir wird ihnen nicht schmecken, ich gehöre ja nun wohl schon in das Register der alten Frauen, da ich schon eine erwachsene Tochter habe. — Madame, das wird vielleicht ihre Stieftochter seyn; sie sind ja noch so blühend und so artig, als die jüngste: man sollte schwören, sie wären nicht über fünf und zwanzig Jahre alt. — He he he he! sie scherzen, mein artiger Herr! oder sie wollen mich ein wenig zum Besten haben. Freylich habe ich sehr jung geheyrathet; sehr jung; und meine Tochter ist auch noch ein blutjunges Mädchen: das ist freylich wahr. Aber ich glaube doch nimmermehr, daß einem so artigen Herrn wie sie sind, eine Mutter noch gefallen kann. — Auf meine Ehre, Madame, ich versichere sie, wenn sie es mir nicht gesagt

hätten, so hätt' ich sie für unverheyrathet gehalten: und ihr Wort in Ehren, es wird's ihnen kaum jemand glauben, daß sie Kinder, geschweige denn schon eine erwachsne Tochter haben. — Hi hi hi hi hi! machen sie es doch bald, wie die Kriegsgefangnen und die Mägde in Magdeburg, die letztern pflegen immer zu mir zu sagen: Gott grüß sie, Mamsellchen, Gott grüß sie, gnädig Fräulein. Und von den erstern begegneten mir noch vor einigen Tagen ein Paar, wovon der eine zum andern sagte: S' iß halter a hübsch Mädel. — Nun sehn sie, Madame, daß ich Recht habe — Ja ich sehe wohl, sie wollen durchaus Recht haben, ich komme mit ihnen im Disputiren nicht aus. Wenn sie aber ja noch weiter disputiren wollen, so bitte ich es mir aus, daß es auf meiner Stube geschehe; denn ich wollte gerne das Vergnügen haben, sie mit einem Abendbrod zu bewirthen. — Verzeihen Ihro Gnaden, ich werde nicht so unverschämt seyn, wenn sie gütigst erlauben wollen, will ich es mir ausbitten, daß sie auf meiner Stube essen. Nach einigen gewechselten Komplimenten, ließ er es sich gefallen bey ihr zu speisen, und sie sorgte dafür, daß das Abendessen so prächtig als möglich war, und ließ für Malconetti eine Bouteille Champagner und eine Bouteille Tokayer anschaffen, um das Vergnügen zu has

ben, ihn recht munter und aufgeräumt zu sehn. Der Wein that aber doch keine so starke Wirkung auf ihn, als sie wünschte und erwartete. Beym Essen wurde verabredet, daß sie des andern Tags Postpferde nehmen, und gerade nach Hanau reisen wollten. Sie schlug vor, die Reise über Göttingen und Cassel zu machen, Malconetti aber behauptete, es sey besser, wenn sie über Erfurt reisten; theils sey dies der nächste Weg, theils würde er einige Freunde in Erfurt finden, die nach ihm von Frankfurt über Hanau gereist wären, und ihm vielleicht nähere Nachricht von ihrer Fräulein Tochter würden geben können. Die Reise gieng also über Naumburg auf Erfurt, wo sie den zweyten Tag nachher anlangten. Denn so viel Mühe er sich auch gab, sie zu bereden, daß sie in Naumburg einen Tag sich aufhielten, so wollte sie doch nicht darein willigen. Auch konnte er sie in Naumburg des Abends nicht zu einem Spaziergang bereden, weil sie grosse Müdigkeit vorwandte. In Erfurt blieben sie einen Tag. Hier müssen sich Ihro Gnaden doch wenigstens etwas umsehn, und die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen. Wenn sie mitgehn wollen, erwiederte sie, sonst nicht. Ich bin ein wenig unpaß, gab er zur Antwort. Nun so bleibe ich auch zu Hause, sagte sie. Er wandte endlich

vor, aus grosser Ergebenheit gegen sie, seine Unpäßlichkeit nicht zu achten, zog sich an, und gieng mit ihr. Sie bestiegen den Petersberg; die Schildwachen wollten sie anfänglich nicht heraufflassen, endlichen bewilligten sie es, gegen ein Achtgroschenstück. Von hier nahmen sie die Stadt in Augenschein, deren Grösse und Menge von Kirchen die Hofräthinn in Verwunderung setzte; die immer in der Meynung stand, ausser Berlin gäbe es keine grössere Stadt in Deutschland als Magdeburg, und deswegen schon vorher mit dem Wirth einen heftigen Dispüt hatte, da dieser gegen sie behauptete, daß Erfurt um ein beträchtliches grösser sey. Vom Petersberge giengen sie nach dem Dom; auf den Stufen, die man zu denselben hinauf steigen muß, begegnete ihnen ein Fremder, den sie vorher von unten hatten das oben stehende Kruzifix grüssen, und seine kurze Andacht verrichten gesehn. Maleonetti neigte sich zu ihm, und sagte ihm einige Worte ins Ohr, worauf dieser, so schnell er konnte, die Stufen herunterlief, und da sich die Hofräthinn nach einer kleinen Weile nach ihm umsah, verschwunden war. Sie giengen in den Dom herein, wo ein feister Pater in einer Viertelstunde über funfzig halbe Vaterunser herschnatterte, und die andre Hälfte von der Gemeine nachsagen ließ. Mal-

conetti bestrich sich mit Weihwasser, und that andächtig; das erstere that die Hofräthinn auch, aber sie lachte dabey. Er zupfte sie, und bat sie um Gotteswillen, ja nicht zu lachen, oder muthwillig zu seyn, wenn sie nicht sich selbst unglücklich machen wollte. Als sie vollends den Pater schnattern hörte, half kein Zureden mehr; sie hielt den Fächer vor das Gesicht, und kicherte hinter demselben so, daß es ein neben ihr stehender Andächtiger hörte, und die Zunge gegen sie ausstreckte. Malconetti zog sie fort, und wollte mit ihr zur Kirche hinaus gehn, allein sie wollte noch durchaus nicht fort; der Pater selbst gefiel ihr, und sie hatte unverwandt die Augen auf ihn gerichtet. Das ist ein sehr wohlgewachsner schöner Mann, der Pater da, sagte sie. So! gefällt er ihnen, Madame? das wundert mich doch. Ja wahrhaftig, ein rechter hübscher Mann: ha ha ha! ich muß über mich selbst lachen, daß mir der Pater gefällt. — — Hier zupfte sie jemand am Ermel; es war ein ziemlich vierschrötiger Kerl, mit einem Stock, der zu ihr sagte: Madame, ich sehe aus ihrem Betragen wohl, daß sie gelte eine Ketzerinn sind; und daß sie noch nicht gelernt haben, daß man über keine andre Religion spotten, und keinen Menschen in seiner Andacht stören muß: scheeren sie sich zur Kirche heraus, und lachen sie draussen. Die Hofrä-

thinn wollte antworten, und der Kerl machte schon Mine sie heraus zu führen, als Malconetti sie mit Gewalt mit sich heraus zog. Sie sind schuld daran, sagte sie, daß ich mich nun todt ärgern muß. — — Wie denn so, gnädige Frau? — Hätten sie mir verstattet, den groben impertinenten Kerl recht herunter zu machen, so wäre es gut gewesen, nun muß ich den Aerger ganz in mich schlucken, und das wird mir gewiß eine Krankheit zuwege bringen. Der infame Hund! wär er nur gleich hier. — Gnädige Frau, dann würden sie sich nur noch mehr ärgern; der Kerl würde auch nicht schweigen, und wie viel Ehre haben sie nicht gegen einen solchen Lumpenkerl zu verlieren: die wollten sie aufs Spiel setzen? Kommen sie, wir wollen auf den Thurm steigen, und die grosse Glocke mit der ganzen Menge ihrer Töchter, die hier in den verschiednen Stockwerken der Thürme herum hängen, sehn. — — Ach was wird denn daran zu sehn seyn, ich habe die grosse Glocke auf dem Magdeburger Dom gesehn, die hiesige wird schwerlich grösser seyn. Ueberhaupt will mir der hiesige Dom gar nicht gefallen, wenn ich ihn gegen das herrliche Gebäude des Magdeburger halte. Das einzige, was mir gefällt, sind die Lage des Doms, auf dem Berge, die Aussicht von oben, und der Prospekt, den er, und

die schönen breiten Stufen unten von dem Plaz her machen. — — Es ist wahr, Madame, der Magdeburgische ist nach gothischer Art inkomparabel, es ist zu den damaligen Zeiten nichts an innerer und äusserer Verzierung gespart worden, und er muß zur Zeit seiner Erbauung an Pracht wenig seines Gleichen gehabt haben; aber seitdem sind nun neunhundert Jahre verflossen, und jezt denken wir, es ist doch nur gothische Architektur. Aber was die grosse Glocke betrift, die werden sie doch um ein ansehnliches, wenigstens um den eilften oder zwölften Theil im Umfange grösser finden; und es wird nicht viel daran fehlen, daß diese nicht 16 bis 17 Ellen im Umfange haben sollte. Weil die Hofräthinn glaubte Malconetti'n eine Gefälligkeit darunter zu erweisen, so stieg sie mit ihm auf den Thurm. Im Heraufsteigen fragte sie ihn, wer der Fremde gewesen wäre, der ihnen auf den Stufen begegnet, und mit dem er da gesprochen. — — Es war, — — war einer von meinen ehemaligen Reisegefährten, antwortete er etwas verwirrt, den ich noch zulezt in Frankfurt gesprochen, und der mir vermuthlich Nachricht von ihrer Fräulein Tochter wird geben können: ich habe ihn deswegen zu mir bestellt. — — Das haben sie vortreflich gemacht: hätten sie doch nur gleich den Herrn genöthigt, diesen Abend mit uns zu essen. — — Das kann noch

immer geschehn, Madame, wenn sie es befehlen. —— Nun so vergessen sie es doch ja nicht.

Als sie die grosse Glocke besehn hatte, und wieder herunter gehn wollte, war Malconetti nicht da: sie rief ihn aus allen Kräften, aber niemand antwortete; sie wechselte mit Liebkosungen und Schmälen ab, aber alles war vergebens. Sie sahe sich endlich genöthigt mit dem Kirchenknecht herunter zu gehn, und diesen zu bitten, daß er sie nach dem Wirthshause bringen möchte. Dieser aber brachte sie nur die Stufen herunter, forderte hier sein Trinkgeld, und schützte seine Verrichtungen vor. Sie war dreist genug, einen Prediger, der ihr eben in den Wurf kam, anzureden, und zu bitten, daß er ihr den Weg nach ihrem Wirthshause zeigen möchte. Er sagte ihr, daß er eine Strecke des nemlichen Wegs gienge, wenn sie es sich also gefallen lassen wollte, neben ihm zu gehn, so wollte er ihr von da wo er abgienge den Weg weiter bezeichnen. Sie wollte ihm unter dem Arm fassen, er zog aber denselben zurück, und wich etwas beyseite. Darf ich fragen, wer dieselben sind, fieng er endlich an? —— Ich bin die Frau von Weissenfeld aus Magdeburg. —— So — so — ey — ey — aus Magdeburg? gelte, da ist noch alte Frömmigkeit; ja die gute Stadt, die gute Stadt, die hat ehemals viel um der reinen Lehre willen ge-

than und ausgestanden, und hat grosse Männer gehabt, die ehrwürdigen Centuriatores: Johannes Wigandus, und Matthäus Judex, und Matthias Flacius Illyricus; das waren noch rechte Streiter in dem Herrn. Schade, schade, daß der ehrliche Illyricus sich durch den Sophisten Victorinus Strigelius verleiten ließ, in den groben Irrthum vom Peccato originis zu verfallen, das er substantiam hominis nannte. Ja, damals gab es noch andre Theologen als jetziger Zeit, da war noch nicht der theologische Stolz und die Aufgeblasenheit so groß, als heuer, da sich die Herren mit der Kritik so viel zu thun machen, und mehr die scriptores profanos lesen und treiben, als die Bibel. Daher kommt der Stolz der jetzigen Academicorum. Ich lobe mir die vorigen Zeiten, da liessen sich noch die Fürsten aus Sparsamkeit aus ihren Bettgardinen Schlafröcke machen, die jetzt kein Professor Theologiä tragen würde; und giengen noch selbst in die Schule. — — Herr Prediger, wie hieß die Kirche, da hinter uns, im Thale, zwischen dem Dom und Petersberg? fragte die Hofräthinn, seines Schwatzens überdrüßig. — — Wie beliebt denenselben? — — Ich frage, wie die Kirche hieß, da mit den drey Thürmen? — — zu dienen; es ist die Severikirche. — — Und die da vor uns? — — heißt die Kauf-

mannskirche. Jene gehört den Catholicis, und diese den Euangelicis, deren Ministerium hier seinen eignen Senior hat, so den Titel Hochwürdige Magnifizenz führt. Ja, das gute Erfurt hat um die theure evangelische Lehre grosse Verdienste. Wissen Ihre Gnaden schon, daß der selige Lutherus hier in einem Kloster gewesen ist? — — Herr Prediger, wie geht das zu, daß man hier so wenig Menschen zu sehn bekommt? mir begegnen in Magdeburg eher dreyßig Menschen, ehe ich hier einen sehe. — — Ja, gnädige Frau, es kommt alles in Abnahme; vor diesem war es in dem guten Erfurt auch noch ganz anders, aber Handel und Wandel hat sehr abgenommen. Der leidige dreyßigjährige Krieg hat auch hier grosse Verwüstungen angerichtet; davon haben wir hier auch noch viele Ueberbleibsel. Gelte, die gnädige Frau haben auch an jenem Ende der Stadt ein grosses wüstes Gebäude gesehn; das ist noch ein Ueberbleibsel von der Schwedenzeit und dem dreyßigjährigen Kriege. Ja die Zeiten ändern sich gewaltig. Das gute Erfurt hat eine grosse Anzahl Häuser, aber in manchen derselben sind kaum vier bis fünf Seelen. Da steht ein Haus, wovon ich ihnen noch eine besondere Geschichte erzählen kann. Das Haus gehörte vor 50 oder 60 Jahren einem Apotheker, der es vermiethet hatte: die ganze Familie, welche zur

Miethe darin wohnte, starb in kurzer Zeit ganz und gar aus, so daß auch nicht Hund oder Katze übrig blieb. Nach einiger Zeit zog eine andre herein, die hatte gleiches Schicksal mit der ersten. Man wollte schon das Haus als ein verfluchtes schleifen lassen; als sich eine dritte fand, die herein zog, aber nach wenig Wochen mit dem vorigen gleiches Schiksal hatte. Das Haus stand hierauf einige Jahre lang ledig. Endlich fand sich ein gottesfürchtiger verarmter Handwerksmann, der den Besitzer um die Erlaubniß bat, darin wohnen zu dürfen: dieser wollte sie ihm anfänglich nicht geben, und hielt ihm das Schicksal der vorigen Bewohner vor; er aber ließ nicht ab mit Bitten, weil er nirgends hin wußte, und es wurde ihm endlich gegen einen Schein erlaubt, den er ausstellen muste, und der dahin gieng, daß er selbst darauf gedrungen hätte, in das Haus zu ziehen. Als er zu seiner ersten Mahlzeit einen Mehlbrey essen wollte, stand er mit seinen Kindern um den Tisch, und betete zu Gott, daß er ihm und seinen armen Kindern in dem unglücklichen Hause doch das Leben fristen möchte. In dem er betete, wurde er kleine auffahrende Bläschen auf dem Brey gewahr. Dies kam ihm verdächtig vor; er gab seinem Hunde etwas von dem Brey, und dieser starb eine halbe Stunde darauf. Man untersuchte hierauf alles

genau, und fand, daß eine über dem Tisch hängende alte Wachskrone ganz voll Spinnen war, die durch den waren Duft des Essens gereitzt, ihren Gift darauf hatten fallen lassen. Man that dieselbe weg, und die gottesfürchtige Familie lebte hernach gesund und vergnügt im Hause. —

Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Pastor, unterbrach ihn die Hofräthinn, die Geschichte kommt mir etwas fabelhaft vor. Ey, ich versichere Ihre Gnaden, es leben noch Leute, die sich derselben zu erinnern wissen. Aber wollen dieselben nicht auch die hier befindliche Bibliothek und Naturalienkabinet, der Academiae Naturae curiosorum, und unsre schönen Codices bibliorum hebraicorum besehn, welches noch eine schöne Beute von den ehemals von hier vertriebnen Kindern Israels ist? — — Nein, lieber Herr Pastor, dazu habe ich keine Zeit und keine Lust; ich habe hier nur einen Tag ausruhen wollen, und werde morgen in aller Frühe weiter reisen. Aber sie wollten ja so gütig seyn, mir den Weg nach meinem Quartier zu bezeichnen. — — Ey der Tausend! nehmen sie es doch ja nicht übel, wir sind schon lange vorbey; ich habe gar nicht wieder daran gedacht. Aber da kommt eben ein guter Bekannter, der wird die Ehre haben Sie hinzubringen. Lieber, Herr Lars, haben sie doch die Güte, diese vornehme Dame nach ihrem Gast-

hofe zu führen. Ich habe die Ehre mich denenselben gehorsamst zu empfehlen, und verbleibe dero getreuer Knecht und Fürbitter.

Die Hofräthinn ärgerte sich entsetzlich, daß sie, da ihre Füsse ohnehin schon vom Steigen auf den Dom sehr ermüdet, und das Gespräch des Pastors ihr eben so verdrießlich war, noch hatte eine gute Strecke weiter gehn müssen, um dasselbe mit anzuhören. Hiezu kam die Unruhe und der Verdruß, welchen sie über Malconettis plötzliches und unerwartetes Verschwinden empfand. Was der Geistliche zu viel gesprochen hatte, das that ihr neuer Begleiter zu wenig, sie langte mit ihm bey ihrem Gasthofe an, ohne weiter ein Wort von ihm zu hören, als: Da, wobey er mit der Hand auf das Haus zeigte, eine stumme Verbeugung machte und weiter gieng. Ihre erste Frage war, ob ihr Reisegefährter nicht da sey? Ja, versetzte der Wirth, er ist da, aber ich weiß nicht recht was ich von ihm denken soll. Ich bin durch eine lange Erfahrung argwöhnisch geworden, und glaube manches Verdächtige bey ihm gefunden zu haben. Zuerst kam ein Fremder, der sich für seinen Freund ausgab, und auf seine Stube gelassen zu werden verlangte, weil er ihn dahin bestellt hätte. Ich schlug es ihm ab, so sehr er auch in mich drang, weil ich dergleichen nie zu thun pflege. Er gieng wieder weg,

nachdem ich seiner mit vieler Mühe losgeworden war, und ich bemerkte, daß er in der Strasse auf und ab spatzieren gieng. Nach einer Weile kam er mit ihrem Reisegefährten wieder, und sagte, sehn sie, Herr Wirth, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und ihnen keinen Wind vorgemacht habe? Ihr Reisegefährte verlangte darauf auf ihre Stube gelassen zu werden, weil er vorgab, daß etwas von seinen Sachen darauf befindlich wäre. Ich fragte, ob es nicht Zeit hätte, bis sie wieder nach Hause kämen? er bestand aber darauf, er müßte es gleich haben, und ich möchte ihn also ohne Verzug auf die Stube lassen. Ich nahm den Hauptschlüssel und gieng selbst mit, brauchte aber die Vorsicht mich nicht zu entfernen. Er suchte allerley hervor, mich von der Stube zu schaffen, da aber alles vergebens war, so gieng er endlich nach vielem Herumsuchen, und nachdem er einigemal das Schloß an ihrem Koffer besehn hatte, unter Toben und Fluchen wieder von der Stube, und sagte, er hätte bey einem solchen verdammten argwöhnischen Kerl noch nie logirt. Die Hofräthinn wurde über diese Erzählung etwas stutzig, sie eilte auf ihre Stube, sah sich nach allem um, und fand alles unversehrt. Nach einer kleinen Weile klopfte Malconetti an, sie machte ihm scherzend Vorwürfe darüber, daß er auf ihrer Stube gewesen, und ihre Sachen durchsucht

hätte, und noch dazu in Gesellschaft eines Fremden; noch mehr aber, daß er sie auf dem Thurm verlassen hätte. Er antwortete, dieser Fremde sey eben der Freund, der ihnen auf den Stufen zum Dom begegnet wäre, er hätte ihn zu sich bestellt, um Nachricht von ihrer Fräulein Tochter zu erfahren. Auf dem Thurm wäre ihm die Besorgniß beygefallen, sein Freund möchte ihn verfehlen, er hätte sie nicht gerne in dem Vergnügen sich oben umzusehn stören wollen, und hätte sich deswegen heimlich davon gemacht. Sollte er hierin gefehlt haben, so wollte er hiemit tausendmal um Vergebung bitten, und sich jeder Strafe unterwerfen, die sie ihm gütigst zuerkennen würde. Als er zu Hause gekommen, hätte er sein Taschenbuch, worin sein Reisejournal wäre, woraus er für sich und seinen Freund manches Licht gehofft hätte, vermißt. Er hätte nicht anders glauben können, als daß es auf ihrer Stube wäre, und hätte sich deswegen die Freyheit genommen herauf zu gehn, und es zu suchen. — Aber das hätte ja doch wohl solche Eile nicht gehabt, versetzte sie; indessen es mag darum seyn, wenn sie nur etwas von meiner Tochter durch ihren Freund erfahren haben. — Genug, gnädige Frau, genug. Mein Freund hat sie in Hanau kennen gelernt, ist in ihrer Gesellschaft nach Cassel gereist, unterwegs sind sie

noch von einer französischen Parthey beunruhigt worden, die aber doch so viel Achtung gegen den Stand und das Geschlecht ihrer Fräulein Tochter gehabt, daß sie ihr kein Leid zugefügt. Von da ist sie weiter nach Göttingen gegangen. Lassen sie uns keinen Augenblick säumen, sondern unverzüglich dahin reisen. Die Hofräthinn erwiederte, wenn sie von Hanau nach Göttingen gereist wäre, so hätte sie sich durch diese Reise Magdeburg genähert, und möchte wohl gar im Begrif seyn, wieder nach Hause zu kehren. Hiernächst aber sey es auch noch ungewiß, ob dies wirklich ihre Tochter gewesen wäre, mit welcher sein Freund gereist sey. Malconetti benahm ihr diesen Zweifel bald, durch genaue Beschreibung ihrer Tochter, und Erzählung mancher Handlung, die sie ausgeübt hatte, und die ihrem Charakter vollkommen angemessen war, und stellte ihr hienächst so triftige Gründe vor, die sie zur Reise nach Göttingen bewegen sollten, daß sie bald ihre beyden Einwürfe fahren ließ, und sich zu dieser Reise wirklich entschloß.

Sie reisten den folgenden Morgen in aller Früh ab: Malconetti that den Vorschlag heute nicht weiter als bis Gotha zu reisen und da einen Tag zuzubringen, um den dortigen glänzenden Hof und die schöne Stadt kennen zu lernen; die

Hofräthinn aber bestand darauf, ohne längern Aufenthalt, als zur Bestellung der Postpferde nöthig wäre, die Reise nach Göttingen fortzusetzen, damit ihre Tochter nicht unterdessen weiter gereist seyn möchte. Sie fuhren also nur vor den Gasthof auf eine Stunde; Malconetti gieng hin Pferde zu bestellen, und die Hofräthinn bestellte für sie beyde Chokolate. Nach Verlauf einer Stunde fuhren sie weiter, nachdem Malconetti vorher den Wirth einige Worte ins Ohr gesagt hatte. Sie sind wohl, wie es scheint, mit allen Gastwirthen bekannt, sagte die Hofräthinn lächelnd zu ihm. Ich wüßte eben nicht, erwiederte er, ich habe den Mann nur gefragt, ob er nicht einen guten Gasthof in Göttingen wüßte? —— Aber wozu war es nöthig, ihm dies heimlich zu sagen? hiernach konnten sie ihn ja laut fragen. Weil ich nicht wollte, versetzte er, daß der Postillion gerade wissen sollte, wohin wir reisen. —— Sie sind also ein sehr vorsichtiger Mann; ich bekenne gerne, daß ich nicht einsehe, was für Nachtheil daraus hätte erwachsen können. —— Das kann man zuweilen nicht wissen; wer so viel Erfahrung hat, als ich, und so oft durch Schaden klug geworden ist als ich, der geht immer lieber in der Vorsicht zu weit. — Als sie eine Meile jenseits Gotha waren, kam jemand hinter ihnen geritten, der in vollem Gallop bey ihnen

vorbey ritt, das Gesicht sehr vermummt hatte, und sich dann und wann von der Seite nach ihnen umsah. Die Hofräthinn glaubte in seiner Statur den Fremden zu erkennen, mit welchem Malconetti auf den Stufen zum Dom in Erfurt gesprochen hatte: sie fragte diesen, ob es nicht der nehmliche wäre? allein dieser behauptete, er sey himmelweit von jenem verschieden; wenn es sein Freund gewesen wäre, so würde er ihn gewiß angeredet haben. Sie langten den folgenden Tag in Göttingen an, wo die Hofräthinn sogleich dem Malconetti Commission gab, sich in allen Gasthöfen zu erkundigen, ob er keine Nachricht von ihrer Tochter einziehen könnte. Er kam nach einigen Stunden wieder, und sagte, er hätte einen Gastwirth getroffen, bey dem sie vor ohngefähr acht Tagen logirt hätte, sie sey aber von da über Cassel nach Nürnberg gereist. Die Hofräthinn verlangte den Gastwirth selbst zu sprechen: er brachte sie zu demselben, wandte aber sogleich einen nothwendigen Gang vor, und entfernte sich. Der vermeynte Gastwirth gab ihr auf alle Fragen die sie ihm vorlegte, und worin viele specielle Umstände und Merkmale von Rosalindens Person enthalten waren, sehr verwirrte und oft widersprechende Antworten. Manchmal trafen sie zu; gröstentheils aber waren sie so, daß die Hofräthinn daraus schliessen mußte, die

Fremde, welche da logirt hätte, sey nicht ihre Tochter gewesen.

Sie kam also voll von Unruhe wieder in ihren Gasthof, wo sie Malconetti'n schon vorfand, und zwar auf ihrer Stube. Er wurde über ihre unvermuthete Ankunft bestürzt, und machte ihr ein etwas verwirrtes Kompliment. Alle Umstände waren ihr verdächtig, sie wollte argwöhnen, und doch wußte sie nicht, was sie argwöhnen sollte; auch ließ es ihr die unbegränzte Achtung, die sie für ihn hatte, nicht zu. Sie setzte ihn indessen, wiewohl abermals im freundlichen und scherzenden Ton darüber zur Rede, daß sie ihn aller Orten immer in ihrer Abwesenheit auf ihrer Stube fände. Er wußte sich anfänglich nicht zu helfen; sagte endlich, er hätte die heftigsten Kopfschmerzen gehabt, die ihm nicht erlaubt hätten, sich der Luft auszusetzen; gleichwohl hätte er auf seiner Stube tödtende Langeweile gehabt, da er weiter nichts vor sich gesehn hätte, als Pferdeställe. Er hätte sich deswegen vom Wirth ihre Stube öfnen lassen, damit er nach der Strasse sehn könnte, und besonders um zu sehn, ob sie selbst noch nicht zu Hause käme, weil er auf ihre Zurückkunft mit Schmerzen gewartet hätte. Dies war für die Hofräthinn so schmeichelhaft, daß sie aller Neigung zum Argwohn widerstand, ihm freundlich die Hand drückte,

und seiner Kopfschmerzen wegen herzlich beklagte. Sie sagte hierauf, daß, so wahrscheinlich es auch manche Umstände machten, daß ihre Tochter dort gewesen, doch mehr Gründe vorhanden wären, die sie dies bezweifeln liessen. Malconetti wandte alles an, es ihr glaubwürdig zu machen, und beredete sie endlich, mit ihm die Reise über Cassel nach Nürnberg anzutreten; hauptsächlich durch die Vorstellung, daß sie ihren Zweck, ihre Tochter zu finden, um desto leichter erreichen würde, je mehr Oerter sie besuchte, und je mehrern Gastwirthen sie ihre Tochter beschriebe, die doch auf den Fall, daß sie künftig an diesen oder jenen Ort käme, ihr Nachricht davon geben könnten: da es doch einmal nicht schicklich wäre, einen Steckbrief drucken zu lassen, oder sie öffentlich zu citiren.

Sie reisten also von Göttingen auf Cassel, wo sie abermals einen Tag zubrachten, und von da hernach ihre Reise weiter nach Nürnberg, über Homburg, Hirschfeld, Fulda, Schweinfurt und Bamberg fortsetzten. Malconetti trug an jedem dieser Oerter darauf an, einen oder etliche Tage da zu bleiben; die Hofräthinn war aber nicht dazu zu bewegen. Doch ließ sie es sich gefallen, einen Tag in dem grossen, düstern und abergläubischen Bamberg zuzubringen. In Nürnberg hielten sie sich dagegen acht Tage auf, ob-

ne daß jedoch die Hofräthinn in dieser Zeit die geringste Spur von ihrer Tochter hätte erfahren können. Sie hatte dagegen den Verdruß, einen Ring, nebst zehn Pistolen, die sie beym Ausgehn in einem Papier hinter den Spiegel gelegt hatte, weil sie nicht Lust hatte, ihren Koffer noch einmal wieder aufzuschliessen, und es darin zu verwahren, zu vermissen. Dies machte ihr den Ort noch mehr zuwider, der ihr ohnehin dadurch verdrießlich geworden war, weil verschiedene Patricier ihr nicht den Grad von Achtung erwiesen, den sie wünschte und verlangte, und noch mehr dadurch, daß man ihr hin und wieder Grobheiten gesagt hatte, weil sie sich über verschiedene dortige Kleidertrachten aufhielt, und ihren Spott damit trieb. Sie war nunmehr willens wieder umzukehren, und über Culmbach, Jena und Eisleben ihren Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Malconetti stellte ihr dagegen vor, daß es keine kleine Thorheit seyn würde, so weit gereist zu seyn, und dennoch einen so beträchtlichen Theil von Deutschland übrig zu lassen, wo sie doch vielleicht ihre Tochter noch antreffen könnte, und so unverrichteter Sachen zurückzukehren. Da alle Vorstellungen nichts fruchteten, stellte er ihr an dem lezten Tage ihres Aufenthalts in Nürnberg noch einmal denselben Fremden vor, der ihnen in Erfurt begeg-

net, und auf dem Wege von da nach Göttingen bey ihnen vorbey geritten war. Dieser muste ihr die Nachricht bringen, daß er von ihrer Tochter Kundschaft von einigen Postämtern eingezogen hätte, nach welcher sie sich in den obern Gegenden Deutschlandes befinden müßte. Die Hofräthinn sah ihn aufmerksam an, und glaubte in ihm den Gastwirth zu erkennen, mit welchem sie in Göttingen gesprochen hatte. Sie fragte ihn, ob er nicht in Göttingen gewesen wäre? er leugnete es aber standhaft, und versicherte, er sey von Erfurt gerade nach München gereist, und wäre von da erst gestern nach Nürnberg gekommen. Die Hofräthinn blieb dabey, sie hätte wenigstens nie ein Paar so ähnliche Leute gesehen; und ließ sich endlich doch bereden, in Malconetti's angenehmer Gesellschaft weiter zu reisen. Die Reise gieng nach dem Plan, welchen dieser entworfen hatte, von Nürnberg auf Anspach, Stuttgard, Ulm, Augspurg und München. An diesem leztern Orte ließ sich die Hofräthinn als eine Dame von Adel bey Hofe präsentiren, und wurde zur Tafel gezogen. Malconetti machte auch hier, so wie an den andern Orten, wo sie sich einen oder einige Tage aufhielten, vergebliche Anschläge auf ihren Koffer. Von München gieng die Reise nach

der kleinen Festung Kufstein. Hier fanden sie einen so elenden Gasthof, daß die Hofräthinn genöthigt war, mit Malconetti auf einem Zimmer zu logiren. Bey dieser Gelegenheit entdeckte der letztere, wornach er so lange vergeblich geforscht hatte, den eigentlichen Aufenthalt ihres Geldes. Er sah nemlich, daß sie aus einem kleinen Kästchen, das rechter Hand in ihrem Koffer stand, zwey Pistolen nahm, um sie wechseln zu lassen. In München hatte er bereits ihren Kofferschlüssel, nach einem Abdruck, den er in Wachs zu machen, Gelegenheit gehabt, durch seinen Freund, der ihnen auch dahin gefolgt war, nachmachen lassen. Es fehlte also nunmehr weiter nichts, als eine bequeme Gelegenheit, das Kästchen aus dem Koffer zu langen. Diese machte er sich folgendermassen. Er stellte der Hofräthinn vor, daß es in den engen und beschwerlichen gebirgigen Wegen, die sie zu passiren haben würden, gefährlich sey, wenn der Wagen zu schwer beladen sey: er wollte sich also lieber ein Pferd nehmen und hinterher reiten. Die Hofräthinn durfte nur etwas von Gefahr hören, so nahm sie vermöge ihrer Aengstlichkeit gerne jeden Vorschlag an, der zur Abwendung derselben dienen konnte. Sie ließ sich also auch Malconetti's Vorschlag sehr gerne gefallen. Dieser gab, ohne daß die Hofräthinn etwas davon

merkte, seine Sachen seinem Freunde, der in einem andern Gasthofe logirte, in Verwahrung, und setzte seinen Koffer mit blossem Stroh und Steinen angefüllt, hinten auf den Wagen, und auf denselben den Koffer der Hofräthinn so, daß er von hinten zu leicht, vermittelst des Schlüssels, den er bey sich führte, zu eröfnen war. Als sie ohngefähr eine Meile von Kufstein, in einem Gebüsch, auf einem sehr engen und holprichten Wege fuhren, stieg Malconetti vom Pferde, führte es hinter sich her, eröfnete den Koffer, und nahm das Kästchen heraus, das er unter seinem Reisemantel untern Arm nahm, und dann den Koffer wieder verschloß. Nach einer kleinen Weile zeigte er sich der Hofräthinn noch einmal; gleich darauf kamen sie in dem dicken Gebüsch an einen Scheideweg, auf welchem Malconetti, nachdem der Wagen vorbey gefahren war, in vollem Galop zurück jagte, und sich nach Verlauf einer Stunde wieder in Kufstein befand, wo er sich mit seinem Freunde in einen Wagen setzte, und unverzüglich nach Bayern zurückreiste, ohne jedoch den Weg wieder nach München zu nehmen. Eine Viertelstunde nachher, da die That geschehen war, vermißte die Hofräthinn Malconetti'n zuerst: sie empfand anfänglich die zärtlichste Besorgniß seinetwegen, und ließ den Fuhrmann stille halten, ob er etwa nachkäme. Nachdem

sie noch eine Viertelstunde gewartet hatte, ohne das geringste von ihm zu vernehmen, wollte sie den Fuhrmann schon zu Pferde zurückschicken, allein ihre Furcht in dem Gebüsch allein zu bleiben, war zu groß, und erlaubte dies nicht. Sie befahl also dem Fuhrmann zu futtern, und sich noch eine Stunde auf dem Platz aufzuhalten; gab auch einem ihr begegnenden Jäger den Auftrag sich nach Malconetti'n, den sie ihm genau beschrieb, umzusehn, und ihn, falls er verirrt, oder ihm sonst etwas widerfahren wäre, zurecht zu weisen. Bey der Langenweile, die ihr das Stillhalten verursachte, wollte sie aus ihrem Koffer eine Schachtel mit überzognen Pomeranzenschalen und Confitüren hervorlangen, und entdeckte bey dieser Gelegenheit die grosse Lücke an der Stelle, wo ihr Kästchen gestanden hatte. Man wird sich den Schreck und das Erstaunen leicht vorstellen können, was sie überfiel, da sie nach genauer Untersuchung die Stelle ganz ledig, und das Kästchen gar nicht fand. Sie lies den Koffer abnehmen, packte ihn unter freyem Himmel fast ganz aus, und suchte alles so genau durch, als wenn es ein Ring, ohne eine andre kleine Sache gewesen wäre, die ihr gefehlt hätte. Sie wollte anfänglich ihren eignen Augen nicht trauen, bis sie endlich die traurige gewisse Ueberzeugung hatte, daß das Kästchen nicht da wäre. Nun aber

konnte sie auch keinen Augenblick mehr zweifeln, wer der Urheber ihres Unglücks sey. Sie ließ gleich wieder umkehren, und fuhr nach Kufstein zurück, wo sie erfuhr, daß Malconetti wieder dahin zurückgekommen, aber auch sogleich nebst einem andern Fremden wieder abgereist sey. Die Hofräthinn zeigte ihren Diebstahl in Kufstein der Obrigkeit an, und bat um Steckbriefe, man wollte sich aber, weil sie eine Fremde war, damit nicht abgeben, sondern verwies sie an die Regierung zu Innspruck. Sie machte sich daher unverzüglich auf den Weg dahin, nachdem sie ihre in ihrer Börse befindliche Baarschaft überzählt, und gefunden hatte, daß es kaum bis Innspruck reichen würde. Hier trug sie ihr Gesuch sogleich den folgenden Tag der Regierung vor, man wollte es aber auch hier nicht sogleich bewilligen, woferne sie nicht eine gewisse beträchtliche Caution zu machen im Stande wäre. Diese war ihr unmöglich zu machen, und da sie ohnehin beschlossen hatte, von hier auf Wien zu reisen, wo sie am ersten etwas von ihrer Tochter zu erfahren hoffen konnte, so nahm sie sich zugleich vor, von dort aus den Malconetti durch Steckbriefe verfolgen zu lassen. Ihr erstes Geschäfte mußte nun natürlich seyn, an ihren Mann um Geld zu schreiben, welcher Brief schon vorher mitgetheilt ist.

Anfänglich hatte sie in Innspruck viele und verdrießliche Langeweile, die durch den Verdruß über ihren Verlust und gegenwärtigen Geldmangel noch um ein grosses ihr beschwerlicher wurde. Es fehlte ihr an aller Bekanntschaft, und es wollte ihr auch auf verschiedenen Promenaden, die sie auf dem Rennplatze und im Hofgarten absichtlich deswegen machte, nicht gelingen, sich einige zu erwerben: bis sie endlich am fünften Tage ihres dortigen Aufenthalts, im Hofgarten einen wohlgebildeten jungen Menschen antraf, der die schönen metallenen Bildsäulen, welche da in ziemlicher Anzahl stehn, in Augenschein nahm. Sie faßte sogleich den Entschluß, sich ihm zu nahen, und sich eine Gelegenheit zum Gespräch mit ihm zu machen: wozu die grosse metallene Bildsäule zu Pferde den Vorwand hergeben mußte. Sie fragte ihn, ob er ihr nicht sagen könne, wer in derselben abgebildet worden? — Ich sehe also wohl, versetzte er, Madame sind hier auch fremde. — — Ja, und zwar so fremde, daß ich auch nicht die geringste Bekanntschaft hier habe, und wie im Exil lebe. Sie würden mich unendlich verbinden, wenn sie mir einige Bekanntschaft verschaffen könnten. — — Ich bin selbst ein Fremder, und nur erst seit etwas über acht Tagen hier, indessen will ich mein möglichstes versuchen. Nur muß ich be:

fürchten, daß die wenige Bekanntschaft, die ich hier erlangt habe, ihnen gerade nicht angenehm seyn dürfte, da es bloß Mannspersonen sind, und sie hingegen vermuthlich wünschen werden, mit hiesigen Frauenzimmern bekannt zu seyn. Indessen ist auch dies vielleicht möglich zu machen, wenn ich die Ehre haben kann, sie morgen auf die Redoute, welche man auf dem hiesigen Opernhause halten wird, zu führen. — — Sie sind gar zu gütig, und ich bin unverschämt genug dies gütige Anerbieten anzunehmen. Aber verzeihen sie, wenn ich mir die Freyheit nehme zu fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen? — Mein Name ist von Rehfeld; ich bin ein mecklenburgischer Edelmann, und habe einen Bruder, der sich in Oesterreichischer Kriegsgefangenschaft hier befindet, den zu besuchen ich hieher gekommen bin. Mich dünkt, sie fragten vorher, wen die metallene Bildsäule zu Pferde da vorstellen sollte: man hat mir gesagt, daß es der Erzherzog Leopold seyn soll. Ich bewundere nur die Kunst dabey, daß die ganze Bildsäule blos auf den beyden Hinterfüssen des Pferdes ruhet. Aber wenn Madame Liebhaberinn von Kunstsachen sind, so will ich mir die Ehre ausbitten, sie in die herrliche Franziskanerkirche zu führen, die hier die Hofkirche heißt, imgleichen in die schöne

Pfarrkirche, wo sie noch manche vortrefliche Stücke antreffen werden.

Die Hofräthinn machte sich zwar hieraus nicht viel, indessen nahm sie das Erbieten an, um dadurch Gelegenheit zu haben, bekannter mit ihm zu werden. Sie nannte ihm ihren Namen, doch wohl zu merken, abermals mit Vorsetzung eines von; und Herr von Rehfeld wurde nun desto freundlicher und höflicher gegen sie. Er bot ihr seinen Arm an, und führte sie in die Hofkirche, wo er ihr die Menge metallener Bildsäulen, deren Zahl sich über funfzig beläuft, zeigte, und diejenigen namentlich nannte, welche Personen aus dem Oesterreichischen Hause vorstellten. Er war nemlich nur erst vor wenig Stunden da gewesen, und hatte sich von einem ehrlichen und andächtigen Frater alles zeigen lassen. Von hier führte er sie in die Pfarrkirche, wo sie das durch Wallfahrten und Gelübde berühmte heilige Bild Mariahülfe im Choraltare besahen. Ihr Cicerone erzählte ihnen vieles von den Wunderkuren, die dies Bild gethan, und zeigte ihnen die Opfer, die demselben dafür verehrt waren: Die silbernen Kinder Herzog Karls V von Lothringen, in der Grösse, wie sie geboren worden; und den Erzherzog Joseph von Gold, in der Grösse wie er geboren worden, den die Königinn Maria Theresia nach ihrer Entbindung 1741 dahin verehrt hatte.

Dies setzte die Hofräthinn am meisten in Erstaunen; nicht von Seiten der Kunst, sondern weil es Gold war. Rehfeld bezahlte den Cicerone und begleitete sie nach Hause, nahm aber ihre Einladung den Abend bey ihr zu speisen nicht an. Dagegen versprach er es an dem folgenden Tage in Gesellschaft seines Bruders zu thun, und sie dann in die Redoute zu führen. Die Hofräthinn ließ ein prächtiges Abendessen zurichten, wozu sich der Wirth nur mit vieler Mühe, und nicht anders verstand, als daß sie ihm einen ihrer beßten Ringe zum Unterpfande gab, welches sie sehr misvergnügt machte. Indessen wollte sie gerne dies so wenig als möglich scheinen, und suchte alles hervor um sich aufzuheitern und munter thun zu können. Allein ein unglücklicher Umstand verdarb ihr auf diesen Abend alles Vergnügen. Sie gefiel sich in dem neuen Domino, welchen ihr der Wirth hatte verschaffen müssen, so auffervordentlich, daß sie, um sich mehr Reiz zu geben, ihn schon vor dem Essen angezogen hatte, und ihre Fremden darin empfing. Bey Tische wollte sie dem Herrn von Rehfeld, der ihre Gesundheit trank, ein recht verbindliches Kompliment machen, und verschüttete bey dieser Gelegenheit etwas Sauce von ihrem Teller auf den Domino. Wäre ihr Mann oder sonst jemand von ihren Leuten dabey gewesen, so würde der ihren ganzen Verdruß

darüber haben entgelten müssen, so aber war derselbe um desto grösser, weil sie ihn bey sich behalten mußte. Sie wurde so ausserordentlich zerstreut, daß sie selbst kaum wußte, was sie that, oder sprach. Am meisten beunruhigte es sie, woher sie Geld nehmen wollte, den Habit zu bezahlen. In ihrer Verwirrung that sie, was sie sonst nicht würde gethan haben; sie erzählte ihren Gästen die ganze Geschichte ihrer Beraubung, und klagte ihnen ihren gegenwärtigen Geldmangel. Rehfeld wurde stutzig darüber, und die Person der Hofräthinn so wohl, als ihr Betragen und ihr Schicksal erschien ihm in einem sehr zweydeutigen Lichte. Indessen erbot er sich, ihr für diesen Abend eine andre Maske zu verschaffen, die er auch sogleich durch seinen Bedienten holen ließ. Der Hofräthinn blieb indessen die Sorge für die Bezahlung des verdorbenen Habits zurück, welche ihr hernach noch mancherley Verdrießlichkeit verursachte, und sie nöthigte, dem Besitzer desselben eine ihrer Kostbarkeiten zum Pfande zu geben. Auf der Redoute suchte sie mehr Bekanntschaft mit den Mannspersonen, als mit dem Frauenzimmer zu machen; hatte aber den Verdruß, daß sich keiner mit ihr in Gespräch einließ; da fast jeder der Anwesenden seine Dame hatte, mit welcher er tanzte und sich unterhielt. Auch beym Tanz selbst wurde sie sehr zurück gesetzt, und es blieb Reh-

felds Höflichkeit überlassen, sie einigemal aufzufordern, damit sie nicht ganz verlassen, und als müßige Zuschauerinn da sitzen möchte. Nach Mitternacht glückte es ihr endlich, einen Fähnrich zu erobern, der von den übrigen Anwesenden nicht sehr geachtet wurde, und sich also, weil er fast gleiches Schicksal mit ihr hatte, zu ihr gesellte, nachdem er einmal mit ihr getanzt, und einen warmen Händedruck von ihr bekommen hatte. Da aber beyde vorher schon einigermassen der Gegenstand des Spotts der übrigen Anwesenden gewesen waren, so wurden sie es nun, da sie sich zusammenhielten, noch mehr. Die Hofräthinn selbst, so gerne sie auch ihren neuen Verehrer sich als einen grossen Mann denken wollte, konnte dennoch seine ansprechende Einfalt nicht verkennen, und gieng von Rehfeld begleitet gegen drey Uhr höchst misvergnügt nach Hause. Sie besuchte hernach noch verschiedene male die öffentlichen Lustbarkeiten, allein mit fast immer grössern Misvergnügen. Weil sie auf der Redoute Aufsehn gemacht hatte, so erkundigte man sich genauer nach ihr und ihrer Absicht, und so wurde denn ihr Schicksal bald stadtkundig. Der Aufenthalt in Innspruck wurde ihr je länger je mehr unerträglich, und der Verdruß, den sie darüber empfand, daß sie ihrer Meynung nach nicht

genug hervorgezogen wurde, der Mangel an Bekanntschaft, und noch mehr der Mangel an Gelde machte sie so ungeduldig, daß sie den zweeten Brief an ihren Mann schrieb, da sie glaubte, das Geld hätte schon eintreffen müssen, wenn er promt genug gewesen wäre. Unterdessen langte der erste Wechsel von fünfhundert Thalern endlich an, mit der Nachricht, daß am folgenden Posttage noch einer von gleicher Stärke folgen sollte. Die Hofräthinn wurde dadurch auf einmal aus ihrer Verlegenheit, und mit derselben auch aus ihrer Unlust gerissen. Sie bezahlte ihre Schulden, und den Domino, dessen Eigenthümer ihr bisher fast alle Morgen auf die unangenehmste Art seine Aufwartung gemacht hatte, und löste die versetzten Pfänder wieder ein, welches zusammen eine Ausgabe von nicht weniger als 150 Thalern war. Da sie dennoch bis zum nächsten Posttag, an welchem die übrige Hälfte des Wechsels eintreffen sollte, in Innspruck bleiben mußte, so suchte sie sich über die Verachtung, welche man ihr da erwiesen hatte, noch in dieser Zwischenzeit dadurch zu rächen, daß sie sich im größten Glanz an allen öffentlichen Orten zeigte, und nie ohne zween Miethlakeyen gieng. Zu Hause gab sie nicht allein in diesen Tagen prächtige Mahlzeiten, wozu sie den Herrn von Rehfeld mit seinem Bruder, und den Fähnrich, welchen sie

auf der Redoute kennen gelernt, einlud, und es ihnen freystellte, mit zu bringen, wen sie wollten; sondern sie gab auch noch den Tag vor ihrer Abreise einen grossen Ball, wozu sie einen ansehnlichen Theil des dortigen Adels einladen ließ, diejenigen aber wegließ, welche bisher die größte Zurückhaltung und Gleichgültigkeit gegen sie hatten blicken lassen. Da Herr von Rehfeld ohnehin schon geäussert hatte, daß er nach Wien zu reisen Willens wäre, um wo möglich seinem Bruder die Erlaubniß auszuwirken, daß er auf Kavalierparole nach Hause reisen dürfte, so ließ er sich von der Hofräthinn sehr leicht bereden, in ihrer Gesellschaft diese Reise zu machen. Doch bat sie sich von ihm aus, daß sie aller Orten, wohin sie kämen, in verschiedenen Wirthshäusern logiren wollten; wie sie vorgab, um allen Uebelstand und Verdacht zu vermeiden; im Grunde aber geschahe es deswegen, weil sie durch Malconetti's Diebstahl etwas vorsichtiger geworden war, und sich vorgenommen hatte, nicht leicht wieder einem Fremden Gelegenheit zu geben, mit ihrem Koffer in der Nähe bekannt zu werden. Als sie in Wien angekommen waren, trennte sich Herr von Rehfeld von ihr, weil es ihm zu kostbar fiel in der Stadt zu logiren, und er deswegen ein Wirthshaus in der Leopoldstadt bezog: die Hofräthinn wollte sich aber hiezu nicht ent-

schliessen, und glaubte, es sey allemal vorzüglicher, in der Stadt selbst zu wohnen. Nach der Zeit bekam sie den Herrn von Rehfeld nicht wieder zu sehn, noch auch das geringste von ihm zu hören.

Sie hatte sich nicht allein sogleich im Wirthshause als eine Baronesse von Weissenfeld angegeben, sondern sie begieng auch die Unverschämtheit, sich als eine solche bey Hofe anmelden zu lassen, und sich bey der nächsten Cour zu präsentiren, und sie machte über diesen Einfall selbst ihrer Klugheit nicht wenig Komplimente, weil sie dadurch die so lange gewünschte Gelegenheit erhalten hatte, die grosse Welt in der Nähe kennen zu lernen. Acht Tage vergiengen ihr auf diese Art unter lauter Lustbarkeiten und Vergnügungen, weil sie an allen Feyerlichkeiten des Hofes Theil nahm, fast bey allen Grossen ihren Besuch machte, von ihnen Gegenbesuche empfieng, zu Bällen und Festlichkeiten eingeladen wurde. Indessen gab auch hier ihr Betragen bald zu allerley Betrachtungen Anlaß; überall schien sie die Gesellschaft der Frauenzimmer zu vermeiden, und selbst die, welche ihrem vermeynten Stande nicht allein gleich, sondern auch die Vornehmern, mit einer Art stolzer Gleichgültigkeit anzusehen, die auffallend und beleidigend war: natürlicherweise erfolgten darauf spöttische Gesich-

ter und gegenseitige verächtliche Seitenblicke. Hiezu kam noch, daß sie von einer andern Seite Nahrung und Stoff genug zum Spott und Gelächter gab. Ihr schon ziemlich älterndes Gesicht machte mit den jugendlichen Blicken, welche sie auf diese oder jene Mannsperson warf, mit dem schmachtenden Auge, womit sie einige, die ihr besonders gefielen, von unten auf ansahe, mit dem Geziere, womit sie manches Kompliment, das ihr gemacht wurde, erwiederte, einen ganz sonderbaren Kontrast. Ihr Zudrängen zu den Gesellschaften der Mannspersonen war zu merklich und auffallend. Sie ließ nicht nur beym Sitzen ihre Hand sehr bald, wie von ohngefähr auf den Schooß der neben ihr sitzenden Mannsperson fallen, sondern so bald einer gütig genug war, sie anzufassen, so erwiederte sie auch diese Höflichkeit gerne mit einem nachdrücklichen und feurigen Händedruck. Eben diese Mannspersonen wurden aber grösstentheils die Geisseln, womit die Wiener Damen sie geisselten. Nur einige schwache und ihres Orts nicht sehr geachtete, liessen sich im Ernst von ihr bezaubern, und wurden einigermassen ihre Verehrer, weil ihnen sonst nicht leicht so viel Achtung von einer andern Dame wiederfahren war; aber eben dies diente dazu, desto mehr Gelächter über die Hofräthinn zu bringen, die nicht wußte, in welchem Kredit ihre

Verehrer bey der übrigen Gesellschaft stunden. Die übrigen Mannspersonen machten ihr, theils auf Verhetzung der Damen, theils aus eignem Muthwillen verschiedene Komplimente, wodurch sie sie in allerley seltsame Situationen versetzten, und sich dann mit der übrigen Gesellschaft über sie lustig machten. Am meisten geschah dies durch verstellte Bewunderung ihres Witzes, womit sie zu schimmern glaubte, und sich also wie der Rabe durch den Fuchs, durch jedes Kompliment, das ihr darüber gemacht wurde, zu mehrer Anstrengung verleiten ließ. Bey den Spielen war sie gemeiniglich auf eine verdeckte Art der einzige Gegenstand des allgemeinen Spotts und Gelächters, und man wußte es leicht so zu veranstalten, daß sie ihren Platz bey einem ihrer unwitzigen Verehrer erhielt. Die Damen wünschten mehr von ihren eigentlichen Verhältnissen, und der Absicht ihres Aufenthals in Wien zu erfahren; da sie aber, wegen der Zurückhaltung, welche sie gegen sie bewies, nicht zu ihrem Zweck gelangen konnten, so steckten sie sich hinter die Mannspersonen. Aber auch diese konnten nichts Bestimmtes von ihr herausbringen, vielmehr widersprachen sich verschiedene ihrer Aeusserungen unter einander selbst. Dies machte sie nicht nur noch lächerlicher, sondern auch verdächtig, und veranlaßte mehr Aufmerksamkeit und Nachforschung.

Sie suchte indessen die verschiedenen Höflichkeiten, welche man ihr erwiesen hatte, zu erwiedern, und lud eine ansehnliche Gesellschaft zu einem prächtigen Frühstück ein, das sie im Prater veranstalten ließ. Unglücklicherweise begegnete ihr hier, da sie nach eingenommenem Frühstück mit ihrer Gesellschaft spatzieren gieng, in einer der Alleen des Praters, ein wohlgewachsener junger Mann, dessen Gesicht ihr bekannt schien, und den sie dieserwegen scharf, wiewohl mit einem heimlichen Herzklopfen ansahe. Er betrachtete sie eben so aufmerksam, gieng endlich gerade auf sie los und sagte nach einem kurzen der übrigen Gesellschaft gemachten Kompliment: ey gehorsamer Diener, Frau Hofräthinn; freu mich nicht wenig sie hier zu sehn; sollen wohl zehn Jahr seyn, daß ich sie nicht gesehen habe. Die Hofrähinn wurde über diese Anrede äusserst bestürzt; sie kannte den Fremden zwar selbst dem Namen nach nicht, indessen sah sie doch so viel, daß es ein Bekannter war, der sie ganz gewiß kennte. Sie wußte anfänglich nicht, was für eine Parthie sie ergreifen sollte; endlich beschloß sie, ihn ganz zu verkennen, er möchte auch seyn wer er wollte: und antwortete ihm also kein Wort. Die Gesellschaft merkte indessen ihre Bestürzung und Verlegenheit mehr als zu deutlich, man sahe einander an, zuckte die Achseln, lächelte, und

war voll Erwartung, wie sich dieser Auftritt endigen würde. Der Fremde fuhr mit Ungestüm fort: Madam, wundre mich nicht wenig, daß sie mich nicht kennen wollen, waren doch sonst so ungewogen nicht gegen mich gesinnt. Die Hofräthinn konnte nicht länger schweigen: ich wundre mich ebenfalls nicht wenig, versetzte sie, über ihre Unbescheidenheit, mein Herr, daß sie es wagen eine fremde Dame, die von ihnen nichts weiß, als eine Bekannte anzureden: ich meines Theils weiß gewiß, daß ich sie in meinem Leben mit Augen nicht gesehn habe. — — Potz tausend Sakerlot, bin ich denn so ganz verstellt worden, oder bin ich dumm: doch meyn ich, daß meine Augen noch recht gut sind: sagen sie mir nur kurz und gut, sind sie nicht die Frau Hofräthinn Weissenfeld aus Magdeburg? ja sinds wahrhaftig, mein Seel sinds. Was macht denn der gute Junge der Karl? iß er noch'n Genie geworden? — — Mein Herr, ihre Dreistigkeit ist unausstehlich, ich habe dergleichen Grobheit und Zudringlichkeit noch nie gesehn, ich rathe ihnen, daß sie ihren Spatzierweg verfolgen, und uns nicht weiter inkommodiren. Kommen sie, meine Herren und Damen, wir wollen unsern Weg weiter fortsetzen. — — Sie giengen fort: die Gesellschaft machte im Weitergehn allerley Anmerkungen über diesen Vorfall; Man wunderte

sich, daß dieser Mensch gleichwohl die fremde Baronesse bey demselben Namen genannt hätte, den sie sich da beylegte, und wußte ein solches zufälliges Zusammentreffen nicht zu erklären; ja man äusserte dies selbst gegen die Hofräthinn, woher es kommen möchte, daß dieser Mensch gleichwohl den Namen Weissenfeld gewußt hätte? Sie erwiederte, es müßte eine Art von Bettler seyn, dergleichen sie schon an mehrern Orten auf ihren Reisen getroffen hätte. Es gäbe dergleichen Landstreicher, die sich in den Wirthshäusern sorgfältig nach den Namen der Fremden erkundigten, und sich sodann für Bekannte ausgäben, um dadurch desto leichter etwas zu erhalten. Vermuthlich habe dieser Mensch ein Gleiches gethan, und sey dabey so unaufmerksam gewesen, daß er sich in ihrem wahren Charakter und Stand geirrt habe.

Da sie eine Weile fortgegangen waren, begegnete eben dieser Mensch ihnen in einer andern Allee von neuem, sahe die Hofräthinn wieder starr an, die gerne in einen Seitengang gegangen wäre, um ihm auszuweichen, wenn nicht die übrige Gesellschaft durchaus darauf bestanden hätte, geradeaus zugehn. Sie ists hol mich der Henker, rief er schon in einiger Entfernung von ihr aus, ich will mich henken lassen, wenn sies nicht ist. Die Hofräthinn zitterte und wurde abwechselnd

roth und blaß, und von Seiten der Gesellschaft gab man sorgfältig auf jede Bewegung und Veränderung ihres Gesichts Acht. Der Fremde trat abermals hinzu, wollte sie bey der Hand fassen, die sie zurückzog, und sagte wiederum; kennen sie mich denn durchaus nicht, Frau Hofräthinn, bin ja Häfelius, hab manche vergnügte Stunde in ihrem Hause gehabt. Die Hofräthinn winkte ihm mit den Augen, und wiederholte noch einmal, sie kennte ihn nicht, sie sey die Baronesse von Weissenfeld, aber nicht Hofräthinn, ihr Mann würde sich nie so erniedrigt haben, einen solchen efelhaften, gemeinen Titel anzunehmen. Ey, ihr Gnaden, unterbrach sie einer aus der Gesellschaft, der selbst Hofrath war, wenn ihr Herr Gemahl kaiserlicher Hofrath wäre, würd es halter keine Schande für ihn seyn; hier sind viele Barons, die Hofräthe sind, und sich halter eine Ehre daraus machen, daß sie es sind. —— Das kann sehr wohl seyn, aber mein Mann ist nicht Hofrath; und ich begreife nicht, wie der Fremde zu dem Irrthum und zu der Dreistigkeit kommt, mich Frau Höfräthinn zu nennen. —. — Freylich in zehn Jahren kann viel vorgehn; hat sich da ihr Herr Gemahl unterdessen baronisiren lassen, so kann ich nichts davor, das hab ich ja nicht gewußt, hab 's auch nicht riechen können; Wird ihnen auch keine Perle von aus der Krone

fallen, daß ich sie nach alter Art Frau Hofräthinn genannt habe. Brauchten sich deswegen nicht gleich so fremde zu stellen, und zu thun, als wenn sie mich ihr Lebtag mit Augen nicht gesehn hätten. — — Mein Herr, ich bitte, hören sie einmal auf mir beschwerlich zu seyn. Kommen sie meine Herren und Damen.

Häfelius blieb stehn, knirschte mit den Zähnen, und rief hinter ihr her, geh du einfältiges Fratzengesicht, werde mir deinetwegen keine Mühe geben, wenn du mich nicht kennen willst: dächte, könntst dir's immer für 'ne Ehre rechnen, mit 'n Genie bekannt zu seyn. Indem sie weiter giengen, bat eine gewisse Baronesse den Herrn von Sablowitz, der neben ihr gieng, umzukehren, und sich bey diesem Fremden, der den wunderlichen Auftritt gespielt hätte, genau nach der Person und den Umständen der fremden Baronesse zu erkundigen. Sablowitz schlich sich also unvermerkt zurück, und traf den noch für Zorn schäumenden Häfelius wieder, da er eben im Begrif war, in einer Seitenallee zurückzugehn. Er erkundigte sich aufs sorgfältigste bey ihm nach allen Umständen und Verhältnissen der vermeynten Baronesse, und erfuhr von ihm, daß ihr Mann weiter nichts als ein bürgerlicher Hofrath sey, der ein beträchtliches Vermögen hätte, und bey dem er ehemals vor ohngefähr neun Jahren

Hofmeister gewesen wäre. Ob er sich seit dieser Zeit, da er von Magdeburg abwesend gewesen, hätte baronisiren lassen, wüßte er nicht, doch müßte dies sehr leicht in Wien selbst zu erfahren seyn. Denn wenn er sich hätte baronisiren lassen, so müßte er kaiserlicher Baron geworden seyn, weil man im Preußischen niemand für Geld baronisirte. Zugleich versprach er, da er noch Bekannte in Magdeburg hätte, sich bey diesen selbst darnach zu erkundigen, ob er überall baronisirt sey, oder nicht. In Wien wurde der Vorfall gleich denselben Tag ruchtbar, man erkundigte sich und erfuhr, daß nie ein Weissenfeld dort Baron geworden. Da es nun Kriegszeit war, so war der Umstand, daß eine Person aus den feindlichen Landen sich in der Residenz für eine andre ausgegeben hatte, als wofür sie von einem Bekannten erkannt wurde, zum Verdacht gegen sie hinreichend, und qualificirte sie schon zum Verhaft. Sie wurde noch denselbigen Abend arretirt, und fürs erste an einen anständigen Ort unter genaue Aufsicht gebracht. Des folgenden Tages wurde eine Kommission angeordnet, die sich genau nach ihrer Person und Umständen erkundigen, und Bericht davon abstatten sollte. Anfänglich blieb sie hartnäckig dabey, daß sie eine wirkliche Baronesse, und ihr Mann gebohrner Baron sey; obgleich auch hier schon, sich verschiedene verdäch-

tige Widersprüche in ihren Antworten zeigten. Endlich ließ man Häfeliussen kommen, und confrontirte ihn mit ihr, wobey die Widersprüche immer häufiger wurden, so daß der Verdacht gegen sie stark genug war, um sie in ein ordentliches Gefängniß in nähere Verwahrung zu bringen. Das Verhör wurde hier noch immer fortgesetzt, und sie wurde durch viele Fragen und manche ihrer eignen Antworten so in die Enge getrieben, daß sie sich endlich genöthigt sahe zu bekennen, die ganze wahre Absicht ihrer Reise zu erzählen, und zu gestehn, daß sie bloß aus einer unwiderstehlichen Begierde, einen so glänzenden Hof, als der kaiserliche wäre, näher kennen zu lernen, den Entschluß gefaßt hätte, sich dort für eine Baronesse auszugeben, um dadurch Zutritt zu erhalten. Sie bäte dieses Fehltritts wegen tausendmal um Vergebung, und überliesse sich gänzlich der Gnade ihrer Richter.

Unterdessen daß man die Sache, und wie sie für diesen Frevel zu bestrafen, imgleichen ob wohl nicht noch sonst eine verborgene Absicht dahinter stecken könnte, in weitere Ueberlegung nahm, trug sich folgender unerwarteter Vorfall zu. Sie hörte am sechsten Tage ihres Verhafts vor dem Fenster ihres Gefängnisses dann und wann jemand sprechen, dessen Stimme ihr ausserordentlich bekannt, und viel Aehnlichkeit mit der

Stimme ihres Karls zu haben schien. Das Fenster war von innen und auffer mit Gittern versehn, und so beschmuzt, daß man nicht durchsehn konnte. Indessen rieb sie, so viel das innere Gitter es ihr zuließ, mit ihrem Schnupftuch, eine Scheibe desselben so lange, bis sie etwas durchsichtig wurde. Es war im Parterre, und sie konnte durch die Scheibe sonst niemand erblicken, als einen Soldaten, der draussen Schildwache stand, aber zugleich entdeckte sie auch, deß eben dieser Soldat, der zuweilen mit den vorbeygehenden sprach, es war, dessen Stimme sie gehört hatte, und die ihr bekannt zu seyn schien; sie argwohnte also weiter nichts, und bedauerte nur, daß sie sich die Mühe gemacht hatte, das Fenster hell zu reiben. Nach einer halben Stunde kam die Ablösung, und da kam es ihr vor, als wenn der Korporal gesagt hätte: nun Weissenfeld, was machen deine Gefangenen? sie sind doch halter noch wohl nicht weggelaufen? Dies machte sie wieder von neuem aufmerksam, ob sie sich gleich selbst überredete, daß sie sich geirrt hätte. Sie klopfte ans Fenster, und fragte die herzutretende Schildwache, wie sein Kamerad hiesse, den er abgelöst hätte? Das weiß ich nicht, antwortete er, ich habe seit vorgestern erst Dienste genommen, und kenne noch keinen aus der Garnison. Die Hofräthinn wurde immer unruhiger, mußte

aber doch noch einige Stunden Geduld haben, bis der nehmliche Soldat wieder auf den Posten kam. Sie hörte ihn abermals sprechen, und seine Stimme schien ihr wie vorher bekannt zu seyn. Sie klopfte also von neuem ans Fenster, und fragte den Soldaten, wie er hiesse? erhielt aber weiter keine Antwort, als, was sie hienach zu fragen hätte, da er sie noch nicht um ihren Namen befragt hätte? Wo ist er denn her, mein Sohn? fuhr sie dennoch fort. Aus Deutschland; war die Antwort. So sehr auch die Hofräthinn durch diese Antworten zurückgeschreckt wurde, so schien ihr doch die Stimme, und selbst der Bau des Soldaten, so viel sie davon durch das dunkle Fenster erkennen konnte, immer je länger je mehr bekannt, und sie fühlte eine geheime ausserordentliche Neigung für ihn, die sie sich selbst nicht zu erklären wußte. Zu gleicher Zeit trat der Gefangenwärter herein, dem sie ein Trinkgeld versprach, wenn er ihr von dem Namen und den Umständen des Soldaten, der draussen Schildwache stände, einige Nachricht verschaffen könnte. Der Gefangenwärter zeigte diese Erkundigung an, und da auch der Soldat, den sie gefragt hatte, eine gleiche Anzeige that, so schöpfte man starken Verdacht hierüber, und glaubte, die Hofräthinn hätte etwa durch Hülfe dieser Schildwache zu entwischen gesucht. Diese

wurde also sogleich abgelöst, und ebenfalls in Arrest genommen. Im nächsten Verhör wurde die Hofräthinn noch besonders darüber vernommen, warum sie sich so genau nach dem Soldaten erkundigte? Sie gab zur Antwort, sie könne es selbst nicht sagen warum, sie hätte einen geheimen starken Trieb gefühlt, etwas von dem Menschen zu wissen, der in der Stimme und dem Wuchs so viel ähnliches mit ihrem Sohn hätte, der unter ein Preussisches Freybataillon gegangen sey, und den sie für todt hielte. Da man hierauf auch den Soldaten befragte, und erfuhr, daß er wirklich ein Preußischer Kriegsgefangner gewesen, der Dienste genommen hätte, und daß sein Name Weissenfeld sey; fragte man ihn weiter, ob er wohl seine Mutter kennen würde, wenn er sie sähe? und da er dies bejahete, führte man ihn unter Bedeckung einer Wache ins Gefängniß. Die Hofräthinn, die ihn hereintreten sahe, und sogleich beym ersten Anblick ihren Karl in ihm erkannte, sank in Ohnmacht, und wurde durch Essig und Reiben nur erst nach fünf Minuten wieder zu sich selbst gebracht. Karl fuhr ebenfalls vor Schreck zurück, der unerwartete Anblick seiner Mutter überhaupt, die er nimmer in Wien zu treffen vermuthet hätte, und noch mehr, daß er sie gerade im Gefängniß traf, machte den heftigsten Eindruck auf ihn, so daß er in laute Thrä-

nen ausbrach, und zu wiederholten malen aus: rief: ach! meine Mutter, meine Mutter! Nach: dem sie sich wieder erholt hatte, umarmten sich beyde inbrünstig, und unter vielen Thränen, doch ohne ein Wort zu sagen, einander. Das erste, was beyde fast zugleich sagten, war: wie kommst du denn hieher, mein Sohn? wie kom: men sie denn in aller Welt hieher, Mama, und durch was für einen Vorfall sind sie hier in Ver: haft gerathen? — — Gottlob, daß du nur noch lebst, mein einziger englischer Sohn, meine einzige Freude in der Welt: ich habe dich schon lange für todt gehalten, und man hat es uns auch erzählt, daß du mit vielen andern deiner Kameraden aufs jämmerlichste ums Leben ge: kommen wärest. Nun will ich gerne alles ertra: gen, was mir auch immer widerfahren mag; das Glück dich noch zu haben, geht über alles.

Man fand es für gut sie aus einander zu bringen, und Karln durch die Wache wieder weg: führen zu lassen, der bald darauf, da weiter kein Verdacht nach den Umständen vorhanden war, seines Arrests entlassen wurde. Zugleich wurde dieser Vorfall dem über die Hofräthinn verordne: ten Gericht gemeldet, welches eben im Begrif war, über die Strafe zu berathschlagen, welche der Hofräthinn, als einer Betrügerinn, die sich

sogar erfrecht hatte, den Hof zu hintergehn, und sich Vorzüge herauszunehmen, die ihrem Stande nicht zukamen, zuerkannt werden sollte. Das Urtheil fiel endlich nach einigen Debatten dahin aus, daß sie mit zweyjähriger Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied belegt werden sollte. Als ihr dasselbe publicirt wurde, sank sie abermals in Ohnmacht; doch wurde sie durch ihren Advokaten etwas wieder getröstet, der sie versicherte, daß er mit gutem Grunde eine Milderung des Urtheils zu erhalten hofte: und wenn sie Geld genug daran zu wenden hätte, so glaubte er wohl, daß ihre Strafe in eine Geldstrafe verwandelt werden könnte. Sie versprach nicht allein jede Geldstrafe willig zu erlegen, die ihr auferlegt würde, sondern auch ihn für seine Mühe reichlich zu bezahlen, wenn er es dahin bringen könnte: und noch dankbarer wollte sie seyn, wenn er es auch bewirken könnte, daß man ihren Sohn gegen eine angemessne Summe los liesse, und ihm unterdessen die Erlaubniß gäbe, sie täglich in ihrem Gefängniß zu besuchen. Sie hätte gerne gleich dem Advokaten ein Geschenk, um ihn desto williger zu machen, als auch ihrem Sohn etwas zur Erzötzlichkeit gegeben, wenn nicht ihr Koffer, worin das Geld war, mit ihren übrigen Sachen versiegelt, und in Verwahrung wäre genommen worden. Der Advokat brachte es

wirklich dahin, daß sie statt der zweyjährigen Zuchthausstrafe, eine Geldbusse von zweytausend Thalern erlegen, und überdies die sämtlichen Proceßkosten bezahlen sollte. So lange bis das Geld herbey geschaft wäre, sollte sie jedoch in Verhaft bleiben, wiewohl in einer gelindern und bequemern Verwahrung: auch sollte ihr Sohn die Erlaubniß haben, sie in derselben, unter gehöriger Aufsicht zu besuchen. Allein wenn die ihr zuerkannte Summe nicht innerhalb sechs Wochen herbey geschaft würde, so sollte dies letztere Urtheil völlig wieder aufgehoben, und dagegen das erstere an ihr vollzogen werden. Sie setzte sich also unverzüglich hin, und schrieb, um diesem Unglück zu entgehn, an ihren Mann, an welchen sie seit dem Empfang des Wechsels zu Inspruck weder gedacht, noch geschrieben hatte, einen Brief, worin sie ihm auf das dringendste einschärfte, mit erster Post dreytausend Thaler zu übersenden. Karl kam auf erhaltne Erlaubniß zu ihr; Gottlob, mein Sohn, daß ich dich wenigstens wieder habe, sagte sie abermals, nun soll mich das viele Geld nicht reuen, was mir die Reise gekostet hat. Nun must du mir aber auch alles erzählen, mein liebstes Kind, was dir begegnet ist, und durch welches Schicksal du hieher gekommen bist. Bey uns hat man gesagt, das ganze Bataillon, worunter du gewesen, wäre

in die Pfanne gehauen worden; ja es wollte mir so gar einer erzählen, du wärst an seiner Seite geblieben. Was bewog dich denn überall dazu, mein englischer Sohn, daß du unter die Soldaten giengst? Allerbeste Mutter, erwiederte Karl, machen sie mir weiter keine Vorwürfe, ich bin für meine Unbesonnenheit genug gestraft. Sie wissen, daß es mir auf mancherley Art widrig in Halle gieng; Julius war auch gewissermassen an meinem Unglück Schuld; er wollte gemeiniglich den Vormund spielen, und das konnte ich von ihm nicht leiden. — — Das verdenke ich dir freylich so sehr nicht, mein Sohn: aber mußtest du denn deswegen gleich Soldat werden? — — Ja, da war ich einige Thaler schuldig, ich glaube noch immer, daß Julius die Kerls die Philister gegen mich aufgehetzt hat: genug sie liessen mir keine Ruhe, weder Tag noch Nacht: und da wurde ich am Ende desperat, und ließ mich bereden Dienste zu nehmen, zumal da man mir sagte, es sey bey den gegenwärtigen Umständen, eines jeden rechtschaffnen Unterthanen Pflicht, seinem König mit seinem Blut zu dienen. Das Bataillon, worunter ich Dienste nahm, kam bald bey einer Affaire an der Böhmischen Gränze vor, wo es scharf hergieng. Mir ward angst und bange, als ich die Kugeln so um mich pfeifen hörte, und hie und dort einen oder den andern

fallen sah. Ich stand im zweyten Gliede, und um mich von aller Gefahr zu befreyen, that ich als wenn mich auch eine Kugel getroffen hätte, und warf mich platt auf die Erde hin, so daß das dritte Glied über mich weg marschierte. Ein Fußtritt, dachte ich, ist doch immer besser als eine Kugel. Es währte nicht lange, so war ein Theil des Bataillons zerstreut, und der andre hatte sich seitwärts gezogen. Eine Parthey österreichischer Husaren kam heran gesprengt, wenn die so fort reiten, dachte ich, so wirst du von den Pferden zertreten: ich richtete mich also auf und rief ihnen entgegen, Pardon, meine Herren! Pardon! Ey was Pardon? Hund! schrie einer, du hast dreymal blau, dir geben wir keinen Pardon. Wie mir da zu Muthe war, liebste Mutter, kann ich ihnen gar nicht beschreiben. Er wollte eben zuhauen, als noch einer seiner Kameraden, der mitleidiger war, als er, mein Schutzengel wurde, vorjagte, mich beym Kopfe faßte und sagte, er ist mein Gefangener, du sollst ihm nichts thun. Sie nahmen mir alles was ich hatte, und darauf wurde ich mit andern Gefangenen hier nach Oesterreich herauf geschleppt. Hier wurde ich anfänglich sehr hart gehalten, und da ich sahe, daß es nur darauf angesehn war, daß ich Dienste nehmen sollte, so entschloß ich mich nebst einigen andern dazu, um des Scheerens los zu werden.

Ich kam bald darauf hieher nach Wien, und vernahm, daß ich hier eine Weile bleiben und in der Garnisen Dienste thun sollte. Und nun stellen sie sich einmal vor, ich war kaum acht Tage hier, als mir auf der Strasse ein allerliebster junger Mensch, mit einem sehr bekannten Gesicht begegnete, der mir scharf unter die Augen sahe. Ich fragte ihn, warum er mich so ansähe; ob er etwas von mir haben wollte? Auf einmal umarmte er mich, und sagte, aber in aller Welt, Karl, wie kommst du denn hieher? Ich wurde über diese Vertraulichkeit sowohl, als darüber, daß er mich bey meinem Vornamen nannte, nicht wenig bestürzt, wand mich los, sah ihn an, und ward zu meinem grösten Erstaunen gewahr, daß es Rosalinde war. Sie erzählte mir mit wenig Worten, daß sie der Einförmigkeit zu Hause, und besonders der unerträglichen Gesellschaft unsers Vaters überdrüssig geworden wäre, und kein andres Mittel gewußt hätte, sich davon zu befreyen, sich männliche Kenntnisse und männlichen Geist zu erwerben, als wenn sie sich auf Reisen machte und dadurch die Welt von ihren verschiednen Seiten kennen zu lernen suchte. Da sie aber wohl eingesehen hätte, wie gefährlich und zweydeutig es sey, wenn sie als Frauenzimmer reiste, so hätte sie sich gleich in Cöthen Mannskleider machen lassen, und wäre damit weiter gereist, und zwar

durch Halle gerade durch auf Merseburg und Weimar. Von hier aus hatte sie, wie sie sagte, an Julius geschrieben, und ihm die Ursache ihrer Entfernung gemeldet. Hinter Weimar hatte sie das Unglück gehabt, einer Parthey Würtembergers, ohnweit einer Schäferey in die Hände zu fallen, und von derselben rein ausgeplündert zu werden. Der Himmel hätte ihr aber unsern ehemaligen Informator Bischof, der jetzt Offizier bey den Würtembergern gewesen, zugeführt, der ihr nicht allein alles Geraubte wieder verschafft, sondern auch sie ihrer Verkleidung ungeachtet erkannt, und durch einen Unteroffizier und drey Mann bis an die fränkische Gränze hätte begleiten lassen. Hätte sie mir nicht hoch und theuer versichert, daß sie Bischofen selbst hernach erkannt hätte, der durch viele Narben im Gesichte sonst ganz unkenntlich geworden, so hätte ichs nicht geglaubt, daß er es gewesen wäre, da sie sich wohl noch erinnern werden, von dem Pastor Peemüller gehört zu haben, als dieser Juliussen nach Halle gebracht hatte, daß Bischof in der Roßbacher Schlacht tödtlich verwundet worden und an seinen Wunden gestorben sey. Er hätte sich sorgfältig nach der Absicht ihrer Reise erkundigt, und ihr sehr zugerathen, wieder zurückzukehren; da sie aber nicht gewollt, sondern gesagt hätte, daß sie über Bamberg, Nürnberg und Regenspurg

auf Wien gehn wollte, hätte er ihr einen Brief nach Bamberg mitgegeben. Sie wäre nur Willens gewesen, sich zween Tage in Bamberg aufzuhalten; wäre aber daselbst in Verhaft genommen worden, ohne zu wissen warum, und ohne es bis diese Stunde erfahren zu können. Sie hätte heftig wider dies Verfahren protestirt, und die Ursache davon zu wissen verlangt, man hätte ihr aber weiter nichts zur Antwort gegeben, als die Ursache würde sie selbst wohl wissen, und die Absicht würde sie nächstens erfahren. Uebrigens sey sie sehr wohl da gehalten worden, und das Zimmer selbst, worin man sie eingeschlossen gehalten, hätte gar nichts einem Gefängnisse ähnliches gehabt, ausser daß von aussen eiserne Gitter davor gewesen. Es hätte ihr auch sonst an weiter nichts, als an Gesellschaft gemangelt. Der Mann aber, welcher ihr täglich das Essen gebracht, und ein sehr feiner Mann gewesen, hätte sich zuweilen eine Stunde mit ihr unterhalten, ihr auch Bücher zum Lesen gegeben. Doch hätte ihr beydes wenig geholfen. Die Bücher wären ihr theils bekannt, theils zuwider gewesen; und der Mann hätte sich so neugierig nach ihrer Herkunft, nach ihren Aeltern, nach der Absicht ihrer Reise und dergleichen erkundigt, ja er hätte ihr so gar einmal die Frage vorgelegt, ob sie wirklich eine Mannsperson sey? daß sie es daher nicht für

rathsam gehalten hätte, sich mit ihm in ein weitläuftig Gespräch einzulassen, das für sie leicht hätte verfänglich werden können. Nach einem Aufenthalt von ohngefähr sechszehn Tagen hätte man ihr angekündigt, daß sie frey seyn, aber sich den Augenblick von Bamberg wegbegeben, und zu diesem Ende in einen bereits unten haltenden Wagen steigen sollte. Sie hätte gehorchen müssen, und wäre des Abends um zehn Uhr aus Bamberg gefahren, und da es auch Abend gewesen, als sie in Verhaft gebracht worden, so hätte sie nicht wissen können, wo sie eigentlich gewesen wäre, auch hätte man ihr beym Wegfahren, so dringend sie auch darum gebeten hätte, durchaus die Ursache ihres Verhafts nicht sagen wollen. Gegen zwey Uhr Nachts hätte der Wagen in einem Dorfe stillgehalten, man hätte sie aussteigen lassen, ihr die Schenke bezeichnet, und sodann wäre der Wagen wieder in vollem Lauf davon gefahren. Sie wäre anfänglich Willens gewesen, wieder nach Bamberg zurückzukehren, und wegen des dort gegen sie bewiesnen ungerechten Verfahrens Genugthuung zu fordern, da sie aber bedacht hätte, daß dies sie von ihrem Zweck zu weit abführen, und ihrer weitern Reise zu viele Hindernisse legen könnte, so hätte sie diesen Vorsatz aufgegeben, und wäre den Tag darauf mit der durchgehenden Post nach Nürnberg gereist. In Nürnberg hätte

sie sich nur wenig Tage aufgehalten, worauf sie geradeswegs hieher gereist sey.

Ich erstaunte über die Verwegenheit des Mädchens, zugleich erwachte mein Gewissen recht nachdrücklich, über meinen eignen Fehltritt, und ich bedauerte sie, beste Mutter, im Innersten meiner Seele, daß sie an ihren beyden Kindern so viel Unglück erleben müssen. Was wird unsre arme Mutter sagen, sagte ich zu ihr, wie hast du es über dein Herz bringen können, ihr solchen Kummer zu verursachen? Mein lieber Monsieur Karl, erwiederte sie, bleibe er nur mit solcher Ermahnung zu Hause, die hätte er selbst sich machen sollen, als er unters Freybataillon gieng; am allerwenigsten ist er der Mensch, von dem ich Ermahnung annehme. Aber Rosalinde, ich bitte dich um Gottes willen, versetzte ich, stürze dich und unsre Aeltern nicht ins Unglück, es wird dir wahrhaftig bald leid werden, und dann ist es vielleicht zu spät. Mir ist mein übereilter Schritt schon tausendmal leid gewesen, und ich hätte ihn schon tausendmal wieder gut gemacht, wenn ich gekonnt oder gedurft hätte; aber ich sitze hier nun leider fest, und habe nicht Herz genug zu desertiren: wenn ich wie du es in meiner Willkühr hätte, zu machen was ich wollte, ich kehrte den Augenblick wieder um, und reiste nach Magdeburg, in den Schooß meiner Aeltern. — Das

bin ich nicht Willens, fuhr sie fort: bey unserm Vater ist es nicht auszustehn, und meine Mutter ist stark genug, meine Abwesenheit zu ertragen, wie lange die währen wird, weiß ich noch selbst nicht. — Wie lange willst du denn hier bleiben, oder wohin denkst du weiter von hier zu gehn? fuhr ich fort zu fragen. — Auch das weiß ich noch nicht, antwortete sie, und wenn ichs wüßte, würde ich es dir nicht sagen; ich habe überhaupt nicht daran gedacht, daß du Musquetier bist, dafür habe ich schon zu lange mit dir gesprochen: da hast du ein Trinkgeld, thu dir was zu gute. Hier warf sie mir stolz ein dreyßig Kreuzerstück zu Füssen und gieng fort. Ich wollte ihr nachgehn, aber da kam eben mein Unteroffizier, fragte mich, was ich hier herumzugehn hätte, und befahl mir in mein Quartier zu gehn. Ein paar Tage darauf begegnete sie mir wieder, in der Gesellschaft eines gewissen Edelmanns, von Piderck, den ich verschiedenemal mit Offiziers in Gesellschaft gesehn habe, und der, wie man sagt, ein Deist seyn soll. Wenigstens habe ich einige Paters entsetzlich auf ihn fluchen hören, die sagten, man müßte einen solchen Kerl, der kein Christ wäre, in einer christkatholischen Hauptstadt nicht dulden. Ich wollte sie wieder anreden, aber sie fuhr mich heftig an; schiert euch eurer Wege, Kerl! sagte sie, und gieng stolz vorbey. Einige Tage darauf er-

fuhr ich, daß man diesen Piederek, weil er gotteslästerliche Reden ausgestossen, in Verhaft hätte nehmen wollen, daß er aber etwas davon möchte gemerkt haben, und in Gesellschaft eines jungen Menschen heimlich weggereist sey, dem Vernehmen nach über Preßburg nach Pohlen. Man bedauerte nur den jungen Menschen, der in seine Hände gerathen sey, und durch ihn gewiß verführt, und in den Abgrund des Verderbens würde gestürzt werden. Mir blieb der Beschreibung nach weiter nichts zu glauben übrig, als daß eben dieser junge Mensch Rosalinde gewesen wäre, zumal da ich sie seit dieser Zeit nicht wieder gesehn habe.

Aber nun sagen sie mir auch, beste Mutter! durch welchen Zufall kommen sie hieher, und noch dazu ins Gefängniß? Es läßt ja in der That, als wenn alles Unglück über unser Haus ausgegossen wäre. — — Blos die Liebe zu meinen Kindern hat mich hieher geführt, versetzte sie: ich wollte dich und Rosalinden aufsuchen, dies bewog mich eine beschwerliche und weite Reise zu unternehmen, auf welcher ich mancherley Widerwärtigkeiten und Verdruß ausgestanden habe, bis ich endlich hieher gekommen bin. Hier haben mir böse und feindselige Leute solche Tücke gespielt, daß ich, da ich hier keinen Freund und keinen Schutz habe, ins Gefängniß

LB
Coburg

gerathen bin. Aber selbst dies Unglück soll mir lieb seyn, weil es die Gelegenheit geworden ist, daß ich dich, mein unvergleichlicher Sohn, wieder gefunden habe. Du bist doch weit besser gesinnt als Rosalinde, und hast mich, wie ich sehe, unendlich lieber als sie: aber dafür bist du auch in meinen Augen der liebste, und wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Mann oder nach Tochter. Ich hoffe, daß wir beyde mit Gottes Hülfe, bald von hier loskommen werden, dann wollen wir recht vergnügt zusammen nach Magdeburg reisen, und dann sollst du mir nicht wieder aus meinen Armen wegkommen. Ich habe bereits an deinen Vater geschrieben, daß er uns das nöthige Geld schicken soll, mich und dich hier los zu kaufen.

Dieser Brief der Hofräthinn wurde ihrem Mann zu einer Zeit gebracht, da seine gewöhnliche üble Laune durch verschiedene Umstände viel schlimmer geworden war. Theils gieng es ihm nahe, daß Julius wieder nach Halle abgereist war, und er sich also wiederum ganz allein und von allen den Seinigen verlassen befand, worüber er oft bittere Klagen ausschüttete: theils hatte er einen grossen Verlust erlitten, da eine neue Köchinn, welche er angenommen hatte, die die Wichtigkeit seiner Papiere noch nicht kannte, vier bis fünf Hefte seines Kommentars, wel-

che er von ohngefähr im Hause liegen lassen, indem er im Herumgehn etwas darin revidirt und sich seiner Arbeit gefreut hatte, in der Küche beym Feueranmachen verbraucht hatte; welches er für einen unersetzlichen Verlust hielt, da er glaubte, daß er selbst nicht einmal im Stande wäre, je solche Gedanken wieder hervor zu bringen, als darauf gestanden: theils befand er sich in der äussersten Unruhe darüber, daß er in so langer Zeit von seiner Frau nicht die mindeste Nachricht erhalten hatte, nichts von ihrem Aufenthalt wußte, noch ob sie die Wechsel empfangen hätte; nur soviel konnte er daraus, daß er den letzten Wechsel von Inspruck retour erhielt, schliessen, daß seine Frau von dort müßte abgereist seyn. Zu allem diesem kam noch ein verdrüßlicher Handel mit einigen österreichischen Kriegsgefangenen Offizieren, mit deren einigen er durch einen Zufall bekannt geworden war. Diese liessen nach der Frankfurter Schlacht, ihre Freude über die Wendung, welche die Sache bey derselben genommen hatte, auf eine etwas unartige Weise blicken, und erhuben ihren General Laudon bis in den Himmel, als denjenigen, welcher der Sache hier den Ausschlag gegeben. Weissenfeld widersprach mit der äussersten Hitze, und erlaubte sich in derselben alles, was er vom Gegentheil dachte, und bey sich hätte behalten sollen, auszuschütten. Die

Oesterreicher hätten von der Frankfurter Schlacht nicht viel Ehre; es sey keine Kunst, ein ermüdetes Kriegsheer, das den ganzen Tag über die Hitze eines grausamen Gefechts ausgestanden, von hinten anzugreifen; den Feind die Hitze erst an den Bundesgenossen abkühlen zu lassen, und dann mit frischem Volk dazu zu kommen, oder auch sonst des Tags über hinter Schanze, Morast, und auf Bergen zu liegen, und des Nachts verstohlnerweise kommen, hie und da einen Ueberfall zu machen. Dies war ungefähr der Inhalt seiner Antworten, die seine unüberlegte Hitze aber in so unartigen Ausdrücken vortrug, daß sie mit Anstand nicht nacherzählt werden können. Hiezu kam noch eine lange viel unanständigere Deklamation, wider die Maximen des regierenden Hauses, wo er sich weitläuftig und heftig über das bekannte A. E. I. O. U., über die Gefangennehmung des Landgrafen Philipps von Hessen, über die Verschenkung des Herzogthums Meklenburg an Wallenstein, und über das Betragen der kaiserlichen Armeen im dreyßigjährigen Kriege ausließ. Natürlicherweise wird jeder Mensch, der noch etwas Gefühl von Patriotismus hat, aufs heftigste beleidigt, wenn man von seinem Landesherrn übel spricht, und der Unwille, den er darüber empfindet, ist nicht zu tadeln: Hofrath Weissenfeld aber empfand das Unschickliche

und Beleidigende seiner Reden nicht, oder seine Hitze ließ es ihn vielmehr nicht empfinden. Desto mehr empfanden es die Offiziers, die darüber aufs äusserste entrüstet wurden, so daß es vom Wortwechsel zu Thätlichkeiten kam: und Weissenfeld würde seine Unbesonnenheit vielleicht gar mit dem Leben haben bezahlen müssen, wenn nicht einige andre dabey gegenwärtige Personen, theils aus der Stadt, theils Schwedische und Französische Kriegsgefangne Offiziers sich darein gemischt, und den Hofrath, um alles Unglück zu verhüten, auf die Seite geschafft hätten. Die Oesterreichischen Offiziers stiessen aber dennoch noch verschiedene Drohungen wider den Hofrath aus, und liessen sich hin und wieder vernehmen, es sollte ihm nicht geschenkt seyn, man würde seine unbesonnene Zunge schon zu zähmen wissen. Weissenfeld, der dies wieder erfuhr, und den die geringste Drohung, wenn er sich nicht in Hitze befand, in Schrecken zu setzen fähig war, gerieth darüber in die äusserste Besorgniß, so daß er sich nicht mehr in Magdeburg sicher zu seyn glaubte, und den Entschluß faßte, diese Stadt sobald es ihm möglich wäre ganz zu verlassen. Fürs erste aber, und um wenigstens der ersten Wuth zu entweichen, begab er sich auf einige Wochen zu seinem Schwager Peemüller aufs Land. Endlich, was noch fast mehr als alles dieses, seine

üble Laune aufs höchste trieb, war, daß er durch seine Unbedachtsamkeit, einen seiner Freunde, einen Mann der es aufs beste mit ihm meynte, ins Unglück gestürzt hatte.

Die Leser werden sich noch aus einem im ersten Theil befindlichen Briefe des Hofraths an Julius erinnern, daß ein unbekannter Bekannter zu ihm gekommen, und ihm von seiner Tochter Nachricht zu geben versprochen; mit welchem sich der Hofrath anfänglich nicht einlassen wollte. Endlich fieng er an sich selbst zu tadeln, daß er dieses Menschen Vorschlag so geradezu von der Hand gewiesen, da er doch eine so ehrliche Miene gehabt hätte, und selbst in seinen Erzählungen vieles gewesen wäre, was kein andrer als ein Bekannter hätte wissen können. Von ohngefähr begegnete ihm der nehmliche Offizier auf der Tischlerbrücke; er redete ihn aufs höflichste an; und nöthigte ihn mit in sein Haus zu kommen. Lassen sie uns eine Bouteille Champagner mit einander trinken, lieber Freund. — Wenn sie befehlen, versetzte der Fremde, ich bin bereit, wenigstens können wir es jetzt wohl mit mehrerer Sicherheit thun, als wenn die Frau Hofräthinn zu Hause wäre. — Wie so? unterbrach ihn der Hofrath. — Mir ist noch eine Geschichte bekannt, fuhr jener fort, aus vorigen Zeiten, da der Herr Hofrath einen

Kriegsrath aus Berlin nebst einigen andern guten Freunden bey sich hatten, denen sie gerne eine Bouteille Champagner vorsetzen wollten, und wozu die Frau Gemahlinn keine hergeben wollte; und hernach, da sie sich selbst eine geholt und davon eingeschenkt hatten, schickte sie ihre Mamsell Tochter herein, die ihnen das Kompliment machte, die Mama liesse sagen, dem Papa diene kein Champagner, worauf sie das eingeschenkte Glaß vor ihren Augen aus dem Fenster goß, und mit der Bouteille davon gieng. — Ach! schweigen sie nur, versetzte der Hofrath, ich erinnere mich dessen noch mehr als zu gut; das verdammte Weib hat mich schon bey mancher Gelegenheit in Schimpf, Schande und Unglück gebracht. Aber sagen sie mir in aller Welt, woher wissen sie meine häuslichen Vorfälle so gut? und wer sind sie? sagen sie mir, ob sie noch bey ihrem Versprechen, mir meine Tochter wieder zu schaffen, bleiben wollen? — Wenn sie wüßten, wer ich bin, versetzte Jener, so würden sie die erste Frage sich leicht selbst beantworten können. Ob ich ihnen ihre Tochter jetzt noch wieder schaffen kann, zweifle ich sehr; vor einiger Zeit aber hätte ich es gekonnt, wenn sie mir das nöthige Geld dazu hätten geben wollen. — Wozu brauchten sie denn aber Geld? und warum wollten sie mir ihren Namen nicht sagen? vielleicht hätte ich es ihnen sonst gege:

ben. — Daß ihre Tochter ohne Geld nicht eine Reise von mehr als dreyßig Meilen machen konnte, werden sie leicht selbst erachten, und überdem hätte ich deswegen schreiben und verschiedenes vermitteln müssen, und hiezu gehörte Geld; und wenn es auch noch so wenig gewesen wäre, so hatte ich für mein Theil doch keinen Heller. Und was meinen Namen betrift, so habe ich ihnen schon gesagt, daß ich die wichtigsten Ursachen habe denselben zu verheelen, um mich nicht ins äusserste Unglück zu stürzen. —— Wie aber, wenn ich ihnen aufs heiligste und feyerlichste verspreche, keiner Seele etwas von ihren Umständen zu sagen, wollten sie sich mir dennoch nicht anvertrauen? und wenn ich ihnen das nöthige Geld gebe, wollen sie mir dann meine Tochter nicht wieder verschaffen? —— An das letztere verzweifle ich wirklich; das erstere will ich thun, wenn ich mich fest auf ihr Wort verlassen darf.

Sie hatten unterdessen die Bouteille Champagner ausgeleert, und diese mochte vermuthlich den guten Mann offenherziger gemacht haben, als er sonst vielleicht gewesen wäre.

Wissen sie demnach, fuhr er fort, daß ich Bischof bin. — —

Sie? Herr Bischof? der Herr Bischof, der unsre Kinder unterrichtet hat? der, wie mir Julius erzählt hat, in der Roßbacher Schlacht

geblieben ist? — — — Ja eben der, nur werden der Herr Hofrath leicht ermessen, daß ich in der Roßbacher Schlacht nicht wirklich geblieben bin, weil widrigenfalls aus unserm jetzigen Diskurs wohl nichts möchte geworden seyn. Aber es gieng nahe dabey her; bis auf den Tod habe ich da gelegen, und sie hatten mich schon mit den andern hingeschmissen, die begraben werden sollten, da führt der liebe Gott noch zum guten Glück einen alten Unteroffizier hin, der mit andern die Aufsicht über das Begraben der Todten hatte, der sah, daß noch für ein paar Groschen Leben in mir war, ließ mich wieder zurücklegen; ich ward noch einmal verbunden; der brave ehrliche Theden war dabey, und sah meine Wunden, und kriegte Lust mich in die Kur zu nehmen, und siehe da, keine sechs Wochen waren vorbey, so war ich ganz wieder besser, und konnte mich wieder auf einem Bein herum drehn. Sie werden aber vielleicht wohl etwas davon gehört haben, was ich für Händel gehabt habe, als ich noch beym Preußischen Feld-Kriegs-Kommissariat stand; ich konnte, weiß Gott, nichts davor: aber wer kann länger Friede haben, als sein Nachbar will. Das hat der König von Preussen bey jetzigem Kriege selbst erfahren, und so gieng mir's auch. Genug ich sah mich genöthigt das Weite zu suchen, und nahm unter den Reichstruppen

Dienste, wo ich nach einem halben Jahre Offizier wurde. Da sprach ich ihren Herrn Sohn und Herrn Schwager, ein paar Tage vor der verdammten Roßbacher Schlacht; wie es mir dabey gegangen ist, werden sie von diesen wohl schon gehört haben. Verräther schläft nicht, dachte ich, als ich wieder besser war, du bist jetzt in der Preussen Gewalt, wie wird es dir ergehn, wenn es auskommen sollte, daß du einmal heimlich aus dem Dienst gewichen, und zu den Feinden übergegangen bist. Ich resolvirte mich kurz und gut, dieselbe Komödie noch einmal zu spielen, ranzionirte mich selbst und kam glücklich wieder bey der Reichsarmee an. Nur das gieng mir sehr nahe, daß ich dem guten ehrlichen Theben seine Mühe nicht vergelten konnte, die er an mich gewandt hatte. Da bin ich denn wieder die ganze vorjährige Campagne bey der Reichsarmee gewesen. Zu Anfang des diesjährigen traf ich ihre Mamsell Tochter hinter Weimar an, in Mannshabit. Ich wäre mir wahrhaftig eher des Himmels Einfall vermuthen gewesen, als sie da zu treffen, und noch dazu in Mannskleidung: kannte sie aber doch gleich den Augenblick, so wie ich sie nur sahe. Sie war von einigen Kerls, die unter meinem Kommando stunden, ganz razenkahl ausgeplündert: ich fuchtelte aber die Hunde, daß

sie schwarz wurden, und mußten ihr alles wie: der herausgeben. Nun mußte sie mir aber auch gestehn, wie sie dahin käme, und wo sie hin wollte? und da ich vernahm, daß sie sich stiffirt hatte, dachte ich, ich wollte ihnen, mein wer: ther Herr Hofrath, so einen rechten christlichen Streich, spielen, und sie wieder zu ihrer Tochter verhelfen, daß sie selbst nicht wissen sollten, wie sie dazu kämen. Ich hörte, daß sie nach Bam: berg wollte: Blitz, fiel mir ein, da hast du ja ein paar rechte alte wackere Freunde, von ächs: tem Schrot und Korn. Flugs setzte ich mich hin, und schrieb an den einen, und bat ihn, es ge: meinschaftlich mit dem andern so zu veranstalten, daß ihre Mamsell Tochter auf eine honette Art fest genommen, und einige Wochen da gehalten würde, bis ich ihnen, mein werther Herr Hof: rath, davon Nachricht geben, und sie in den Stand setzen könnte, das Mädchen da auf eine gute Art wieder abholen zu lassen. Aber da mußte mich der Henker reiten, daß ich den Tag darauf auf eine Parthey Preussen gerieth, mei: ne Kerls liefen davon, so weit ihre Füsse sie tragen wollten, und liessen mich da im Stich. Ja da war es wohl keine Kunst, daß sie mich bey den Ohren nahmen. Und den Hunden hatte das Laufen auch nichts geholfen; sie hatten sich da des Abends bey einer Schäferey aufgehalten,

fangen da mit dem Schäfer Krakeel an; der Kerl macht Lärm, und da hatten sie sie auch alle mit einander bey den Ohren gekriegt. Man transportirte uns zusammen hieher nach Magdeburg; das mir wohl soweit recht lieb war, weil ich dadurch die alte ehrliche Stadt wieder zu sehn bekam: aber auf der andern Seite war mirs auch wieder nicht lieb, weil ich fürchten mußte, daß mich hier noch viele kennten. Mein einziger Trost waren noch die vielen Schmarren und Circumflexen, die ich im Gesicht habe. Und daß ich hohe Ursache habe, nicht als der erkannt zu werden, der zweymal davon gegangen ist, werden der Herr Hofrath leicht selbst ermessen. Eben deswegen scheute ich mich auch anfangs zu ihnen zu gehn; aber doch hatte ich sie zu lieb, als daß ich nicht mit meiner eignen Gefahr hätte suchen sollen, ihnen ihre Tochter wieder zu schaffen. Mein Anschlag war, wir wollten eine Kutsche nehmen, und die nach Bamberg schicken, die sollte sie da heimlich bey der Nacht, unter Bedeckung von ein paar Kerls abholen, und hieher bringen. Sie sehn selbst ein, daß hiezu Geld nöthig war, gleichwohl gieng es nicht füglich an, oder wenigstens wagte ich es nicht, ihnen zu sagen, wie und warum dies Geld gebraucht werden sollte. Wären sie mir damals gefolgt, werther Herr Hofrath! wären sie mir damals gefolgt. — —

Es wäre ja noch wohl Zeit dazu, erwiederte der Hofrath, ich will herzlich gern das Geld herschiessen. — — Ich fürchte, ich fürchte, daß es nun wohl schon zu spät seyn wird; ich schrieb meinem Freunde damals, sie nur auf einige Wochen fest zu halten, weil ich sie in dieser Zeit herzuschaffen hoffte. — — Aber in aller Welt, warum liessen sie sie denn bis Bamberg reisen? hätten sie nicht selbst sie in Verhaft nehmen, und hieher transportiren können? — — Herr Hofrath, belieben sie doch zu erwägen, daß ein Offizier im Kriege sich dergleichen nicht unterstehn darf, ohne Ordre. Ich hätte ja Rechenschaft geben müssen, warum ich sie festgenommen hätte, und hätte sie hernach doch entweder laufen lassen, oder abliefern müssen. Wie hätte ich sie hier wohl herbringen können, in eine feindliche Stadt? wie hätte ich sie heimlich bey mir behalten können? mein Herr Hofrath! bey meiner Seel! das gieng nicht. — — Nun so versuchen sie es doch noch wenigstens, und schreiben sie nach Bamberg, ob sie noch da ist; ich will herzlich gerne das Porto zu dem Briefe hergeben, ich kann das nicht verlangen, daß sie das auslegen sollten: so wie ich auch die andern Kosten zu tragen erbötig bin. — — Herr Hofrath, schreiben will ich; wenn's nur was hilft. Ich würde auch wahrhaftig gerne das Lumpenporto

bezahlen, wenn ich nur selbst einen Heller Geld hätte; so aber bin ich alleweile so power wie eine Kirchenratte. Alles, alles bis auf den letzten Kreuzer noch haben sie mir abgenommen. Aber Herr Hofrath! wie gesagt, es bleibt dabey, daß sie keinem Menschen ein Wort davon sagen, wer ich bin, sie würden mich ja wahrhaftig in's größte Unglück bringen. — — Was denken sie denn von mir, Herr? Glauben sie? daß ich ein alt Weib bin, und nicht schweigen kann? ich habe schon ganz andre Dinge verschwiegen. Um Vergebung, welchen Charakter bekleiden sie denn? — — Ich bin Lieutenant. — — Nun mein lieber Herr Lieutenant, sie können sich sicher darauf verlassen, es erfährt niemand etwas davon; selbst meine Frau, wenn die wieder zu Hause kommt, muß das nicht einmal wissen. Thun sie nur was sie können, daß sie mir meine Tochter wieder schaffen.

Gleichwohl war Verschwiegenheit die größte Tugend des Hofraths nicht; man hielt ihn vielmehr für den ärgsten Klätscher in der Stadt. Dies war sogar, seit ohngefähr einem Jahre, bey ihm so sehr zur Leidenschaft geworden, daß er ein paar schlechte Weiber fast täglich besuchte, um von denselben alle Stadtneuigkeiten, bis auf die geringsten Kleinigkeiten zu erfahren. Ja er rühmte sich dessen noch dazu, daß nichts in der

Stadt vorgehn könnte, was er nicht wüßte. Und was er wußte, beunruhigte ihn so lange, bis er es wenigstens dreyen oder vieren im engsten Vertrauen gesagt hatte. Gerade so machte er es jetzt auch in Ansehung des guten Bischofs. Gleich den folgenden Tag kamen verschiedene seiner Bekannten nach einander zu ihm; er vertraute es jedem von ihnen als das größte Geheimniß an, eben der Bischof, der ehemals bey ihm Informator gewesen, sey jetzt als ein Kriegsgefangner Lieutenant von der Reichsarmee in Magdeburg. Man müsse dies aber ja geheim halten, um den guten Menschen nicht ins Unglück zu bringen; der ehemals vom Feldkriegs-Commissariat gewisser Händel wegen heimlich entwichen, und hernach aus Furcht noch einmal aus der Kriegsgefangenschaft entwischt sey. Es waren kaum vier Tage verstrichen, als das Gouvernement von der ganzen Sache Nachricht hatte, und den guten Bischof in engere Verwahrung nehmen ließ. Diesem wurde es nicht schwer zu errathen, wem er die Schuld seines Unglücks beyzumessen hätte, er ließ den Hofrath Weissenfeld zu sich bitten, und weil er nicht anders als in Gegenwart eines Offiziers mit ihm sprechen durfte, sagte er weiter nichts als, mein Herr Hofrath, sie haben ihr mir gegebnes Wort schlecht gehalten, ihnen danke ich meinen hiesigen Aufenthalt. Der

Hofrath fieng an zu schwören und zu betheuern, er hätte nichts gesagt, und war im Begrif noch mehrere Unbedachtsamkeiten auszustossen, als ihn Bischof bat, er möchte es nur gut seyn lassen, er wolle ihm keine weitere Vorwürfe machen. Der Hofrath gieng voll Unwillen und Zerstreuung fort, und kaum machte er ihm einmal das gewöhnliche Abschiedskompliment. Sein Gewissen machte ihm in seinem Innersten die heftigsten Vorwürfe, die er gleichwohl nicht hören, sondern so viel möglich vor sich selbst verheelen wollte. Er suchte sich selbst auf alle Art zu überreden, daß er nicht Schuld daran sey, daß Bischof verrathen worden, sondern dieser müsse es selbst ausgebracht haben. Eben daher war die Empfindung; welche er bey seinem Zustande hatte, mehr Haß gegen diesen, daß er ihn zum Urheber seines Unglücks machen wollte, oder vielmehr, daß er die gegründete heimliche Unruhe in ihm erregt hatte, als Mitleid. Er pflegte in andern ähnlichen Fällen eben so gut zu handeln. Wenn er z. E. jemand durch Unbedachtsamkeit Schrecken verursacht hatte, so war er nicht mit sich und seiner Unbedachtsamkeit unzufrieden, sondern schmähte darauf, daß die Leute so schreckhaft wären: sie müßten kein gut Gewissen haben, daß sie so leicht wovor erschräcken. Ein anderesmal hatte er einen seiner Bekannten so geärgert, daß die-

ser ein Gallenfieber davon bekommen hatte; wie er denn vor allen Menschen eine besondere Geschicklichkeit besaß, andre Leute, so wie auf andre Art, also vorzüglich durch den unvernünftigsten Widerspruch, und durch Behauptung solcher Sätze, die dem gesunden Menschenverstand, und der allgemein angenommenen Meynung entgegen waren, durch Verachtung aller Gründe, deren er selbst nie einen vorbrachte, und durch die gehässigsten unangenehmsten Materien, die er auf das Tapet brachte, zu ärgern. Hier ließ er nicht den geringsten Unwillen über sich und seine Bosheit blicken, sondern behauptete, das müßte ein gottloser, unchristlicher Mensch seyn, der sich so ärgerte, daß er krank davon würde; dem stecke noch der ungebesserte alte Adam im Kopfe; von ihm, als einem wahren und rechtschaffnen Christen, würde man nie dergleichen erfahren. Dies alles waren aber im Grunde nur Palliativmittel, womit er die heimlichen Wunden seines Gewissens zu verdecken suchte. Im Grunde empfand er allemal heftige, obwohl dunkle Unruhe darüber, deren Grund er selbst nicht zu wissen schien, oder nicht wissen wollte; er gerieth alsdann in eine so unselige Laune, daß er allen die um ihn waren, dadurch äusserst beschwerlich und unausstehlich wurde; weil er eben dann am meisten dazu aufgelegt war, andre zu ärgern und zu wi-

versprechen, oder auch im Allgemeinen zu toben. In diesem Fall befand er sich jetzt ebenfalls, da er den guten Bischof ins Unglück gestürzt hatte; und da hiezu noch alle vorhererwähnte Umstände kamen, so wird man leicht ermessen können, wie weit es mit seiner üblen Laune damals gekommen seyn müsse, und wie beschwerlich er dem guten Pastor Peemüller, bey welchem er sich, wie gedacht, aus Furcht vor den Oesterreichischen Offiziers eine Zeitlang aufhielt, dadurch geworden. Hier war es, wo er den Brief seiner Frau aus Wien empfieng, worin diese ihm meldete, daß sie zwar Karln wiedergefunden, und von Rosalinden Nachricht erhalten hätte, aber daß sie auch, woferne sie jenen und sich selbst vom äussersten Unglück und der entehrendsten Schande retten wollte, unumgänglich dreytausend Thaler brauchte, die er ihr unverzüglich überschicken möchte, so lieb ihm ihre Liebe, und seiner Familie Ehre und Glück wäre.

Der Hofrath, dessen Blick anfänglich ein wenig aufgeheitert wurde, als er in der Aufschrift die Hand seiner Frau erkannte, wollte nach Durchlesung des Briefs rasend werden. Er schmiß ihn voll Wuth zu Boden, lief einige mal in der Stube auf und nieder, nahm ihn dann wieder auf, überlas ihn noch einmal flüchtig, warf ihn dann wieder auf den Tisch, zerbrach

die Tabakspfeife, die er zu stark ausklopfte, las den Brief zum dritten mal, machte einen Riß darin, und warf ihn wieder hin. Peemüller, der seinen Ungestüm eine Weile mit angesehn hatte, konnte sich endlich nicht länger enthalten zu fragen: Aber mein Gott! lieber Herr Bruder, was macht sie so unruhig? Ist denn der Inhalt des Briefs, den sie da haben, so ausserordentlich schlimm, daß sie sich so ungebärdig darüber haben?

Weissenfeld. Ja, den möchte ich sehn, dem bey solchem Teufelszeuge nicht alle Geduld vergehn sollte.

Peemüller. Nun, was ist's denn, vielleicht macht ihnen ihre Einbildungskraft nur das Uebel so groß, und grösser als es an sich wirklich ist.

Weissenfeld. O! kommen sie mir nur nicht mit ihrer Einbildungskraft: so viel Unglück als auf mich zuströmt, hat noch wohl kein Mensch je empfunden, der auch noch so viel Einbildungskraft hat. Wenn ich nicht ein zu guter Christ wäre, so müßte ich darunter erliegen. Aber ich erfahre es an meinem Beyspiele deutlich genug, daß je rechtschaffener ein Mensch ist, desto mehr Widerwärtigkeiten muß er erfahren. Da sehn sie nur die gottlosen Kerls D* und F** und

Schl ** dagegen an, wie glücklich es denen dagegen geht.

Peemüller. Herr Bruder, Herr Bruder, vergessen sie doch ja die evangelische Sonntagslection auf den eilften Post Trinitatis nicht.

Weissenfeld. Was wollen sie damit sagen?

Peemüller. Es heißt dort: „Er sagte aber zu einigen, die sich selbst vermassen, daß sie fromm wären, und verachteten die andern, folgendes Gleichniß,„ und so weiter; sie werden mich wohl verstehn, denke ich.

Weissenfeld. O ja, ich bin solcher Bitterkeiten und Feindseligkeiten von ihnen schon gewohnt. Aber ich dächte, es wäre christlicher von ihnen, wenn sie mich in meinem Unglück bedauerten.

Peemüller. Weiß ich doch nicht, was ihnen fehlt, wie kann ich sie denn bedauren.

Weissenfeld. Sie wissen doch, daß mir meine ungerathnen, verzognen Kinder beyde weggelaufen sind, die bald meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen werden.

Peemüller. Leider! weiß ich das.

Weissenfeld. Und sie wissen, daß mein verdammtes Weib nachgereist ist, sie aufzusuchen; und daß sie sich unterwegs hat bestehlen lassen, und ich ihr deswegen schon einmal tausend Thaler

habe nach Inspruck nachschicken müssen; und daß ich seitdem keinen Brief von ihr gehabt habe, und nicht wußte, ob sie noch lebte, oder todt war. Stellen sie sich einmal vor, da schreibt mir nun die Xantippe von Wien her, daß sie wieder dreytausend Thaler braucht, und daß ich ihr die augenblicklich schicken soll, woferne ich mich und meine Familie von der äussersten Schande retten will. Muß ich nicht ein armer Mann werden? muß ich nicht mit dem Stock zum Thor hinaus gehn? O! ich wollte lieber, daß mir der fatale Junge, der Karl, nie gebohren wäre, ehe ich durch ihn in solches Unglück kommen soll.

Peemüller. Schämen sie sich des Wunsches, Herr Bruder. Gott, der ihn hat lassen gebohren werden, ist nicht Schuld an seinem Verderben. Denn ob er gleich die Erbsünde mit auf die Welt gebracht hat, auch Kindern aus dem Blut der Aeltern manche Neigung anzukleben pflegt, so rührt doch die meiste Unart und Bosheit von der Fahrläßigkeit und den Fehlern der Aeltern her, die diese bey der Erziehung ihrer Kinder begehn.

Weissenfeld. Ich habe keinen Fehler begangen, wenn gefehlt ist, so hat meine Frau allein die ganze Schuld.

Peemüller. Ihre Frau hat freylich durch ihr unvernünftiges Verzärteln die meiste Schuld,

die ihr um so mehr zur Last fällt, da sie soviel über die Erziehung gelesen hat, und Meisterinn darin seyn wollte, da sie doch keine grössere Satire auf ihre Erziehungskunst machen konnte, als wenn sie ihre Kinder producirte. Ich sahe die Anlage zur Erziehung schon gleich anfangs, da ihr Karl nur erst ein halb Jahr alt war, schon mit dem äussersten Misvergnügen. Alles, was er durch Schreyen verlangte, wurde ihm gereicht, und da sein Schreyen, wenn er es nicht den Augenblick erhielt, immer heftiger wurde, so eilte man gemeiniglich so sehr man konnte, ihm sogleich das zu geben, was er haben wollte.

Weissenfeld. Aber warum sollte man eines unschuldigen Kindes unschuldiges Verlangen auch nicht befriedigen?

Peemüller. Ein Verlangen kann an sich unschuldig seyn, sobald aber dessen Befriedigung mit Heftigkeit und Ungeduld vom Kinde verlangt wird, hört es auf unschuldig zu seyn, und ist wirklich böse; oder wird wenigstens in kurzem böse. Von allem, was ein Kind auch nur von einem halben Jahre verlangt, muß man ihm nur die Hälfte oder noch weniger geben, ja ich möchte sagen, man muß sein Verlangen zweymal unbefriedigt lassen, wenn man es einmal erfüllt. Und auch diese Erfüllung muß nur alsdann ge-

sehen, wenn es, nachdem es sein Verlangen zu erkennen gegeben, ruhig und gelassen abwartet, ob es erfüllt wird, oder nicht. Sobald es aber ungeduldig wird und durch anhaltendes Schreyen Heftigkeit zeigt, muß es ihm durchaus versagt werden. Da sind denn aber viele zu weichlich und können das liebe Kind nicht schreyen hören, oder sie wollen auch ihre Ohren nicht davon incommodiren lassen, und geben denn lieber alles hin, und gewöhnen das Kind, beständig alles zu erlangen was es will, und überall seine Begierden zu befriedigen und nach seinem eignen Willen zu handeln. Und bedenken nicht, welche fürchterliche Ruthe sie sich selbst dadurch binden, sie bedenken nicht, daß die Begierden mit jedem Tage wachsen und immer unersättlicher werden, und immer schwerer zu bändigen werden. Was das Kind als kleines Kind verlangt, sind freylich noch Kleinigkeiten, und man glaubt durch Mittheilung desselben keine Gefahr zu laufen, aber so wie es da im Kleinen nach seinem Willen, und wider den Willen andrer zu handeln gewohnt wird, so handelt es hernach im Grossen. Hätte also ihre Frau ihren Karl nicht damals, als er noch ganz klein war, in allem seinen Willen gelassen, hätte sie ihn da gewöhnt zu gehorchen und nach Grundsätzen zu handeln, so wäre das ganze Unglück seiner nachmaligen Ausschweifungen nicht

geschehn; er würde endlich auch zuletzt noch der Vernunft, und ihren so wie seines Bruders Vorstellungen gefolgt, und nicht unter das Freybataillon gegangen seyn.

Weissenfeld. Sie haben ganz Recht, Herr Bruder, sie haben ganz Recht. Aber warum predigen sie mir das vor, da ich selbst einsehe, daß mein Weib ihn schlecht erzogen hat? Ich habe von meiner Seite alles gethan, was ein rechtschaffner Vater nur thun kann: mein Gewissen spricht mich völlig rein.

Peemüller. Nehmen Sie mir das nicht übel, werther Herr Bruder, sie haben nicht das geringste von dem ihrigen gethan. Es ist wahr, sie haben nicht soviel als ihre Frau, zur Verschlimmerung ihrer Kinder beygetragen, aber übrigens auch durch Thun und Unterlassen nicht wenig dabey gesündigt.

Weissenfeld. Und worin hätte denn diese Sünde bestanden? Darf ich das hören?

Peemüller. Sie haben erstlich durch Unterlassen gesündigt, da sie sich zu wenig oder gar nicht um ihre Kinder und deren Erziehung bekümmert. Dies ist von einem Vater ganz unverantwortlich gehandelt, dem hauptsächlich das Geschäft der Erziehung obliegt. Ich habe nie von ihnen gehört, daß sie zu allen Unarten ihrer Kinder das geringste Wort gesagt hätten.

Wenn etwa einer aus Versehn das Licht ausputzte, oder ein Glas umwarf, oder eine Pfeife zerbrach, oder sonst ein plötzliches Geräusch machte, so tob: ten und schmähten sie unerhört: dagegen sahen sie die grösten Unarten mit Lachen an, und be: wunderten sie noch wohl gar, als Zeichen der Klugheit. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ver: schiedenemale, wenn sie grosse Gesellschaft bey sich hatten, ihr Karl in einem Alter von zwey Jahren einen ganz ungeheuren Lärm in der Kinderstube trieb, und durchaus zu der Gesellschaft gelassen seyn wollte, und gegen alle Vorstellungen taub, in einem fort schriee, in die Stube gehn, in die Stube gehn: daß er, statt daß man ihn hätte entfernen sollen, von ihrer Frau allemal herein gelassen wurde, und da nicht allein einen solchen Lärm machte, daß keiner von den Fremden den andern hören und verstehn konnte, sondern, auch bald diesen bald jenen schlug, und dann wieder schriee, Karten haben, Karten haben, und wenn er diese nicht gleich bekam, mit den Füssen stampfte, und hinlief, und sie den spie: lenden angesehnen Fremden vom Tische wegriß; daß sie zu allem diesem entweder lachten, oder doch weiter nichts sagten, als ein kaltes: Karl, laß das bleiben, womit es immer sein Bewenden hatte; daß endlich, wenn alles unter und über gieng, statt daß sie da die Ruthe hätten brauchen

sollen, ihre Frau unter tausend Versprechungen, und durch allerley List ihn mit vieler Mühe aus der Stube locken mußte. Ach! mir wird der Kopf schon warm, wenn ich noch an das Unwesen zurück denke.

Weissenfeld. Ich weiß nicht, wie sie so unvernünftig seyn können, mir darüber noch Vorwürfe zu machen, daß ich nicht mehr Schärfe gegen Karln gebraucht. Ists denn mit Schlägen allein ausgemacht? Und kennen sie denn meine Frau nicht? Welchen noch viel ärgern Lärm würde die nicht gemacht haben, wenn ich Karln nur einmal sauer angesehn hätte. Ich glaube, sie hätte mich vor der ganzen Gesellschaft prostituirt.

Peemüller. Sie hätten ihrer Frau nicht so manche Schwächen sehn lassen, und ihr dadurch zu viel Gewalt einräumen sollen. In einer so wichtigen Sache, wie die Erziehung ist, muß sich der Mann durchaus nicht an die Frau kehren; lieber den Zorn der Frau acht Tage lang getragen, als sein Kind auf Zeitlebens unglücklich machen. Nur muß man sich hüten, daß man sich nicht in Gegenwart der Kinder mit ihr überwirft. Aber auch hierin haben sie gefehlt. Oft trugen sie die unausstehlichsten Dinge von ihr, und zankten sich hingegen über die geringsten Kleinigkeiten in Gegenwart der Kinder mit ihr. Glauben sie

nur, dies giebt Kindern nicht allein ein erschreckliches Aergerniß, sondern es läßt sie auch so viele Blössen ihrer Aeltern sehn, (denn wer giebt beym Zank nicht Blössen?) die ihnen doch Muster der Vollkommenheit und unfehlbar scheinen sollten, daß sie ihnen nothwendig lächerlich werden, und alle Achtung bey ihnen verlieren müssen. Und eben hierin ist der Grund zu suchen, warum ihre Kinder, und besonders ihre Tochter, so wenig Achtung gegen sie hatten, daß sie sich die gröbsten Unbescheidenheiten gegen sie erlaubten, und ihre Befehle im Geringsten nicht achteten. Ich habe mit Erstaunen von Rosalinden gehört, daß sie als ein fünfjähriges Kind ihnen aus Spott alles nachsprach was sie zu ihr sagten, ja daß sie einmal die Zunge hinter ihnen her ausstreckte, und was dergleichen abscheuliche Dinge mehr sind, die ich nicht weiter berühren mag. Alles dies, und die nunmehr weiter daraus entsprungnen unglücklichen Folgen würden unterblieben seyn, wenn sie sich der Erziehung mehr angenommen, und besser gewußt hätten, sich bey ihren Kindern in Ansehn zu setzen, als sie gethan haben.

Weissenfeld. Nun, sind sie bald einmal fertig, Herr Bruder? Sie glauben ohne Zweifel, daß sie in ihrer Kirche auf der Kanzel stehn, und die Stunde voll aus predigen müssen. Er-

wägen sie aber, daß ich kein Mitglied ihrer Gemeine bin.

Permüller. Spotten sie wie sie wollen: sie sind mein Schwager, und also habe ich ein sehr nahes Recht, ihnen ihre Fehler freundschaftlich vorzuhalten, und ihnen die Quelle ihres Unglücks zu zeigen. Ich muß ihnen also auch sagen, daß meine Sanduhr noch nicht abgelaufen ist, mithin meine Predigt noch länger währen wird. Erinnern sie sich noch wohl, daß sie ihre Kinder beständig in ihrer Gegenwart gelobt und gepriesen haben, und das größtentheils ohne alle Veranlassung? ja, daß sie sie wohl gar mit andern Kindern verglichen, und weit über dieselben erhoben, und ihnen dadurch einen Dünkel beygebracht haben, der alle Besserung ausschloß? Ich höre noch das ewige, du englisches, du vortrefliches Kind; du bist gut, du bist unverbesserlich, ich bin deiner nicht werth. Ein so einfältiger Ausdruck, nehmen sie es mir nicht übel, lieber Herr Bruder, daß ich nicht weiß, wie ich ihn mit ihrem sonstigen Verstande zusammenreimen soll. Dies Lob hat besonders zum Verderben der ohnehin schon so eigenliebigen Rosalinde viel beygetragen: welches sie aber völlig dadurch befördert haben, daß sie ihr so vielerley Romanen, und andre Bücher, worin mehr Einbildungskraft schwärmt,

als Vernunft leuchtet, und worin mehr Ideal als Natur ist, haben lesen lassen.

Weissenfeld. So schwatzen sie doch nicht so in den Tag hinein. Hab' ich denn das gethan? War es nicht meine Frau, die an diesem Lesen einen Gefallen hatte, und sie dazu anreizte?

Peemüller. Das ist ein elender Behelf; sie und ihrer Frau, das ist hier alles einerley. Wenn ihre Frau also so thöricht war, die Einbildungskraft ihrer Tochter zu ihrem Unglück mit so seltsamen Bildern anzufüllen, so hätten sie klüger seyn, und dies hindern sollen. Aber so hatten sie vielmehr selbst ihren grossen Gefallen daran, und lobten die Klugheit ihrer Tochter und priesen ihre Belesenheit, und Gelehrsamkeit, und verglichen sie mit manchen Mannspersonen, über welche sie sie weit wegsetzten. Uberdem habe ich noch zwey andre Fehler zu rügen, die sie sowohl als ihre Frau in Ansehung beyder Kinder häufig begiengen, die aber beyde, besonders für ihre Tochter, die schlimmsten Folgen haben mußten. Der eine bestand darin, daß sie, wenn die Kinder in ihrer zartsten Kindheit etwas nicht geniessen oder nicht haben wollten, sie damit bedrohten, diese oder jene Magd, oder welches noch abscheulicher war, Julius sollte es haben; um sie dadurch anzureizen, daß sie es nur hinnehmen möchten, damit diese es nicht bekämen; wodurch

sie offenbar den Neid in ihnen gepflanzt haben. Sie hätten doch wenigstens bey Rosalinden bedenken sollen, wie sehr ihr Geschlecht ohnehin dazu geneigt ist. Der andre Fehler war dieser, daß nicht allein sie und ihre Frau, oft in der Kinder Gegenwart andre Leute aus der Stadt durchzogen, sich über sie lustig machten, und ihren blossen, mehrentheils ungegründeten Argwohn, als wirkliche Thatsachen vor ihnen erzählten, sondern auch die Kinder selbst zur Medisance, (ich will nur das französische Wort brauchen, weil das deutsche Verleumdung doch zu grob klingt) anreizten, sie auf die Spur brachten, an andern Fehler aufzusuchen, die Leute selbst lächerlich und sich über sie lustig zu machen. Wobey denn gemeiniglich von beyder Aeltern Seite, ein: das ist doch ein kluges Mädchen, die hat rechte helle scharfe Augen, erfolgte; oder wenn es wenig war, so hieß es doch; das verzweifelte Ding; das lose schalkhafte Kind; du bist erstaunend lose, und so weiter. Dies war sehr garstig: Aeltern müssen überhaupt alle Fehler sorgfältig in Gegenwart der Kinder vermeiden, am meisten aber diesen, eben weil er so häufig und so allgemein ist, und so leicht nachgeahmt wird. Ein andres ähnliches böses Beyspiel hat ihre Frau ihren Kindern durch Zorn, Schelten und den Gebrauch unanständiger Scheltworte gegen die Bediente sowohl als

gegen abwesende Leute gegeben; und sie ihrerseits durch Fluchen und Schwören. Wenn dies letztere auch nicht Sünde, wenn es auch nicht ausdrücklich von Gott verboten wäre, so würde es doch allemal unanständig seyn, und den, der Schelt: Schimpf Schwur und Fluchwörter gebraucht, in den Augen derer, mit welchen er zu thun hat, erniedrigen, und um einen Theil seines Ansehns bringen. Daher Aeltern, Lehrer, und andre, die bey andern Menschen Ansehn nöthig haben, um nützlich zu werden, sich alles dessen sorgfältig enthalten müssen.

Weissenfeld. Herr Bruder, wenn sie nicht bald aufhören, so sage ich ihnen, ich halt es nicht länger aus. Ich begreife gar nicht, wozu sie da die Strafpredigt halten wollen; denken sie etwa mein Gewissen wider mich aufzuhetzen? Und gesetzt auch, ich hätte in diesem oder jenem der berührten Stücke auf eine oder die andre Art gefehlt, welches ich doch nicht zugestehe, was hätten denn diese Fehler für Einfluß auf die unglückliche Entweichung meiner Kinder gehabt, worüber ich seufze?

Peemüller. Ich wollte ihnen nur überhaupt an einigen Beyspielen zeigen, daß sie sehr irrten, wenn sie sich überreden wollten, gar keine Fehler bey der Erziehung begangen zu haben, und an den Ausschweifungen ihrer Kinder nicht Schuld

zu seyn. Die angeführten Fehler haben freylich nicht alle unmittelbar auf den jetzigen Zustand ihrer Kinder Einfluß gehabt, aber einige derselben doch gewiß, und die andern mittelbar. Ueberhaupt, wenn ich hier ihre ganze Erziehungsart, nur so weit sie mir bekannt ist, durchgehn, und alle Fehler die ich gesehn habe, auf einen Haufen beysammen stellen wollte, so würden sie darin deutlich genug die Grundlage zu dem jetzigen Schiksal ihrer Kinder sehn müssen. Nur eins will ich noch anführen, das wenigstens auf Karls jetzigen Zustand ganz gewiß Einfluß gehabt hat. Sie haben ihm oft erlaubt mit ihrem Lakeyen Karte zu spielen, und sich oft in dessen Gesellschaft aufzuhalten. Nichts ist fähiger Kinder zu verführen, sie mit schlechten Dingen, die ihnen verborgen bleiben sollten, und besonders mit Liederlichkeiten bekannt zu machen, als der Umgang mit dem Gesinde. Sie hören da nicht allein viel anstößiges und unzüchtiges, sondern was noch viel ärger ist, sie sehn auch viel schändliches, was dieser Art Leuten gewöhnlich ist, und auf Kinder einen viel tiefern Eindruck macht, ihrer Einbildungskraft weit mehr zu schaffen giebt, und die Begierden in einem viel stärkern Grade erregt, als alles was sie hören. Aus diesem Grunde sind besonders Kinder der Oekonomen zu bedauern, bey denen es kaum vermieden werden kann, daß sie

nicht von Knechten und Mägden manches sehn und hören, was keines Kindes Auge oder Ohr, je sehn oder hören sollte. Bey ihrem Karl kam dazu noch der Umgang mit Bombardiers, jungen Offiziers, und allerley Leuten vom Militair, welcher gewiß zu seiner gegenwärtigen Lage nicht wenig beygetragen hat. Aber ich sehe, daß sie ausser Fassung zu kommen scheinen, ich will also aufhören, und ihnen nicht länger mit meinen Reden beschwerlich fallen.

Weissenfeld. Daran thun sie sehr wohl, Herr Bruder, ich bin deren auch schon lange überdrüßig gewesen, und konnte es zuletzt nicht mehr ausstehn. Wenn sie aber alles Harte, was sie mir gesagt haben, wieder gut machen wollen, so geben sie mir einen guten Rath, was fange ich mit meinem gottlosen Weibe an. Da fordert sie nun schon wieder dreytausend Thaler, wo soll ich die hernehmen, was soll ich machen, soll ich sie ihr schicken oder nicht?

Veemüller. Hat sie denn nicht geschrieben, wozu sie das Geld brauchen will?

Weissenfeld. Nein, nicht ein Wort. Sie schreibt bloß, wenn ich sie und mein ganzes Haus nicht in das größte Unglück, Schimpf und Schande bringen wollte, so müßte ich ihr ungesäumt das Geld schicken.

Peemüller. Nun denn rathe ich ihnen doch, lieber Herr Bruder, daß sie vorher erst hinschreiben, und sich erkundigen, wozu sie das Geld brauchen will. Es ist doch nicht gleich viel, dreytausend Thaler so ohne alle Umstände wegzuwerfen; der arme Julius verliert daran unschuldiger Weise auch tausend Thaler von seiner künftigen Erbschaft.

Weissenfeld. Freylich ist das wahr, der arme Schelm hat so schon genug eingebüßt: aber ich will ihm dafür auch ein Ansehnliches zum Vorraus vermachen. Wenn ich aber jetzt meiner Frau das Geld nicht gleich schicke, und sie dadurch vielleicht in Noth geräth, so wird sie mir den hellen Tag finster machen, und ich werde meines Unglücks kein Ende wissen, wenn sie wieder zu Hause kommt. Ich denke doch, daß sie an dem Gelde so viel einbüßt, als ich, und daß sie nicht so thöricht seyn wird, das Geld ohne Noth wegzuwerfen, zumal da Verschwendung sonst eben ihr Fehler nicht ist. Was meynen sie, ob ich ihr nur das Geld in Wechseln gleich überschicke?

Peemüller. Ich kann ihnen darin nicht rathen; wie es scheint, so sind sie sehr geneigt dazu: machen sie also was sie wollen.

Weissenfeld. Nun ich wills nur thun, es ist doch einmal meine Frau, wenn sie mir gleich

das Leben sauer genug gemacht hat. Wer weiß aus welcher Noth ich sie dadurch rette.

Man muß nur nicht glauben, daß diese Bereitwilligkeit des Hofraths, das Verlangen seiner Frau zu erfüllen, auch seinen Unwillen und Verdruß über den Verlust des Geldes aufgehoben habe. Dieser blieb nach wie vor. Indessen reiste er noch an demselben Abend nach Magdeburg, und kaufte sich Wechsel auf drentausend Thaler, die er sogleich unter der gegebnen Addresse mit folgendem Briefe nach Wien schickte.

Meine Beste!

Magdeburg, den 6. Sept. 1759.

Mit Schmerzen und dem sehnsuchtsvollesten Verlangen hatte ich von einem Posttag zum andern auf einen Brief von deiner lieben Hand gehoft, aber vergebens. Ich nehme die Worte aus meinem Herzen, wenn ich sage, daß die Angst meiner Seelen groß war, weil ich immer glaubte, daß dein Schicksal sich mir in dem unangenehmsten Lichte darstellen würde, und ich habe dieses allen meinen Freunden durch ungezwungene Zeichen zu erkennen gegeben. Auf einmal empfange ich deinen Brief, der mir aufs neue brennende Wunden schlägt. Sage mir, wo will das mit uns hinaus? wo bleibt unser schönes Vermögen?

wir werden in Kurzem an den Bettelstab gerathen. Ach Gott, welches Elend überströmt mich; wenn mich nicht das Bewußtseyn meiner Rechtschaffenheit, mein gutes unbeflecktes Gewissen tröstete und aufrecht erhielte, so müßte ich in meinem Elend versinken, und vor Kummer vergehen. Männer von den grösten Einsichten haben mir gerathen, das Geld nicht eher abzusenden, als bis ich wüßte, wozu du es brauchen wolltest; aber um dir ein untrügliches Zeichen meiner überschwenglichen Liebe und meines uneingeschränkten Vertrauens, das ich auf deine Klugheit setze, zu geben, übersende ich dir hier das Geld in Wechseln promt. Tausend andre würden es schwerlich gethan haben, mancher würde gewiß seine Frau lieber haben verhungern lassen, ehe er einen so beträchtlichen Theil seines Vermögens aufgeopfert hätte: aber du kennst mich nun schon so lange, meine Beste, und weist, daß ich zu rechtschaffen denke, um wie die schlechten Leute zu handeln. Du wirst es mir aber doch nicht übel nehmen, daß ich dich bitte, ja einen recht guten Gebrauch von dem Gelde zu machen, und so viel möglich davon zu sparen. Es hat mir indessen die lebhafteste Freude gemacht, daß du unsern lieben vortreflichen Sohn wieder gefunden hast, sage ihm, daß ich vor Verlangen brenne, ihn voll Entzücken in meine väterlichen Arme zu schliessen,

und ihm von neuem den Aufenthalt bey uns so angenehm zu machen, daß er nicht wieder in die gefährliche Versuchung gerathen soll, einen solchen Schritt zu thun, als er gethan hat. Grüße ihn indessen vielmal von mir, und erfreue mich bald mit deinem und seinem entzückenden Anblick, der mir allen meinen bisherigen vielfältigen Gram und Kummer reichlich versüssen wird. Ich bin, so lange noch ein Hauch des Lebens meine Adern und Gebeine erwärmt, unveränderlich mit der zärtlichsten heissesten Liebe

ganz der Deinige
Elias Weissenfeld.

Die Hofräthinn erhielt diesen Brief mit den Wechseln noch zur rechten Zeit, und ehe die ihr gesetzte Frist abgelaufen war. Sie bezahlte unverzüglich die ihr zuerkannte Strafe von zweytausend Thalern, worauf sie ihres Arrests entlassen wurde, und ihre Sachen wieder erhielt, doch wurde ihr zugleich angedeutet, sobald als möglich die Residenz zu verlassen. Dies war ohnehin ihr Vorsatz, zumal da sie es nicht wagen durfte in irgend eine Gesellschaft zu kommen. Denn mit den Bürgerlichen umzugehn war sie theils zu stolz, theils fürchtete sie nirgends Zutritt zu finden, seitdem sie sich im Umgang mit den Adlichen lächerlich gemacht, und sogar das bekannte Schicksal zugezogen hatte. Die Adlichen, welche

sie vorher zum Besten gehabt hatten, schämten sich jetzt nicht nur mit ihr umgegangen zu seyn, sondern sogar sie zum Besten gehabt zu haben, und bewiesen die allerschnödeste Verachtung gegen sie, die man gegen die niedrigste und schlechteste Person nur beweisen kann. Um sich also nicht künftig wieder einer ähnlichen Gefahr auszusetzen, als worin sie hier gewesen war, und mit mehrerm Recht die Adliche spielen zu können, faßte sie den Entschluß den Aufenthalt in Wien zu nutzen, und ihrem Mann einen Adelsbrief zu kaufen. Sie wandte hundert Thaler zu einem Geschenk an, für einen Mann, der ihr zu ihrer Absicht sehr behülflich seyn konnte, und erhielt durch dessen Unterstützung die Erfüllung ihres Verlangens für vierhundert Thaler. Nun mußte sie noch hundert Thaler anwenden um ihren Karl vom Dienst loszukaufen, verschiedene kleine Geschenke, die sie auch zur Erreichung dieser Absicht austheilen mußte, nicht mitgerechnet. Und nun reiste sie, ohne an die erlittnen Widerwärtigkeiten zu denken, ganz vergnügt und erfreut, sowohl über den neuen Stand, als über ihren wiedergefundnen Sohn, in seiner Gesellschaft von Wien ab. Um dem Kriegsschauplatz soweit als möglich aus dem Wege zu reisen, beschloß sie, nicht den nächsten Weg durch Böhmen zu nehmen,

sondern über Regenspurg, Würzburg, Gotha und Quedlinburg zurück zu kehren. Ehe sie noch ihr Wirthshaus in Wien verließ, übte sie sich von Weissenfeld zu schreiben, und lies da über funfzig Zettelchen auf dem Tische liegen, worauf weiter nichts stand, als der Name, von Weissenfeld. Damit sie aber doch eine ordentliche Gelegenheit hätte, wo sie dies anwenden könnte, so schrieb sie von Linz aus, an ihren Mann, an den sie ausser diesem Fall kaum würde gedacht haben, einen Brief, worin sie ihm seine Erhebung in den Adel folgendermaßen kund machte.

Linz, den 22sten September 1759.

Hochwohlgeborner Herr Gemahl!

Ewr Hochwohlgeb. haben sich mir ausserordentlich gefällig, durch die promte Uebersendung der verlangten Summe erwiesen, weswegen ich Hochdenenselben meine Zufriedenheit mit Dero Verhalten nicht bergen kann. Einen Theil des Ueberschusses vom übersandten Gelde, habe ich zu dem edelsten Zweck angewandt, der auch Ihnen, theuerster Herr Gemahl, ohne Zweifel grosse Freude verursachen wird. Ich habe nemlich, um kurz zu seyn, durch Hülfe meiner vielen und ansehnlichen Freunde, die ich mir in der kurzen Zeit meines Aufenthalts zu Wien gemacht habe, es dahin gebracht, daß Ewr Hochwohlgeboren in den Adel:

stand sind erhoben worden, und alle damit verknüpfte Vorrechte und Freyheiten, nebst einem schönen Wapen, nemlich eine rothe Feder im weissen Felde erhalten haben. Hievon habe ich Dieselben benachrichtigen, und zugleich melden wollen, daß ich in wenig Tagen ebenfalls nebst unserm Sohn das Vergnügen haben werde bey Ihnen zu seyn.

Karolina von Weissenfeld.

Weil Karl einige Lust bezeigte, verschiedene Oerter, die sie auf ihrer Reise berührten, näher kennen zu lernen, so hielt sich die Hofräthinn, so sehr sie auch sonst nach Hause eilte, ihm zu gefallen an manchen Orten zween und mehrere Tage auf. Dies geschah in Passau, Straubing und Regenspurg. Doch fand Karl an keinem dieser Oerter seine Erwartung befriedigt: am wenigsten in dem finstern melancholischen Regenspurg. Er traf hier vor dem Wirthshause, wo sie abstiegen, einen Reisenden, der sehr niedergeschlagen aussah. Karl im grünen Kleide mit Gold, und einer weissen Feder auf dem Hute wollte trotz seiner Mutter den Vornehmen, oder vielmehr den Protector spielen, und erkundigte sich mit einer bedeutenden Miene, was ihm fehlte, und ob er ihm worin helfen könnte. Herr, meinen Verlust können sie mir nicht ersetzen, erwiederte jener. Ich bin aus P. * wo ich einen grossen Theil meines

Vermögens auf eine auserlesene Bibliothek verwandt hatte, welche meine liebste, meine einzige Beschäftigung war. Da führt mir der Henker auf einmal eine Rotte ins Haus, Pfaffen, Bücher-censoren, Inquisitionsbediente, oder wie sie sich nennen mochten, die raubten und plünderten da ärger wie die Panduren, und nahmen mir ohne alle Umstände meine besten Bücher weg, unter dem Vorwand, daß anstössige Dinge darin wären; so gar den Grandison liessen sie mir nicht einmal. Da half kein Bitten, kein Flehen; alles war umsonst. Dafür machtens doch die Kosaken im vorigen Jahr in der Neumark noch christlicher, die raubten da auch manchen Predigern ihre Bücher, aber sie verauctionirten sie doch in Polnischen Städten so, daß die Prediger sie selbst für eine Kleinigkeit wieder kaufen konnten. Aber diese Art Leute, die Apostel der Unwissenheit machens wahrhaftig viel ärger, und ihre Absicht ist viel schlimmer. Sie wollen alles Licht, ja gar alle Dämmerung von Licht auslöschen, und machen dadurch ihre Sache sehr stinkend. Was muß das für eine erbärmliche Wahrheit seyn, die diese Leute haben, die nur bloß durch Dummheit erhalten werden kann, die keine Untersuchung, keinen Widerspruch vertragen kann. Das ist doch wahrhaftig der ärgste Despotismus, der nur in der Welt ausgeübt werden kann; und ich möchte den kaum

einen ärgern Tyrannen nennen, der mir das liebe Brod zur Kontrebande macht, als den der mir die Nahrung meines Geistes raubt; den nicht grausamer, der meinen Körper lähmt, oder ihn in Fesseln schlägt, als den der meinen Verstand einschränken, mich die Kräfte desselben nicht so gut als ich kann, brauchen lassen, kurz der mich dumm machen will. Sie haben ganz Recht, versetzte Karl, das ist abscheulich, ich bedaure sie von Herzen, und noch mehr bedaure ich, daß ich ihnen also nicht helfen kann. Seine Mutter kam dazu und rief ihn ab, und machte ihm Vorwürfe, daß er sich mit allerley Pöbel in ein Gespräch einliesse. Er würde besser thun, wenn er sich mit den hohen Herren Gesandten bekannt machte, das wäre noch eine Bekanntschaft die ihm Ehre brächte, und zu seinem künftigen Glück dienlich seyn könnte. Karl bezeigte aber nicht die geringste Lust dazu, der Zwang, sagte er, dem er sich bey dergleichen Besuchen unterwerfen müßte, sey ihm unausstehlich; und überdem zweifelte er, ob solche Herren einen so jungen Menschen vor sich lassen würden, und abweisen liesse er sich nicht gerne. Er begnügte sich also damit die Donaubrücke und einige andre Merkwürdigkeiten des Orts in Augenschein zu nehmen, worauf sie die Reise weiter über Altorf, Nürnberg, Würzburg,

Schweinfurt, Schmalkalden, Gotha, Nordhausen und Ballenstädt fortsetzten.

Am letztern Orte ruheten sie einige Tage aus, und die Hofräthinn wünschte sich und ihren Sohn dem dortigen Hofe zu präsentiren, die Gelegenheit war ihr aber zu ihrer Absicht nicht sehr günstig, weil der Hof alle Tage auf die Jagd gieng. Indessen wünschte Karl die herrliche Gegend am Harz, an dessen Fusse sie sich befanden, kennen zu lernen, und der Gastwirth empfahl ihm in dieser Absicht besonders das über Gernrode auf dem Stufenberge eine Stunde von Ballenstädt gelegne Herrenhaus zu besuchen. Es war ein heitrer schöner Morgen, an dem sie die kleine Reise antraten, und dies war der erste Morgen, an welchem Karl so früh aufgestanden war, daß er die Sonne aufgehn sah. Er sowohl als seine Mutter, die sonst die Schönheiten der Natur, nicht sehr zu schätzen wußte, ausser wenn sie es zuweilen affectirte, um in einer Gesellschaft. wo etwa ein Halbbelesner war, eine oder die andre Schilderung anzubringen, die sie noch aus irgend einem Roman behalten hatte, wurden dennoch über den Anblick der reizenden Gegend, die sie von dem Stufenberge und besonders von der Gallerie des Herrnhauses überschauen konnte, sehr entzückt. Hinter sich das herrliche Amphitheater des Harzgebirges, und beynahe über sich einen Wolken-

träger, der noch einmal so hoch ist, als der Stufenberg selbst. Zur Rechten die schöne Gegend über Ballenstädt hinaus, und zur Linken Dorf bey Dorf, alle im Schatten des Harzes, wenn die Abendsonne scheint; auf einem erhabnen Berge an dieser Seite das Schloß zu Blankenburg, das aus der Ferne eine schöne Wirkung auf das Auge macht; und in einer beträchtlichen Entfernung hinter denselben den Großvater des ganzen Gebirges, den Wetterpropheten der ganzen Gegend, den alten Brocken mit weissem Haupt. Etwas weiter war die Teufelsmauer, ein Werk der Natur, worin sie den Menschenkindern das Modell zu Mauer und Thüren gegeben zu haben scheint; man sollte glauben Ueberbleibsel einer alten kaledonischen oder tatarischen Mauer zu sehn, ehemals von den Welteroberern gegen die Vertheidiger der Freyheit aufgeführt, wovon die zerstörende Zeit noch einzelne ehrwürdige Bruchstücke stehn lassen. An derselben herunter, unter Blankenburg der Regenstein, jetzt keine Feste mehr, seitdem der wider seinen eignen Vortheil Friedrichen bekriegende Gallier einen Waffenplatz daran zu finden hofte, um von da aus das Land des Fürsten heimzusuchen, der sein Retter seyn muß, wenn einmal der Rächer der Reunionskammer erwacht, und von dem erschöpften ohnmächtigen Reiche das zurückfordert, was es ehemals mit-

Aufwand der Einkünfte seiner Urenkelschaft gewaltthätig an sich brachte. Tief unter den Füssen Gernrode; ein Springer Ludwig würde ohne Mühe von oben herein springen. Eine Stunde weiter hin Quedlinburg, in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, der Anblick seines Schlosses täuscht hier das Auge; man sollte glauben, es sey eins der schönsten der Gegend. Zu beyden Seiten der Stadt erscheint das ganze Thal mit seinen Auen längs der Bode. Etwas abwärts im Hintergrunde zeigen sich die Spitzen von Halberstadt, zur Rechten vorwärts der Hakelwald, hinter welchem das schärfere Auge die Spitzen der Domthürme von Magdeburg erblickt, die Karln die lebhafteste Freude machten. Rund herum alle Berge mit Warten bepflanzt; lebendige Denkmäler des Faustrechts, und der räuberischen Gewaltthätigkeit des alten mächtigen Adels. Dies waren die auffallendsten Verzierungen dieser schönen Gegend, die Karls gemeines Auge, und jedes andre erblickt; tausend andre Schönheiten sieht nur das forschendere.

Die Hofräthinn trank mit ihrem Sohn auf der Gallerie Chokolate und bestellte das Mittagsessen. Sie hätte sehr gewünscht, daß grosse Gesellschaft, aber wohl zu verstehn, von Adel da gewesen wäre, um in dem schönen Saal des Herrnhauses tanzen zu können. Der Wirth

hatte sie auf diesen Wunsch gebracht, der ihr sagte, daß hieher oft grosse Gesellschaften kämen und Bälle anstellten. Er sagte ihr auch, daß noch an diesem Tage einige Gesellschaften aus Blankenburg und Halberstadt kommen würden, welche sie mit Verlangen erwartete. Ein Wagen voll nach dem andern kam gegen Mittag; die Hofräthinn beobachtete sie beym Aussteigen scharf, sie schienen ihr aber alle nicht vornehm genug, und sie beschloß daher mit ihrem Sohn allein zu speisen, und zwar in dem Fürstenzimmer, welches sie sich von dem Wirth ausdrücklich ausbat. Nach Tische entschloß sie sich doch in den übrigen drey Zimmern, die an den Ecken des grossen Saals angebracht sind, herumzugehn, um sich mit den darin befindlichen Gesellschaften bekannt zu machen. Hier fand sie in dem einen Zimmer einen Jagdrath, einen Goldschmid und einen Kantor, welche ein sogenanntes deutsches Solo mit einander spielten, und ganz erschrecklich dazu fluchten. Der erstere brauchte niemals das Pronomen, wenn er von sich redete, sondern sprach beständig in der dritten Person, mit Nennung seines Charakters von sich. Der Kantor hatte eine kurze Tabakspfeife im Munde, woraus er sehr übelriechenden Brieftobak dampfte. Der Goldschmid hatte eine Bouteille Spanischen Wein neben sich stehn, womit er sehr groß that, und

diesem oder jenem ein Glas daraus anbot, selbst der gnädigen Frau Hofräthinn und ihrem Sohn, die sich aber sehr schnöde bedankte, und sich umdrehte. In einem andern Zimmer neben an, saß ein alter griesgramiger steinreicher Ex-Amtmann, der seine Renten jährlich nicht verzehren konnte, mit einem jungen Advokaten, dem Chikane und Bosheit aus den Augen leuchteten. Jener schmälte auf die ganze Welt, und besonders auf die jetzigen jungen Leute. Zu seiner Zeit, da er noch auf der Schule gewesen, da wäre es noch ganz anders gewesen, da wären noch die Schüler fein sittsam mit rund abgeschnittnen Haaren, und krummen Kämmen gegangen, jetzt aber sey der Muthwille kaum auszustehn, da giengen sie mit grossen Haarzöpfen und Haarbeuteln, und giengen gepudert, und hätten sich einander unter dem Arm gefaßt, welches ein nicht zu duldender Frevel sey. Karln vergieng die Geduld dabey, sein ungegründetes Brummen länger anzuhören. Er fragte ihn, was denn das für ein Verbrechen sey, wenn ein junger Mensch sich nach der Mode richtete, und sich derselben gemäß kleidete? und was für Sünde das sey, daß einer den andern unter dem Arm gefaßt hätte. Er wurde aber dafür erschrecklich von ihm angeschnarcht; ein solcher Nasewasser sollte seine Schnauze halten; er hätte nicht nöthig darein

zu reden, wenn alte Leute mit einander sprächen. Er würde auch wohl ein solcher Lümmel seyn, als die jungen Leute seines Orts, das wären grobe impertinente Flegel, die sich soviel zu seyn dünkten, daß sie nicht einmal honette Leute grüßten. Die Hofräthinn wurde über die Grobheit des Alten entsetzlich aufgebracht, setzte die Hände in die Seite, trat vor ihm und fragte, was er sich unterstände gegen einen Kavalier so grob zu seyn? sie würde es weiter suchen. Es entstand das heftigste Gezänke, dessen Detail ohne Zweifel für den Leser so langweilig zu lesen, als für den Verfasser zu beschreiben seyn würde; wobey die Hofräthinn in der Geläufigkeit der Zunge, der Alte hingegen in der Grobheit eine gewisse Ueberlegenheit behauptete. Ein andrer, der eine Art von Magistratsperson seyn sollte, hatte bisher am Fenster gestanden und die Flöte geblasen, und nur dann und wann von der Seite nach der Hofräthinn mit einem heimtückischen Blick hingeschielt. Als aber der Streit zu lebhaft wurde, legte er seine Flöte nieder, trat neben der Hofräthinn, und gab sich erstaunliche Mühe witzig zu seyn, um die Hofräthinn aufzuziehn: und obgleich die mehrsten seiner Einfälle verunglückten, und sehr gedreht und gezwungen herauskamen, so war er doch der erste der sie belachte, und die übrige Gesellschaft lachte ihm zu Gefallen dann mit. Und wenn es

ihm an Einfällen fehlte, so zuckte er auf eine nicht ganz gemeine Art die Achseln, drehte den Kopf, und schnitt allerley wunderlich witzige Gesichter, worüber sich ein Theil der übrigen Gesellschaft, die dieses Mannes Einfälle wie Orakel aufzufangen schien, halb todt lachen wollte. Da die Hofräthinn sich durch diesen Witzling, durch den vorgedachten Grobian, und durch den Advokaten, der mit vieler Impertinenz dazwischen redete, zu sehr in die Mitte genommen sah, und nach und nach sich alles um sie herum versammelte, bis auf die Solospieler nach, welche in dem nächsten Zimmer ungestört fortspielten, ungeachtet die Thür offen stand, zog sie sich allmälig zurück, und gieng aus dem Zimmer auf die Gallerie. Hier fand sie einen alten Hauptmann, der sich aufgelehnt hatte, eine Pfeife Tobak rauchte, und das Gesicht unverwandt nach Blankenburg richtete. Sie faßte Vertrauen zu ihm, klagte ihm, wie übel und ungesittet man mit ihr umgegangen wäre, und erkundigte sich, wer die seltsamen Leute wären, mit welchen sie zu thun gehabt hätte? Er antwortete ihr, sie würde sich die Begegnung welche sie da erfahren hätte, nicht befremden lassen, wenn sie die Leute kennte. Der grobe Alte wäre der unseligste Mensch, den man sich denken könnte, mit Gott, mit andern Menschen und mit sich selbst unzufrieden, murrte und

schmählte er den ganzen Tag auf alles, und es sey nichts in der Welt, das ihm behagen könnte. Der Witzling und der Advokat wären die beyden ärgsten Schurken ihres Orts, die sich beyde durch erschlichne Erbschaften bereichert hätten, die beyde nichts als Tücke und Hinterlist im Herzen hätten, und es mit keinem Menschen gut meynten. Besonders suchte der letztere mit allen Leuten Händel, machte nichts als Chikane, und suchte in seinen Schriften nicht seinen Gegner zu überwinden, sondern ihn todt zu ärgern; und was dergleichen mehr war. Die Hofräthinn ärgerte sich ausserordentlich, daß sie in eine solche Gesellschaft gerathen war, und machte sogar ihrem Karl Vorwürfe darüber, daß er sie zu dieser Reise aufgemuntert hätte. Sie schüttete gegen den Hauptmann ihren Unwillen über die Gesellschaft auf das lebhafteste und in harten Ausdrücken aus und ließ sogleich anspannen, und fuhr wieder nach Ballenstädt, von welchem Orte sie des folgenden Tages früh die Reise nach Magdeburg antrat, wo sie gegen Abend mit ihrem Sohn glücklich und gesund eintraf.

Der Hofrath, der sie in diesen Tagen erwartete, war deswegen wieder heimlich nach Magdeburg gekommen, wo er sich aber ganz eingeschlossen hielt, und durchaus nicht auf der Strasse sehn ließ. Er hatte wenig Tage vorher einen

neuen Verdruß gehabt, ob gleich derselbe von keiner Erheblichkeit war. Indem er sich bey seinem Schwager befand, ließ sich ein Fremder anmelden; man fragte wer er wäre, erhielt aber weiter nichts zur Antwort, als, Feldprediger, und ließ ihn also herein kommen. Ein starker vierschrötiger Mann trat herein, mit einem ziemlich rothen, glühenden Gesicht, und machte sein Kompliment ganz kurz mit bon jour. Der Hofrath sah ihn, ohne etwas zu sagen, argwöhnisch und horchend an, und Pastor Peemüller nöthigte ihn sich zu setzen, und fragte ihn, was sein Begehren sey. Es ist mir sehr lieb, erwiederte er, hier auch den Herrn Hofrath Weissenfeld zu treffen, ich kann nun bey beyden auf einmal ausrichten, was ich sonst bey jedem besonders thun wollte. Ich weiß nicht, ob die Herren mich noch kennen werden; mein Name ist Bluth, ich bin eben der, den die Herren einmal sehr impertinent begegnet haben; und eben deswegen komme ich jetzt her, um ihnen zu notificiren, daß ich Feldprediger beym Grenadierbataillon von B** geworden bin, und daß der Chef desselben also eine bessere Opinion von mir haben muß, als die Herren damals hatten. Nehmen sie uns das nicht übel, versetzte der Hofrath, wir hatten keine üble Opinion von ihnen, nur ich fand sie nicht so, wie ich wünschte, daß mein Hofmeister seyn möchte. — — Und

ich finde sie jezt noch so, fuhr Bluth fort, wie ich sie damals fand, nemlich mit Respect zu reden, als einen Narren: weiter habe ich ihnen nichts zu sagen, leben sie wohl. Peemüller und Weissenfeld ärgerten sich über den unvernünftigen, aller ihrer Vermuthung nach besoffenen Menschen gleich stark, nur bey beyden that der Verdruß ganz verschiedene Wirkungen. Peemüller wurde blaß wie eine Leiche, und konnte kein Wort herausbringen, da hingegen der Hofrath erschrecklich zu toben anfieng, und mit metallener, schmetternder Stimme hinter ihm her schmähte. Indessen pflegte er dergleichen unangenehme Vorfälle, wenn sie auch von keiner Bedeutung waren, so bald nicht zu vergessen, sondern in den ersten 14 Tagen trug er sich beständig damit in Gedanken, fieng alle Augenblicke an davon zu sprechen, sprach auch wohl für sich selbst davon, und war deswegen äusserst verdrießlich und murrisch. So wie nun dieser kleine Vorfall seine vorige üble Laune vermehrt hatte, so geschahe dies noch mehr, durch den von Linz aus geschriebnen Brief seiner Frau, und vorzüglich bey ihrer Ankunft, durch ihre mündliche Erzählung, von seiner Erhebung in den Adelstand. So angenehm und schmeichelhaft dies zwar von der einen Seite seiner Eigenliebe war, so unangenehm war es ihm doch auf der andern Seite, daß es kaiserlicher Adel war, weil

er alles, was vom Kaiser und von Wien herkam, bis auf den Tod haßte, zumal seit der letzten Verdrießlichkeit, die er mit den Oesterreichischen Offiziers gehabt hatte. Es war ihm sogar, wie er sich selbst ausdrückte, äusserst unangenehm, daß er den Kaiser um einige hundert Thaler, die der Adelsbrief kostete, reicher gemacht hatte. Indessen wenn er hierüber verdrießlich und unwillig war, so war es seine Frau über ihn nicht weniger, und nöthigte ihn endlich von seiner übeln Laune abzulassen, oder doch dieselbe wenigstens zu verbergen.

Karl befand sich den Winter über im Hause seiner Aeltern ziemlich wohl, und erholte sich von dem in seinem Soldatenstande ausgestandenen Ungemach. Seine Zeit brachte er nach alter Art zu. Des Morgens bis halb zehn Uhr im Bette; dann genoß er Kaffee oder Schokolate und rauchte einige Pfeifen Taback bis Mittag, wobey er einige Robinsons oder Todtengespräche, oder Zeitungen, zumal den sächsischen Bauer las. Nach Tische besuchte er ein Billard, und spielte nachher Tarock oder Lomber bis gegen Abend. Die Gesellschaft seines Vaters suchte er so viel möglich zu vermeiden, weil er von ihm beständig Vorwürfe hörte, und dadurch ein immerwährender Zank zwischen seinen beyden Aeltern veranlaßt wurde. Er rechnete ihm beständig vor, wie viel

Geld er gekostet und durchgebracht hätte, und welche Menge schlechter Streiche er schon gemacht hätte, die seinen Eltern nicht allein Schaden, sondern auch Schimpf verursacht hätten: und was ihn und seine Mutter am meisten verdroß, er stellte ihn beständig mit Julius in Parallele, und strich dessen Tugenden hyperbolisch heraus. Er ließ sich daher so wenig als möglich vor ihm sehn, und sprach ihn fast nicht anders als des Mittags bey Tische: denn auch des Abends speiste er selten zu Hause. Seine Mutter sorgte indessen, obgleich die Einnahme nicht mehr so ansehnlich war als sonst, für die Anfüllung seiner Tasche, mit aller ihr möglichen Geschäftigkeit; so daß er nicht allein die Zehrung in den Kaffeehäusern davon bezahlen, sondern auch seinen oft beträchtlichen Verlust im Spiel davon bestreiten konnte. Gleichwohl fehlte es nicht an etnzeln zerstreuten Schulden, die er entweder aus Nachlässigkeit oder aus Schaam nicht immer sogleich anzeigte. In andre Gesellschaften kam er weniger als sonst, weil auch der Umgang seiner Mutter sehr geschmolzen war. Sie glaubte nunmehr die wärmsten Freundinnen an denjenigen adlichen Damen zu finden, die sonst mit ihr Umgang gehalten, und sie zu ihren Pikeniks zugelassen hatten, da sie ihnen

jezt am Stande und Rang gleich geworden wä:re. Allein es verhielt sich gerade umgekehrt. Die sonst glaubten ihr für den Genuß einer guten und kräftigen bürgerlichen Mahlzeit, aus grossen und vollen Schüsseln bestehend, eine Gna:de zu erweisen, wenn sie auf ihre Einladung erschienen, oder sie zu den Pikeniks zuliessen, wozu sie allemal das meiste geben muste; weil sie sich dabey immer ihres erhabnen Rangs über sie bewust blieben, und in keiner Absicht dadurch gemein zu machen glaubten: zogen sich nun, da sie besorgen musten, daß sie ihnen gleich seyn wollte, und vielleicht auch in Zukunft der Zu:schnitt der Schüsseln bey ihr hochadlich seyn möchte, so daß von dieser Seite auch nichts mehr dabey zu gewinnen seyn würde, in wel:chem Fall es doch allemal besser wäre, mit schma:len Schüsseln in altadlichen Häusern vorlieb zu nehmen, als sich um deren willen zum Um:gang mit einem neugebacknen Edelmann zu er:niedrigen, plözlich zurück; so daß sie nicht al:lein allen Umgang und Gemeinschaft mit ihr abbrachen, sondern sie auch mit den verächtlich:sten Blicken ansahen, und einen Stolz gegen sie blicken liessen, den sie weder erwartet hatte noch auch zu erklären wuste. Umgekehrt war sie wieder zu stolz, mit denen vom bürgerlichen Stande, mit welchen sie vorher einigen Umgang

gehabt hatte, solchen fortzusetzen: und es geschah nicht blos, um sich nicht zu erniedrigen, daß sie sich von diesen ganz absonderte, sondern auch weil sie gehört hatte, daß man sich durchgängig über sie und ihren Adel aufhielte, daß der Schritt den sie gethan hätte, überall der Gegenstand des allgemeinen Spotts sey, und weil sie selbst auf Spaziergängen oder wo sie sonst von ohngefähr jemand traf, diesen Spott mit eignen Ohren anhören muste. Sie war sogar nicht einmal gegen Insulten des Pöbels und der Gassenjungen gesichert, welche auf der Strasse hinter ihr her riefen, und des Abends vor ihrer Thüre allerley Possen sangen, die sich auf ihre Standeserhebung bezogen.

Karl wurde auf gleiche Art hin und wieder verspottet, doch schien er darin noch klüger zu seyn, als seine Mutter, daß er es auf den Billards und Kaffeehäusern ausdrücklich verbat, ihn nicht Herr von Weissenfeld zu nennen. Indessen machte ihm das einförmige Leben, dessen er bald überdrüßig wurde, den Aufenthalt in seiner Eltern Hause sehr zuwider. Er erhielt zu Anfange des Frühlings von seiner Mutter, und durch diese von seinem Vater sehr leicht die Erlaubniß, eine Reise zu Pferde nach Berlin zu machen; theils um sich eine Veränderung zu machen, theils um seine dortigen Verwandten zu

besuchen, theils auch, und dieser lezte Bewegungsgrund machte auf seine Eltern, besonders auf seinen Vater den meisten Eindruck, der ohnehin beständig darüber murrte, daß Karl, nachdem er so viele Kosten gemacht, nun, wie er sich ausdrückte, auf der Bärenhaut läge, und sich zu keinem ordentlichen Geschäft anschickte, um sich in Berlin bey vermögenden Männern bekannt zu machen, und zu irgend einer Bedienung zu empfehlen. Zu dieser Reise wurden ihm drey Wochen bestimmt, nach deren Ablauf er wieder in Magdeburg seyn sollte; und seine Mutter gab ihm funfzig Thaler zum Reisegeld mit. Er war kaum fort, als sein Vater schon anfieng besorgt zu werden, er würde nicht wieder kommen, und deswegen ängstlich alle Tage bis zum Ablauf der ihm bestimmten drey Wochen zählte. Gelegentlich gab dies wieder neue Materie zum Zank mit seiner Frau, die sich jezt beyde einander von Morgen bis zum Abend um die Wette anschnarchten. Weissenfeld behauptete, sein Sohn sey schon einen Tag früher abgereist als er wirklich abgereist war, und erwartete eben deswegen seine Wiederkunft auch noch um einen Tag früher; seine Frau aber widerlegte ihm dies allemal mit den ausgesuchtesten Grobheiten. Gleichwohl erneuerte er des folgenden Tages diese Behauptung, so heftig auch

den Tag vorher der Zank darüber gewesen seyn mochte. Indessen verstrichen die drey Wochen wirklich, ohne daß Karl wieder da gewesen wäre, oder sie auch nur das geringste von ihm gehört hätten. Nun glaubte der dadurch aufs äusserste verdrießlich gewordne, ohnehin mit übler Laune angefüllte Hofrath ein vollkommnes Recht zu haben, über seine Frau, die diese Reise zuerst aufs Tapet gebracht, seinen ganzen Unwillen auszuschütten, und dies noch mehr als sonst, selbst in Gegenwart fremder Leute auf die unanständigste Art zu thun, die dann auch gegenseitig Zeugen aller Ungezogenheiten waren, die sich seine Frau gegen ihn erlaubte. Er wartete noch drey Tage, worauf er nach Berlin schrieb, allein er erhielt so wenig Antwort, als Karln selbst zurück.

Unterdessen kam Julius von Halle, und wollte sich nach einem Aufenthalt von wenig Tagen nach Stralsund begeben, um dem Versprechen gemäß, was er dem Kammerrath Wegner gegeben hatte, die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen: Und weil er seinen Weg über Berlin nehmen wollte, so hielt der Hofrath dies für die beste Gelegenheit, durch ihn Karln auskundschaften und nach Hause treiben zu lassen, und seine Unruhe wurde durch die Hofnung, die

er hiedurch erhielt, und durch das Vertrauen, welches er auf Julius setzte, sehr vermindert.

Dieser hatte nunmehr seine akademische Laufbahn, die er von Anfange an sehr zweckmässig eingerichtet hatte, geendigt. Er war durch den Unterricht seiner Lehrer und des Kammerraths in Stand gesezt worden, die Akademie aus dem Gesichtspunkt zu betrachten, aus welchem sie angesehn werden muß, wenn der Aufenthalt auf derselben dem Jüngling recht nuzbar werden soll. Nemlich er hielt sie nicht für den Ort, und den akademischen Unterricht nicht für das Mittel, wodurch er die eigentliche Gelehrsamkeit selbst erlangte, sondern er war fest überzeugt, daß dies durch eignes Studiren geschehn müsse: aber er war auch eben so sehr überzeugt, daß er weder die Quellen und Hülfsmittel, woraus er sie zu schöpfen hätte, in dem nöthigen Umfange kennete, noch auch die gehörige Auswahl unter denselben zu treffen, noch auch die beste Art und Weise sie zu nutzen wisse, noch auch den grösten Theil verstehen würde, ohne die Anweisung, welche er dazu auf der Akademie erhielte. Von dem Stolze ein Autodidakt werden zu wollen, war er weit entfernt. Da er auf der Schule für sich selbst in seinen Nebenstunden griechische und lateinische Schriftsteller las, so hatte er dadurch den Unterschied des

Leichten beym eignen Lesen und beym Anhören des Vortrags eines Lehrers kennen und schätzen gelernet, gesehn, daß er durch den leztern den Fleiß eines Erfahrnern nutzen, und in einer Stunde mehr erklärt finden könnte, als durch blosses eignes Lesen in einem halben Tag. Dies machte ihm die Gelegenheit zu hören auf der Akademie kostbar, und jede Stunde werth. Da er sich dem Studio der Gottesgelehrsamkeit gewidmet hatte, so war sein inniger Wunsch gleich zu Anfange, daß er Gelegenheit haben möchte, eine theologische Encyklopädie zu hören, um dadurch sowohl den ganzen Umfang dieses Fachs der Gelehrsamkeit, als auch die Verbindung, worin die einzeln Theile desselben unter einander stehn, und die Art und Weise sowohl, als die Ordnung, in welcher sie studirt werden müssen, kennen zu lernen. Weil ein solches Kollegium aber eben damals nicht gelesen wurde, so beredete er einige andere, die mit ihm den Herrn D. Semler baten dasselbe privatissime zu lesen, und damit eine Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß zu verbinden, als worin dieser Gelehrte vorzüglich Meister ist; welchen Zweck sie auch erhielten. Ausserdem aber hörte er im ersten Jahre keine eigentlich sogenannte theologische Kollegia, sondern widmete dasselbe ganz den Sprachen, der Philosophie und

Mathematik. Den Werth der leztern hatte er bereits aus der Erfahrung kennen gelernt, und selbst gefühlt, wie sehr viel heller es in seinem Kopf geworden, und wie viel Bestimmtheit, Richtigkeit und Festigkeit sein Urtheil sowohl als seine Schließkraft erhalten, seitdem er die Mathematik getrieben. Er sezte sie daher, um diese Vortheile noch weiter zu erlangen, mit allem Eifer auf der Akademie fort, wo er sich besonders auf die höhere Geometrie, die Buchstabenrechenkunst und Analyse, auf die sphärische Trigonometrie und einige Theile der angewandten Mathematik legte. Er schrieb dabey nicht sowohl den Vortrag des Professors nach, als er vielmehr, wenn dieser eine Demonstration an der Tafel ausführte, solche für sich auf dem Papier anlegte, und das Q. E. D. für sich selbst suchte. Eben so machte er es bey Auflösung analytischer Aufgaben, wo er nur die Fundamentalgleichung vom Professor nahm, und hernach für sich rechnete: wobey natürlicherweise oft der Weg, den er nahm, von dem Wege des Professors verschieden war, oft aber auch mit demselben übereinkam; in welchem Fall er eine ausserordentliche Freude hatte. So gut indessen für ihn diese Art zu verfahren war, so wenig würde sie einem nicht so geübten anzurathen seyn, der sich öfters nicht zu helfen wissen würde, und un-

terdessen auch den Vortrag des Professors verlohren hätte. Eben so wenig schrieb er in den philosophischen Kollegien nach, sondern hörte hier nur blos aufmerksam zu, weil er wuste, daß ein jeder sich seine Philosophie denken, und nicht lernen, am wenigsten aus Heften lernen müsse, und daß des Professors Vortrag weiter nichts sey als ein Leitband, aber doch ein sehr nöthiges Leitband, wodurch die des Philosophirens noch ungewohnte Seele auf die Bahn gebracht würde. Er erlaubte sich deswegen zuweilen sogar einigen Muthwillen über diejenigen, welche eine so masorethische Seele hatten, daß sie jedes bon mot des Professors, und jede noch so einfache Erläuterung mit aufschrieben. Seine hebräische Bibel sowohl als sein Neues Testament ließ er mit Papier durchschiessen; um dies aber nicht mit Sachen voll zu schreiben, die er aus dem Lexikon, oder irgend einem bekannten Kommentator schöpfen könnte, so las er zuvor die Criticos sacros, welche er sich bald anfangs in einer Auktion kaufte, und besonders Grotius Kommentar über das N. T. über das Pensum, welches im nächsten Kollegio vorkam, durch; beym Hebräischen zog er überdem noch Coccejus Lexikon zu Rathe, und nun bemerkte er am Rande seines Buchs blos das, was er sich nicht erinnerte vorher gelesen oder gehörig verstanden zu

haben. Das Hebräische hielt er indessen nicht mit manchen andern für das non plus vltra der theologischen Gelehrsamkeit, es war ihm vielmehr durch den Danzianismus, die wahre geisttödtende Folterbank guter Köpfe, eine Abneigung gegen diese Sprache beygebracht, die er vielleicht nicht gehabt haben würde, wenn er zwanzig Jahre später studirt, und diese Sprache nach Vogels oder Diedrichs Grammatik gelernt hätte. Indessen wurde er beym Lesen des Neuen Testaments, das ihn sehr an sich zog, immer mehr davon überzeugt, wie nöthig eine gute Kenntniß der hebräischen Sprache sey, um dasselbe zu verstehn. Die Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß, welche er bey Herrn Semler hörte, beschäftigte seine Aufmerksamkeit sehr. So wenig er in andern Kollegien nachschrieb, so emsig that er es hier; theils weil der Gegenstand hauptsächlich für das Gedächtniß gehörte, und sein eignes Denken hiebey nichts thun konnte; theils weil er sich durch Aufzeichnung des Urtheils eines Mannes, der immer mit Verstand und Beurtheilung gelesen hat, über den Werth und die Brauchbarkeit der Bücher, für die Zukunft die Mühe ersparen konnte, manchen Wust selbst zu durchsuchen, worin man am Ende doch nichts findet, was zu unsrer Absicht brauchbar ist.

Als er ein Jahr in Halle zugebracht hatte, überlegte er, ob er sich blos dem Predigerstande oder dem gelehrtern Fach der Theologie widmen wollte. Er wählte das leztere: theils weil, so weit er nunmehr das Gebiet der Theologie kennen gelernt hatte, unter allen Theilen desselben, Kritik und Exegese, oder mit einem Worte biblische Philologie, und hiernächst Kirchengeschichte und Patristik seiner Neigung vorzüglich angemessen waren; theils weil er sich überzeugt hielt, daß der, welcher diese Theile studirt hätte, nicht allein weit eher ein guter Prediger werden würde, als jener, der sich nur des Predigtamtes beflisse, ein akademischer Theologe oder ein Schulmann werden könnte: sondern daß er sogar auch wohl ein besserer Prediger werden würde, als der, welcher absichtlich weiter nichts werden wollte, als ein Prediger und daher fein fleißig Homiletica, Catechetica, Ascetica u. s. w. hörte, und alle acht Tage predigte. Noch ein Umstand machte ihn dem Predigtamte etwas abgeneigt: er hatte bemerkt, was ein jeder der gesunde Augen hat bemerken muß, daß der Beyfall eines Predigers nicht allein auf dem Lande und in kleinen Städten, sondern selbst in sogenannten grossen Städten, nicht von seiner Geschicklichkeit, nicht von seiner Stärke in der Auslegung der Schrift, nicht

von seiner Menschenkenntniß und dergleichen abhängt, sondern von der stärksten Kehle, und einer gewissen Gabe, vieles in einem weinerlichen und kläglichen Ton zu sagen. Er hatte an manchen Orten gesehn, daß die Kirche des besten Predigers leer war, da er hingegen hie und da einen Schreyer antraf, der ihr elendesten im Ermel gefundenen Sachen zur Hälfte heraus jauchzte und zur Hälfte herausjammerte, und dabey eine vollgepfropfte Kirche hatte, und die Aufmerksamkeit selbst in tausend aufgesperrten Mäulern vor sich sah.

Die Vorlesungen, welche Julius also in seinem zweyten akademischen Jahr hörte, waren Einleitung in das Alte und Neue Testament, Hermeneutik, Kirchengeschichte und Dogmatik; und nebenher hörte er noch ein Exegeticum. Für sich selbst las er Michaelis Einleitung in das Neue Testament; ein Buch, wovon damals viel Aufhebens gemacht wurde, und welches, wie Herr Michaelis hernach in der Vorrede zur zwoten Auflage selbst bemerkte, viel Gutes und Brauchbares enthalten sollte. Allein er wuste nicht, wie er sein eignes Urtheil mit dem Urtheil so vieler andrer, die das Buch so sehr lobten, zusammen reimen sollte, ihm schien es hin und wieder nicht allein mangelhaft und dürftig zu seyn, und er glaubte einen weit grössern

Reichthum in Wetsteins und Mill's Prolegomenis zu finden, sondern er wurde auch besonders aus dem fleißigen Lesen der leztern und Richard Simons Histoire critique du Texte et des Versions du N. T. gewahr, daß das Buch des Herrn Michaelis grösstentheils Kompilation sey. Da er aber so vieler Menschen Urtheil wider sich hatte, so sezte er in das seinige ein Mistrauen, und war zu bescheiden es zu äussern. Auf Empfehlung des Herrn Semlers studirte er besonders Wetsteins Anhang zur Kritik und Erklärung des N. T. wodurch ihm über die Art bey Beurtheilung der verschiedenen Lesearten des N. T. zu verfahren, nicht allein ein grosses Licht aufgieng, sondern er auch ganz für das manchen so trocken scheinende Studium der Kritik eingenommen wurde. Theils aus Liebe zur Kritik, theils um der Kirchengeschichte willen, fieng er auch nach und nach an, sich mit einem und dem andern Kirchenvater bekannt zu machen, besonders seitdem er aus Semlers Einleitung, welche der Baumgartischen Dogmatik vorgesezt war, wovon die beyden ersten Bände während seines Aufenthalts in Halle herauskamen, ihre Wichtigkeit auch von Seiten der Dogmatik und der Geschichte der Lehrsätze hatte kennen und schätzen gelernt. Anfänglich wollte er sie in chronologischer Ordnung

lesen; da er aber sahe, daß das Feld theils zu groß, theils auch aus den sogenannten apostolischen Vätern wenig zu schöpfen sey, daß man sich beym Justin und Irenäus durch viel Wust durcharbeiten müste, ehe man etwas Wichtiges anträfe, und daß es also besser sey, wenn er die weitere Fortsetzung und Vollendung der Semlerischen Auszüge abwartete, so gab er seinen Vorsaz fürs erste auf, und schränkte seinen Fleiß auf der Akademie blos auf das Lesen der Kirchengeschichtschreiber ein. Er fieng mit dem Eusebius an, wo ihn der dogmatische Eingang, und die ersten meilenlangen Perioden beynahe vom weitern Lesen abgeschreckt hätten: wie ihm denn überhaupt das erste Buch desselben, als mancherley Fabeln und wenig Wichtiges enthaltend, nicht sehr gefiel. Doch fand seine Lernbegierde und Aufmerksamkeit bey den folgenden Büchern mehr Nahrung. Da die Nachrichten, welche Eusebius von Ketzern und Ketzereyen giebt, gröstentheils sehr kurz und mangelhaft sind, so wünschte er sich davon aus den Quellen selbst weiter zu unterrichten. Weil ihm aber nicht Zeit genug übrig war, alle Alten, die davon geschrieben haben, den Irenäus, Tertullian, Epiphanius, Theodoret, Augustin und Philastrius zu lesen, so wollte er sich nur einen von diesen erwählen, um sich mit demselben zu

beschäftigen. Um nach Gründen wählen zu können, sahe er sich genöthigt, von allen ein Stück zu lesen. Er fand bald, daß Irenäus und Tertullian zu alt wären, sich blos mit sogenannten gnostischen Ketzereyen beschäftigten, und überdem mehr Dogmatik und Polemik als Geschichte enthielten; wozu noch der häßliche, überaus dunkle und schwerfällige Styl des Tertullian käme, der ihn befürchten ließ, daß er, wenn er sich viel mit dem Lesen dieses Schriftstellers beschäftigte, seine lateinische Schreibart dadurch verderben möchte. Beym Augustin fand er weiter nichts als eine kurze und magre Kompilation aus den ältern, und beym Philastrius die ungeheuersten Lügen. Theodoret gefiel ihm auch hier nicht so gut, als in seiner Kirchengeschichte und in seinen Kommentarien. Er wählte also den Epiphanius als den vollständigsten; aber er konnte auch diesen fast nie ohne Verdruß lesen, wegen der grossen Menge der boshaftesten Erdichtungen, die er bey ihm fand; die ihn oft das Verderben des menschlichen Herzens beseufzen liessen, das sich auch hierin besonders zeigt, daß kein einziger alter Schriftsteller, der von Ketzereyen schreibt, mit Billigkeit und Unpartheilichkeit geschrieben; sondern daß alle ohne Unterschied ihre Galle ergiessen, und dazu vorsetzlicher Weise nicht einmal die Wahrheit schreiben,

sondern sich jede Erdichtung erlauben, die dazu dienen kann, einen Ketzer oder seine Parthey anzuschwärzen.

Die Dogmatik hörte er nicht in der Absicht, um dadurch zu lernen, was er selbst glauben sollte; denn er war der Meynung, daß der, welcher sein System gelernt hat, im Grunde gar keins hätte, und gar nichts mit Ueberzeugung glaubte, sondern nur geheiligte Worte papageyenmässig nachplauderte: sondern er hörte sie blos in der Absicht, um das System der lutherischen Kirche historisch zu wissen, und eine richtige Vorstellung davon zu bekommen Sein eignes System sich jezt schon mit starker Ueberzeugung zu bilden, hielt er sich noch zu jung. Er ließ daher mehrere Glaubenslehren, die ihm ungewiß schienen, z. E. die Vorstellung von der Person Christi, für jezt auf ihren Werth oder Unwerth beruhen, ohne bey sich selbst für eine oder die andere Meynung zu entscheiden, weil er theils noch nicht Zeit genug dazu hatte, theils sich nicht Einsicht genug, um dies thun zu können, zutraute, und nicht gerne zu voreilig irgend eine Meynung annehmen wollte, die hernach leicht zum Vorurtheil bey ihm werden, und ihm am Untersuchen und Finden der Wahrheit hinderlich seyn könnte. Er wollte vielmehr noch einige Jahre lang durch fleissiges Lesen

griechischer Schriftsteller sich eine vollkommne oder wenigstens hinlängliche Kenntniß dieser Sprache erwerben, und sich zugleich bey denselben in der Ausübung der Kritik und Auslegungskunst üben; dann das Hebräische und Syrische soweit lernen, daß er mit dem Geist und Ausdruck der erstern Sprache hinlänglich bekannt, die Hebraismen des N. T. dadurch verstehn könnte, und die letztere brauchen könnte, um die Syrische Uebersetzung des N. T. lesen und verstehn, und bey der Kritik sowohl als bey der Auslegung hinlänglich nutzen zu können. Dann wollte er für sich selbst das Neue Testament zwey bis dreymal im Griechischen durchlesen, und wenn er es zum viertenmale läse, eine umschreibende Uebersetzung und Erklärung für sich ausarbeiten, ohne jedoch bey der Arbeit selbst irgend einen andern Ausleger zu Hülfe zu nehmen, diejenigen Schriftsteller ausgenommen, welche aus griechischen Schriftstellern grammatische Erläuterungen zusammengetragen hatten, wie Raphel, Wetstein und Krebs. Wenn er mit seiner Arbeit fertig wäre, so wollte er hinterher die andern Ausleger sämtlich zu Rathe ziehn, und wo er sie auf einem bessern und richtigern Wege fände, seine Erklärung daraus verbessern. Wenn er dann nach abermaligem und wiederholten Lesen des N. T. den größten Theil

seiner Erklärungen oder alle, bey wiederholter Prüfung und Versuch zu neuer Auslegung, bestätigt fände, dann wollte er suchen die darin enthaltenen Glaubenslehren heraus zu ziehn, und in eine gewisse Ordnung zu bringen; dann Kirchen- und Ketzergeschichte, und besonders die Geschichte der Glaubenslehren mit allem Fleiß zu studiren, und zu sehn, was für Sachen man von jeher seit Christi Geburt aus der Bibel herausgebracht; und in wieferne er sich wohl im Herausziehn der Lehrsätze geirrt haben möchte, oder nicht. Dann glaubte er, würde er erst eine auf gehörige Ueberzeugung gegründete Dogmatik haben können.

Da er diesen seinen Plan einmal dem Pastor Peemüller in einem Briefe mittheilte, konnte dieser zwar nicht umhin, denselben zu billigen und zu loben; nur hielt er es für zu gefährlich, so lange Anstand zu nehmen, bis man sich ein Glaubenssystem bildete, oder sich davon eine gewisse Ueberzeugung verschafte: wie wenn er unterdessen stürbe, würde er da nicht halb als ein Heyde sterben? war sein Einwurf. Hiernächst wollte es ihm auch nicht gefallen, daß Julius noch nicht ganz und ausschliessend von dem lutherischen System überzeugt wäre, und dasselbe geradezu für wahr annehmen wollte. Wiewohl er nicht zweifelte, daß der mühsame Weg zur Ueberzeugung,

den Julius nehmen wollte, und der grosse Fleiß und Gelehrsamkeit, welche er zu Hülfe nehmen wollte, ihn doch am Ende auf die gerade und reine Lehre Lutheri führen, und also nur die evangelische Wahrheit derselben bestätigen und verherrlichen würde. Endlich hatte er noch dies zu erinnern, daß Julius das Alte Testament so ganz mit Stillschweigen übergienge, nur bloß vom Lesen des Neuen Testaments schriebe, und daraus die christliche Lehre schöpfen wollte, als wenn dieselbe nicht eben sowohl aus dem Alten Testament geschöpft werden könnte und müßte. Ja er sähe es vielmehr als einen Mangel an, daß man bis jetzt noch keine Dogmatik hätte, worin alle Beweisstellen lediglich aus dem Alten Testament genommen wären. Denn er getraute sich sicher zu behaupten, daß kein Lehrsatz in der christlichen Lehre sey, der nicht aus dem Alten Testament erwiesen werden könne. Julius antwortete ihm hierauf, was das erstere beträfe, so glaubte er, daß Gott mit einer voreiligen und eingebildeten Ueberzeugung nichts gedient, noch weniger die Seligkeit daran gebunden seyn könne. Gar keine Meynung haben über manche Punkte, könne nicht schlimmer, ja nicht einmal so schlimm seyn, als eine irrige darüber haben. Je wichtiger die Sache wäre, desto mehr Zeit, Fleiß und Ueberlegung erfordere sie. Die Lehrpunkte, welche zur Seligkeit nöthig wären,

könnten von jedermann, selbst von den ungelehrtesten Leuten verstanden werden; und dies sey gerade einer der Haupt- und unterscheidenden Vorzüge der christlichen Religion, daß es eine Religion für jedermann sey; welches man von Mysterien der Griechen, und von der Moral ihrer Philosophen nicht sagen könne. Die Punkte aber, welche nicht so klar und offenbar wären, daß sie von jedermann verstanden werden könnten, die, worüber die Meynungen noch sehr verschieden wären, und welches gerade die wären, über welche er sich eine gegründete Ueberzeugung verschaffen wollte, gehörten nicht zum Wesentlichen der Religion, und man könnte sie immer nicht wissen, auch allenfalls eine irrige Vorstellung davon haben, ohne deswegen an seiner Seligkeit einigen Schaden zu leiden. Widrigenfalls, wenn es so gefährlich wäre, darüber zu irren, so würde Gott solche Irrthümer wohl verhütet, und uns in seiner Offenbarung mehr Licht darüber gegeben haben. Irrthum könne aber einmal nicht von der menschlichen Natur, ja nicht einmal vom Endlichen überhaupt, sey es auch noch so vollkommen, getrent werden, und es sey keine Religionsparthey, kein einzeler Mensch in der Welt, bey dem nicht Irrthum in sogenannten Glaubenspunkten anzutreffen sey. Aus eben diesem Grunde zweifelte er auch, daß seine Untersuchung ihn

geradezu zum Lutherthum führen würde; vermuthlich eben so wenig als zu irgend einem andern System. Es könne wohl seyn, daß er in manchen, ja in vielen, ja vielleicht in den mehrsten Stücken auf eben die Meynung geriethe, die im Lutherischen System angenommen wäre; aber in allen, das hielte er für unmöglich. Denn wenn zween Menschen über Dinge, die nicht wie mathematische Lehrsätze demonstrirt werden könnten, vollkommen einerley dächten, so müßte entweder einer von beyden, oder alle beyde gar nicht denken, sondern nur einer dem andern nachsprechen. Es komme alles auf Umstände und Vorurtheile an, worin man sich befinde; Luther würde unter jeden andern Umständen, unter jeder andrer Verbindung von Begebenheiten, Personen und Gedankenreihen, worunter er sich befand, anders gedacht haben, als in der, in welcher er gerade war. Da nun kein andrer Mensch gerade in den nehmlichen Umständen sich befindet, so sey es auch wohl nicht leicht möglich, daß ein andrer Mensch in allen Stücken gerade eben so denken sollte. Am wenigsten aber könne er Julius geradezu das Lutherthum für die allein wahre Religion halten, und ohne Untersuchung voraussetzen, ohne sich einer seltsamen Eigenliebe schuldig zu machen, als wenn die Religion, worin er gebohren wäre, um deswillen, weil er darin ge-

boren wäre, und weil seine Aeltern und Lehrer sie gehabt hätten, mehr Anspruch auf Wahrheit und Richtigkeit machen könnte, als jede andre, und als wenn jeder andre Mensch nicht das nehmliche Recht hätte, die Wahrheit und Untrüglichkeit seiner Religion vorauszusetzen, als wir. Was endlich das Alte Testament beträfe, so hielte er dasselbe zwar für Quelle des Judenthums, und für historische Stütze des Christenthums, aber keineswegs für die Quelle des letztern, und also würde er auch das letztere nimmermehr daraus schöpfen, noch seine Lehrsätze daraus beweisen. Dies hiesse die Quelle verlassen, und Wasser aus löcherichten Brunnen suchen. Es sey weit von ihm entfernt, dem Alten Testament die Göttlichkeit abzusprechen; er hielte vielmehr dasselbe ebensowohl für eine göttliche Offenbarung als das Neue Testament; aber jenes sey seiner Meynung nach eine Offenbarung für die Juden und für die Kindheit der Welt, dieses aber für die Christen und für das männliche Alter der Welt. Wenn ein Vater seinem sechsjährigen Kinde den Orbis pictus und den historischen Bildersaal schenkte, und hernach eben diesem Kinde, nachdem es sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht, den Herodot, Thucydides, Xenophon, Polybius, Arrian Dionysius von Halikarnaß, Diodor von Sicilien, Livius, die Byzantiner und so weiter gäbe, so würden doch wohl beydes unleug-

bar Geschenke des nehmlichen Vaters seyn, beydes in der Absicht gegeben, um Geschichte daraus zu lernen, der Orbis pictus und historische Bildersaal dem Alter des sechsjährigen Kindes so angemessen, als die andern genannten Bücher dem fünf und zwanzigjährigen Mann. Was würde man aber von dem halten, der nun verlangen wollte, der fünf und zwanzigjährige Mann sollte neben dem Livius auch noch den historischen Bildersaal lesen, und daraus die Römische Geschichte so gut als aus dem Livius schöpfen, auch dabey nicht unterlassen die Kupferstiche anzusehn? und wenn er dies nicht thätte, würde man ihm deswegen vorwerfen können, er verachte ein Geschenk seines Vaters? worin er doch noch immer dessen Güte und Fürsorge erkennt, daß er ihn schon in seinen frühern Kinderjahren zu einer Kenntniß der Geschichte verhelfen wollen, und zwar durch weise erwählte Mittel, die seinem Alter und seinen Fähigkeiten angemessen gewesen. Aber er würde selbst seinen Vater beleidigen, wenn er glaubte, dieser verlange von ihm, daß er auch noch in seinen männlichen Jahren, das ihm nun unnütz gewordene Kindergeschenk brauchen sollte. Und dies sey seiner Meynung nach der Fall beym Alten Testament. Wenn dasselbe für die jetzige Welt erst wäre geschrieben worden, so könnte der größte Theil desselben keine göttliche Offenbarung seyn;

aber eben so wenig hätte für die Menschen zu Moses und der Propheten Zeiten stärkere Speisegebraucht werden können; vielmehr habe Gott darin ein Mittel erwählt, das seiner Weisheit vollkommen angemessen gewesen. Hierin versähen es immer die Freygeister bey ihrem Spott über das Alte Testament; sie sähen es nicht aus dem Gesichtspunkt an, woraus es angesehn werden müßte, und bedächten nicht, daß wenn Gott sich einem dreyjährigen Kinde offenbaren wollte, er so sprechen müßte, daß das dreyjährige Kind ihn verstünde; sondern sie sähen es immer für ein Buch an, das für alle Zeiten und für alle Menschen geschrieben sey. In dieser Meynung müsse man sie nicht bestärken, dadurch daß man noch jetzt die christliche Religion aus demselben schöpfen wolle, wodurch man derselben einen wesentlichen Schaden zufügte: weil sich dabey die Vernunftmäßigkeit desselben so wenig vertheidigen lasse, als die Beurtheilungskraft des Mannes, der noch wollte, daß sein fünf und zwanzigjähriger Sohn aus dem Orbis pictus lernen sollte.

Peemüller ward über diese Antwort seines Neffen sehr entrüstet, und schrieb ihm deswegen einen heftigen Brief, den Julius sehr glimpflich beantwortete, und ihn bat, wenn er ja über theologische Sachen keine Verschiedenheit der Meynungen dulden könnte, so möchte er ihm die Gewo-

genheit erweisen, solche in Zukunft gar nicht zu berühren; seine Gunst sey ihm zu lieb, als daß er sie gerne verscherzen möchte, und gleichwohl sey es ihm unmöglich, seine Meynung gegen ihn zurück zuhalten, wenn er durch ihn gleichsam aufgefodert würde sie zu sagen.

Im letzten halben Jahre hörte Julius endlich die Reformationsgeschichte, die Moral, und Homiletik, nebst einem Kollegium über die symbolischen Bücher. Daneben setzte er nicht allein sein Studiren zu Hause eifrig fort, wobey er auch nie unterließ, täglich eine Stunde einen so genannten griechischen Profanschriftsteller zu lesen; sondern er übte sich auch einigemal im Predigen, unter vielem Beyfall, den er jedoch mehr seiner reinen und vernehmlichen Stimme, als den vorgetragnen Sachen zuschrieb. Auch damit war sein Onkel gar nicht zufrieden, daß er durchaus keine Polemik hören wollte. Er glaubte aber, wenn er nur eine historische Kenntniß von den Meynungen der verschiedenen Religionspartheyen, und den Gründen worauf sich dieselben stützten, und daneben eine richtige Ueberzeugung von seiner eignen Meynung hätte, so würde er allen Gegnern künftig schon zu antworten wissen, ohne daß er nöthig hätte sich in einem Kollegio die Antworten vorkäuen zu lassen, und diese durch Hülfe des Gedächtnisses zu nutzen; die doch durch

den geringsten Fechterstreich des Gegners alle vereitelt werden könnten.

So zubereitet und mit solchen Planen, als vorher gemeldet worden, verließ Julius die Akademie, in der Absicht, nunmehr zwar das seinem sel. Onkel gegebene Versprechen, die Erziehung seiner Kinder über sich zu nehmen, zu erfüllen, aber auch zugleich alle Nebenstunden, die ihm dies Geschäft übrig ließ, zu seinem weitern eignen Studiren anzuwenden. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Magdeburg bey seinen Aeltern, setzte er sogleich seine Reise über Berlin nach Stralsund fort, und hatte dabey den gemessensten Auftrag von seinem Vater, Berlin durchaus nicht eher zu verlassen, bis er nicht hinlängliche und zuverläßige Nachrichten von seinem Bruder eingezogen hätte. Als Julius nach Berlin kam, war die ganze Stadt von einer Entführungsgeschichte voll, die sich in diesen Tagen dort sollte zugetragen haben, und viel Aufmerksamkeit erweckte. Juliussen fiel hiebey gleich etwas von seinem Bruder aufs Herz, er erkundigte sich genau, wie der junge Mensch, dem sie begegnet seyn sollte, hiesse, wer er wäre, oder woher er wäre? konnte aber auf diese Fragen von keinem eine befriedigende Antwort erhalten, bis man ihm sagte, daß er dieselbe von dem Gastwirth in der Stadt Ruppin würde bekommen können, bey dem der

junge Mensch logirt hätte; der die ganze Sache wüßte, und auch in derselben als Zeuge gebraucht worden wäre.

Julius gieng also ungesäumt zu ihm, erkundigte sich bey ihm nach der Person des jungen Menschen, der ihm nunmehr der Beschreibung des Gastwirths nach, höchstwahrscheinlich sein Bruder zu seyn schien, und erhielt von ihm folgende umständliche Erzählung. Vor einigen Wochen kam ein junger Mensch zu Pferde bey mir an, der sehr wohl gebildet war, und mit seinem Pferde über vierzehn Tage in meinem Gasthofe blieb; wiewohl er selbst fast nicht anders als des Abends spät zu Hause kam, indem er sagte, daß er Verwandte dort hätte, bey welchen er speiste, und mit welchen er den Tag über in Gesellschaft wäre. Als er einmal des Abends zu Hause kam, erzählte er, ihm sey ein Unbekannter, da er nach dem Thiergarten hätte gehn wollen, im Quarree begegnet, der ihn starr und aufmerksam angesehn hätte, darauf wieder umgekehrt und hinter ihm hergegangen wäre. Im Thiergarten hätte er ihn beym Ermel gezupft, und zu ihm gesagt, er möchte sich in Acht nehmen, ihm stünde ein grosses Unglück bevor; er hätte aber weder seinen Namen sagen wollen, noch auch, worin das Unglück bestehn sollte. Am dritten Tag darauf kam er abermals zu Hause und erzählte,

daß ihm ein andrer Unbekannter unter den Linden begegnet sey, der gerade wie der erstere ihn angesehn hätte, umgekehrt wäre, und ihn nicht weit vom Opernhause angeredet, und so wie der erstere gewarnet hätte, er solle sich in Acht nehmen, ihm stünde eine grosse Gefahr bevor. Er that sehr ängstlich, und sagte darauf, da er nicht wissen könnte, was dies zu bedeuten hätte, so wollte er lieber allem Unglück zuvorkommen, und Berlin verlassen, so gerne er auch sonst noch einige Tage dageblieben wäre. Er ritt also fort, und es vergiengen zehn bis zwölf Tage, ehe man das geringste weiter erfuhr. Ohngefähr nach Verlauf dieser Zeit kam er unvermuthet wiewohl ohne Pferd in meinem Gasthofe wieder an, und erzählte folgende seltsame Geschichte von sich. Als er zum Thor heraus gewesen wäre, hätte er in einiger Entfernung hinter sich eine Kutsche kommen gesehn, und eine Strecke vor ihm wären vier zu Pferde gewesen, wovon zween etwas stärker und also voraus geritten wären, die andern beyden aber wären so langsam geritten, als wenn sie ihn mit Fleiß zu erwarten schienen. Er hätte anfänglich daraus nichts übels besorgt, endlich aber sey es ihm doch bedenklich vorgekommen, und er habe deswegen angefangen ebenfalls langsamer zu reiten. Hierauf sey die Kutsche bey ihm vorbey gefahren, worin bloß Mannspersonen geses-

sen, und hinter derselben sey noch einer zu Pferde gewesen. Wie dies die beyden letztern Reuter gesehn, hätten sie stille gehalten, und die Kutsche erwartet; da er unmöglich langsamer reiten können, als die Kutsche gefahren, und auch neugierig gewesen wäre, zu wissen wer darin wäre, so wäre er nur in einer kleinen Entfernung von derselben geblieben. Dies hätte Gelegenheit gegeben, daß er auch die beyden letztern Reuter wieder eingeholt hätte, die ihn sogleich in ihre Mitte genommen hätten. Nach verschiedenen weit hergeholten Gesprächen, wozwischen sie ihn öfters scharf angesehn, hätten sie endlich den Wagen, der unterdessen eine kleine Strecke voraus gekommen wäre, wieder eingeholt. Darauf hätte einer zum andern gesagt, ja er ist es, der eine hätte ihn, der andere sein Pferd ergriffen, zween Männer wären aus dem Wagen gesprungen, hätten ihn vom Pferde gehoben, die Augen verbunden, und die Hände gebunden, und darauf in die Kutsche gebracht. Hierauf hätte man ihn eine lange Zeit gefahren; wie lange, könne er eigentlich nicht sagen, da er nicht hätte sehn, und also Tag und Nacht nicht unterscheiden können. Doch wäre es ihm vorgekommen, als wenn zehn bis zwölfmal die Pferde wären gewechselt worden. wobey man sich jedesmal kaum eine Viertelstunde aufgehalten. Fünf bis sechsmal hätte man ihm

Butterbrod, Kuchen und etwas Wein gereicht, und ein paarmal hätte er eine ziemliche Zeit geschlafen, aus welchen Umständen zusammengenommen er schlösse, daß er ohngefähr gegen drey Tage und Nächte gefahren wäre. Seine drey Gefährten im Wagen hätten überhaupt wenig, und nichts anders als Italiänisch mit einander gesprochen. Endlich hätte der Wagen stille gehalten, er hätte vielerley Stimmen, mehrentheils weibliche sprechen gehört, man hätte ihn aus dem Wagen gehoben, einige Treppen herauf geführt, und in ein Zimmer gebracht, wo eine weibliche Stimme gesagt hätte, ja, er ist es, er ist es. Man hätte ihm darauf die Hände aufgelöst, die ihm von dem langen Binden ganz steif gewesen wärrn, und die Augen aufgebunden, worauf er sich ganz allein mit einem Lakeyen in einem prächtig meublirten Zimmer befunden hätte; der Lakey hätte aber kein Wort gesprochen, und auf alle Fragen, die er an ihn ergehn lassen, bloß mit der Hand gewinkt, als wenn er stumm gewesen wäre. Er hätte nachher ein Fenster geöfnet, und sich umgesehn, wo er entdeckt hätte, daß er sich im dritten Stockwerke eines schönen Schlosses befände, woraus er aber auf keine Art hätte entkommen können, da die Thür von aussen wäre verriegelt, und das Fenster mit einem Gitter versehn gewesen, und wenn dies auch nicht gewesen wäre, so würde er es doch nicht haben

wagen dürfen, von einer solchen Höhe herun ter zu springen. Es hätte ihm unterdessen an nichts gefehlt, man hätte ihm des Morgens Chokolate, und des Mittags das schönste Essen und den besten Wein vorgesetzt. Doch hätte er niemand weiter zu Gesichte bekommen, als den vorhin erwähnten stummen Lakeyen. Am viers ten Tage sey endlich noch ein zweyter erschienen, der ihm angekündigt hätte, ein kurzes Gebet zu verrichten, sich zu seinem Tode zu bereiten, und ihm dann in ein anders Zimmer zu folgen. Als er da herein gekommen wäre, hätte er eine vor: nehme Dame schwarz gekleidet gesehn, gegen wel: che die andern sämtlich viel Ehrerbietung bewie: sen, diese hätte ihn angeredet, und gesagt: nun es ist gut Herr Graf, daß ich sie hier habe, ich habe lange darnach verlangt; denken sie nnr nicht, daß sie ihren Fuß wieder aus diesem Zimmer setzen werden. In einer Ecke dieses Zimmers hätte er einen schwarz beschlagenen Stuhl gesehn, und daneben einen Menschen mit einem Mantel stehend, aus welchem das Heft ei: nes Schwerds hervorgeragt hätte. Er wäre der Dame zu Füssen gefallen, hätte sie flehentlich ge: beten seines Lebens zu schonen, da sie sich ver: muthlich in seiner Person irren würde; indem er kein Graf sey. Die Dame aber wäre standhaft dabey geblieben und hätte ihn versichert, er solle

es sich nur nicht einfallen lassen, sie durch diese sonderbare Wendung täuschen, und seine Person verleugnen zu wollen. Endlich sey ein andres Frauenzimmer zu ihr getreten, und habe ihr einige Worte ins Ohr geflüstert, worauf sie ihn nochmals genau angesehn, und mit der Hand an seinem Hals herum gefahren wäre. Dann hätte sie die Hände zusammen geschlagen, und ausgerufen: Mein Gott! solche Aehnlichkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehn. Sind sie wirklich nicht der Graf, so erzählen sie mir, wer sind sie, und woher sind sie? Er hätte ihr darauf seinen Lebenslauf kurz erzählt, an dessen Richtigkeit sie nicht hätte zweifeln können. Man hätte ihn wieder auf sein voriges Zimmer, und des Abends, da es finster geworden, wieder in einen Wagen gebracht, und mit verbundenen Augen fortgefahren. Diesmal aber wären nur zween Mannspersonen seine Gefährten gewesen. Man hätte ihn ohngefähr eben so lange gefahren als das erstemal. Endlich hätte der Wagen stille gehalten, man hätte ihn aussteigen lassen, und das Tuch von den Augen genommen, worauf die Kutsche in vollem Gallop davon gefahren. Da es stokfinstre Nacht gewesen, und er gar nicht gewußt hätte, wo er wäre, so hätte er sich an einen kleinen Hügel am Wege hingesetzt, bis es Tag geworden wäre, worauf er gesehn, daß er

sich in der Nähe einer ansehnlichen Stadt befände. Er hätte sich bey einigen vorbeygehenden Bauren erkundigt, wie die Stadt hieſſe; diese hätten aber geglaubt, er wolle sie zum Besten haben, und hätten ihm geantwortet, er würde selbst wohl wissen, wo er wäre. Er wäre darauf nach der Stadt gegangen, und hätte gefunden, daß es Brandenburg wäre, hätte sich da unverzüglich auf die Post gesetzt, und wäre so wieder nach Berlin gekommen.

Sehn sie, fuhr der Gastwirth fort, so hat er es mir mit seinem Munde erzählt, wie ich es ihnen hier erzähle. Hier in Berlin wurde die Sache bald ruchtbar, und es wurde auf mancherley Art darüber gesprochen, viele glaubten es, andre hielten es für eine Erdichtung. Die Sache kam vor den Gouverneur, der sehr darüber aufgebracht war, und sich vernehmen lies, in einem Lande und an einem Orte, wo die strengste und beste Polizey herrsche, müßte weder dergleichen erdichtet werden, noch weniger wirklich geschehn. Er ließ ihn also unverzüglich in Verhaft nehmen, und auf die Hauptwache bringen, wo er gegenwärtig noch sitzt, und so viel verlautet, soll er noch in allen Verhören standhaft dabey verharren, daß die ganze Geschichte völlig wahr und gegründet sey.

Julius gieng sogleich auf die Hauptwache, und nach erhaltner Erlaubniß, den Arrestanten der entführt worden, sprechen zu dürfen, gieng er zu ihm auf das Zimmer wo er sich befand. Er fand wirklich, wie er vermuthet hatte, seinen Bruder, der ihm unter vielen Thränen in die Arme fiel, und lange an seinem Halse hängen blieb, ohne ein Wort zu sagen. Julius fragte ihn endlich nach der Ursache seines dortigen Aufenthalts, und er erzählte ihm die ganze Entführungsgeschichte, völlig so, wie dieser sie schon von dem Gastwirth gehört hatte. Er versicherte Karln aber, daß er kein Wort davon glaube, und die ganze Geschichte nicht allein für eine Erdichtung hielte, sondern sich auch erinnere, sie völlig so, wie er sie ihm da erzählte, in irgend einem Roman, den er einmal angeblickt, gelesen zu haben; und bat ihn also, der Wahrheit die Ehre zu geben, und wenigstens ihm, seinem Bruder, alles zu gestehn. Karl blieb aber dabey, und wollte in keinem Wort von seiner vorigen Aussage abweichen. Julius hielt sich verbunden, seinem Auftrage gemäß, seinen Aeltern Nachricht von Karln und seinem Zustande zu geben, wobey er die ganze Geschichte, so wie sie Karl ausgesagt hatte, in seinem Briefe erzählte, und zugleich sein Urtheil hinzufügte, daß er sie für eine Erdichtung hielte. Indessen bäte er, daß ihm

seine Aeltern zu Karls besserer Verpflegung, und zur Bezahlung der Kosten, falls er bald loskäme, etwas Geld übersenden möchten. Er erhielt dasselbe, mit ein paar dringenden Briefen, sowohl von seinem Vater, als von seiner Stiefmutter, alles anzuwenden, daß er ihn je eher je lieber los machte, und nicht eher von Berlin zu reisen, als bis er diesen Zweck erreicht hätte. Julius sahe nach Empfang dieses Briefs kein andres Mittel, zu dieser Absicht zu gelangen, als daß er selbst zum Gouverneur gienge. Er that dies und bat ihn, den Verhaft seines Bruders so viel möglich abzukürzen. Der Gouverneur wurde durch die Thränen des redlichen Jünglings gerührt, und versicherte ihn, sobald er nur das gehörige Licht über die Sache hätte, ihn loszulassen; ja wenn er so gar gestände, daß die ganze Geschichte, wie es ihm höchst wahrscheinlich wäre, eine Erdichtung sey, so wolle er es ihm als einen Jugendstreich vergeben, und ihn loslassen. Julius erfreut über diese Versicherung gieng wieder zu seinem Bruder, hinterbrachte ihm dieselbe, und bat ihn mit Thränen, sich doch nicht ins äusserste Unglück und seine Aeltern in unnennbaren Kummer zu stürzen, sondern die Sache aufrichtig zu gestehn; wozu endlich die Furcht Karln brachte, so daß er im nächsten Verhör alles, nebst der Ursache, die ihn zu dieser Erdichtung bewo-

gen, bekannte. Er hätte ein grosses Verlangen gehabt, Hamburg zu sehn, und wäre daher von Berlin aus dahin geritten, ohne daß seine Aeltern etwas davon gewust hätten. Da er sich hier von allem Gelde entblößt gesehn, so wäre er genöthigt gewesen sein Pferd zu verkaufen, um dort zehren und hernach wieder zurück kommen zu können. Weil er sich nun vor dem Zorne seines Vaters wegen des eingebüßten Pferdes gefürchtet hätte, so hätte er seine Zuflucht zu dieser Erdichtung genommen, um dadurch den Verkauf desselben zu verdecken: welches er aber nimmer gethan haben würde, wenn er voraus gesehn hätte, daß die Sache so viel Aufsehn machen würde. Er hätte überhaupt keine Erdichtung fürs Publikum, sondern blos für seinen Vater machen wollen; und um dieselbe desto glaubwürdiger zu machen, und sich bey seinem Vater allenfalls auf das Zeugniß des Gastwirths berufen zu können, hätte er schon im voraus vorgebauet, und die Sache von den beyden Leuten die ihn gewarnet hätten, erdichtet. Er erhielt nach abgelegtem Geständniß einen nachdrücklichen Verweis und wurde darauf losgelassen, da denn beyde, Karl und Julius, an einem Tage, im Anfange des May aus Berlin reisten, jener zurück nach Magdeburg, und dieser nach Stralsund.

Auf dem Stettiner Postwagen, mit welchem er abreiste, befand sich unter andern Passagieren auch ein Portugiesischer Jude, der anfänglich etwas zurückhaltend schien, nach und nach aber, da er eins und das andre Urtheil von Julius hörte, etwas mehr Zutrauen zu ihm gewann, und sich endlich über allerley philosophische Materien in ein Gespräch mit ihm einließ. Julius freute sich über die schönen und richtigen Einsichten, welche Herr Ephraim Ralig, (so hieß der Jude) an den Tag legte, und wurde dadurch verleitet, mit ihm nach und nach auf theologische Materien zu kommen. Der Jude weigerte sich anfänglich, davon zu sprechen; es wären ungelehrte Christen da auf dem Postwagen, die sich nicht allein über das, was er nach seiner Ueberzeugung von der christlichen Religion sagen müste, ärgern, sondern die sich auch gegen ihn empören würden, so daß er allerley Ungemach von ihnen würde auszustehn haben. Er hielte es überdem für Pflicht, da die Religion für jeden Menschen die delikateste und heiligste Sache sey, vor keines Menschen Ohren, der zu schwach oder zu unverständig sey, etwas was wider seine Religion gesagt würde, tragen zu können, sich solche Reden entfallen zu lassen, die der andere für Spott oder Verachtung seiner Religion halten könnte. Julius wurde durch diese Antwort des Juden mit grosser Hochachtung

gegen ihn erfüllt, schämte sich selbst seiner Unbedachtsamkeit, und suchte dieselbe dadurch wieder gut zu machen, daß er das Gespräch auf andre Materien lenkte. In Oranienburg, der ersten Poststation jenseits Berlin, fanden sich noch drey neue Passagier, daß also der dortige Postmeister genöthigt war, ihnen einen Beywagen zu geben. Da diese Passagier grosse Lust bezeugten auf dem Hauptwagen zu sitzen, so räumte Ephraim und Julius ihnen ihren Platz ein, und setzten sich beyde allein auf den Nebenwagen. Sie setzten hier ihre philosophischen Gespräche fort, und unvermerkt kamen sie nun durch des Juden Veranlassung auf die christliche Religion und ihre Wahrheit: Ephraim gestand es ein, daß das Christenthum die vollkommenste und reinste Sittenlehre enthielte, demohngeachtet versicherte er, fest überzeugt zu seyn, daß weder Christus noch seine Apostel göttliche Gesandten gewesen wären. Julius fragte ihn, worauf sich denn diese seine Ueberzeugung gründete? Weil, sagte er, Christus ganz etwas anders gewollt hat, als nachher aus seiner Religion geworden ist. Wenn er nicht die Absicht hatte, ein weltlicher König werden zu wollen, und zwar ein König der Juden, wenn er wirklich ein blosses geistliches Reich aufrichten, und darin alle ohne Unterschied, Heyden und Juden, aufnehmen wollte, warum schränkte er sich denn bloß auf Judäa ein,

warum gieng er nicht selbst unter die Heyden und lehrte sie? warum entzog er sich so gar ausdrücklich den Heyden, und sagt, daß er nur zu den Juden gesandt sey? Es ist sichtbar, daß die Idee von einer solchen allgemeinen Religion nur erst hernach durch die Apostel entstanden ist, und diese also ganz von ihrem Lehrer abgegangen sind.

Julius erwiederte, mein lieber Freund, was sie da reden, scheint sich auf gar keine Kenntniß der Menschen und der Zeiten zu gründen. Ich will hier gar keine Beweise aus der Geschichte für das Christenthum brauchen, nicht einmal von seiner Ausbreitung und beständiger Erhaltung in dem kultivirtesten Theil der Welt reden, nichts von den an ihrem eignen Volk erfüllten Weissagungen Christi sagen, ob mir gleich jeder Einzele den ich von diesem in seiner Art einzigen in der ganzen Welt zerstreuten Volk sehe, für meine Person der stärkste Beweis für die ganze biblische Geschichte ist, und also auch für das Christenthum. Ich will mich auch damit nicht aufhalten, daß sie sich selbst widersprechen, wenn sie der Moral Jesu die ihr gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die vollkommenste und reinste sey, und gleichwohl den Urheber und Lehrer derselben der ihr in seinem übrigen ganzen Leben gemäß handelte, für einen Betrüger halten wol-

len, der durch diesen seinen Betrug seine ganze Moral widerlegt hätte. Sondern ich will mich bloß darauf einschränken, auf ihre Zweifel, so viel sich hier auf dem Postwagen thun läßt, zu antworten. War Christus weiter nichts, als ein blosser Zimmermanns Sohn, so würde der Einfall von einem solchen Menschen aus der niedrigsten Klasse des bürgerlichen Verhältnisses, sich zum Könige über das ganze Land aufwerfen zu wollen, so rasend, so schwärmerisch gewesen seyn, daß damit die reinste gesundeste Vernunft, die aus seiner ganzen Lehre hervorleuchtet, und selbst nach ihrem Geständniß hervorleuchtet, unmöglich bestehn könnte. Eins hebt das andre schlechterdings auf: entweder er kann die Moral nicht gelehrt haben, die er gelehrt hat, oder er kann den Gedanken nicht gehabt haben, ein weltlicher König werden zu wollen. Da ihm nun die erstere nicht abgesprochen werden kann, ohne allen historischen Glauben aufzuheben, da sie noch heutiges Tages im Christenthum vorhanden ist, so fällt das letztere von selbst weg. Alle seine Reden; gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, des Menschen Sohn ist kommen, daß er diene, und nicht daß er sich dienen lasse, mein Reich ist nicht von dieser Welt, und tausend andere, ja alle seine Gleichnisse, worin er sein Reich beschreibt, zeugen davon, daß nichts weniger seine Absicht

gewesen, als ein weltliches Reich aufzurichten. Und in der That, wer diese Reden liest, und sie für wirkliche Reden Jesu hält, der müßte entweder den seltsamsten Verstand, oder den seltsamsten Vorsatz haben, oder auf das gelindeste zu reden, welches vermuthlich bey ihnen, mein Freund, der Fall ist, in den dicksten Vorurtheilen stecken, wenn er noch im Geringsten Jesu eine Absicht auf ein weltliches Reich zutrauen könnte. Es würde gar keine Kunst seyn, aus den Reden und Thaten Jesu einzelne Stücke heraus zu reissen, die die Absicht, welche man ihm andichten wollte, zu begünstigen schienen, zumal wenn sie so ohne ihren Zusammenhang auf einem Haufen da stehn: aber so verfährt kein ehrlicher Mann, wenn er den Zweck eines andern beurtheilen will, er nimmt vielmehr alles, was er von demselben weis, zusammen, und übersieht es im Zusammenhange. Sie wissen doch, daß ein Prophet von zukünftigen Dingen nicht so deutlich und in so eigentlichen Ausdrücken reden kann, als der Geschichtschreiber von vergangnen; gleichwohl finden wir Weissagungen Christi von der Zerstörung Jerusalems und dem Untergange des Judenthums, durch feyerliche Zernichtung seines Tempels und öffentlichen Gottesdienstes, und alles dessen, was gröstentheils das Wesen des Judenthums ausmacht, die fast eben so deutlich sind, als nur im-

mer ein Geschichtschreiber von vergangnen Din-
gen sprechen kann. Sollte also der Christus,
der die Vernichtung des jüdischen Staats und der
jüdischen Religion vorherverkündigt, und mit die-
ser Vernichtung die eigentliche Entstehung seines
Reichs verbindet, sollte der noch die Absicht haben
können, ein weltliches Reich unter diesem Volk
aufrichten zu wollen, und sollte er also wider sich
selbst weissagen?

Ephraim. Mein lieber Herr, hinterher
ist gut weissagen; was sie da lesen von der Zer-
störung Jerusalems und des Tempels, das trift
freylich mit dem Erfolg zusammen, aber das war
keine Kunst, wenn es nachher geschrieben wurde,
da der Erfolg geschehn war.

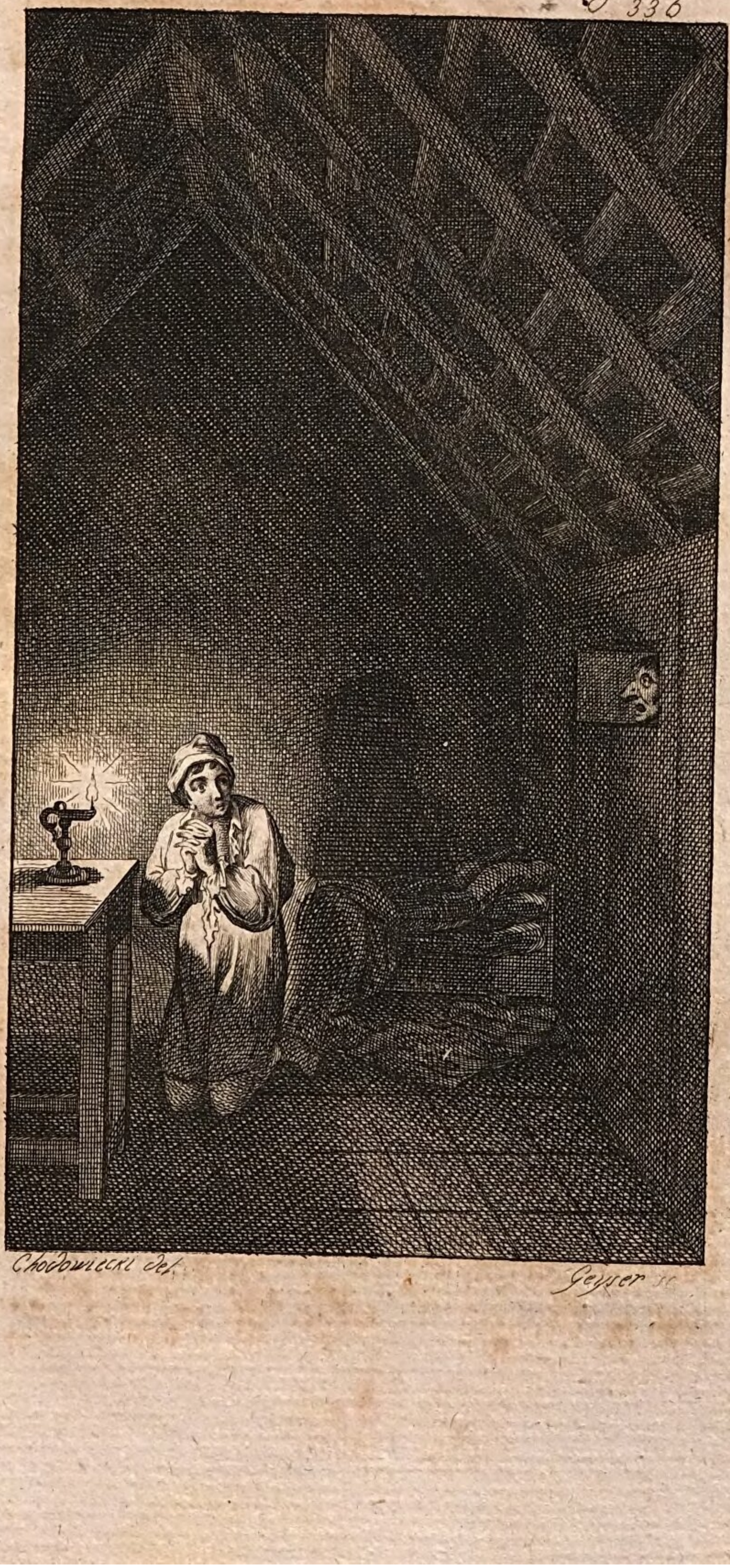
Julius. Wer einige Kenntniß der Geschichte
hat, wird diese Behauptung wohl nicht unter-
stützen können. Er wird wissen, daß die Evan-
gelisten ihre Nachrichten von den Reden und Tha-
ten Jesu eine geraume Zeit vor der Zerstörung
Jerusalems niedergeschrieben haben. Lassen sie
uns nur bey dem einzigen Lukas stehn bleiben,
der seine Apostelgeschichte mit der ersten Reise
Pauli nach Rom, und seinem dortigen Aufenthalt
schließt, da gar kein Grund abzusehn ist, warum
er sie nicht weiter fortgesetzt hätte, wenn er später
geschrieben hätte. Dies war aber noch geraume
Zeit vor der Zerstörung Jerusalems: und noch

vor dieser Apostelgeschichte schrieb er sein Evangelium, worin jene merkwürdigen Weissagungen Christi stehn.

Ephraim. Woher wissen sie denn, mein Herr, daß ein Lukas, der vor der Zerstörung Jerusalems gelebt, das Evangelium geschrieben, und wenn dies auch wäre, daß nicht ein andrer nach ihm es verändert, und solche Stellen, wie die Weissagungen von der Zerstörung Jerusalems sind, eingeschoben habe?

Julius. Wer solchen Einwurf im Ernst für einen Einwurf halten kann, der kann auch gegen alles, wo er nur will, ja gegen die ganze Weltgeschichte Einwürfe machen. Indessen wird doch, um diesen Einwurf gehörig zu unterstützen, oder auch nur um die Widerlegung desselben zu verstehn, Kritik erfordert, und wer die nicht versteht, sollte Bedenken tragen, einen solchen Einwurf zu machen; weil es ihm sonst leicht gehn möchte, wie dem galonirten Herrn, den die Jungen, die dem Apelles die Farben rieben, auslachten, da er von Kontour und Kolorit sprechen wollte. Es würde ihnen vielleicht nur lange Weile machen, wenn ich einen kritischen Beweis für die Aechtheit der Evangelien und besonders dieser Stücke, die die Weissagungen von der Zerstörung Jerusalems enthalten, führen wollte. Ich will also hievon nichts mehr sagen, zumal da der ganze

Gedanke, daß Christus ein weltliches Reich habe stiften wollen, an sich so unerheblich, so wenig gegründet ist, und sich bey jedem aufmerksamen Leser des Neuen Testaments so leicht widerlegt, daß ich nichts weiter dagegen vorzubringen nöthig habe. Ich will ihnen statt dessen lieber ein paar Worte auf ihren andern Einwurf antworten, warum Christus sich blos auf Judäa eingeschränkt, warum er nicht, wenn seine Religion eine allgemeine nach seiner Absicht werden sollen, selbst unter die Heyden gegangen. Sie werden doch wohl ohne Zweifel so gut von ihrer eignen Religion denken, daß sie dieselbe für die wahre halten. Wir Christen sind darin mit ihnen einig, daß wir die jüdische Religien, bis zu ihrer völligen feyerlichen Aufhebung, und bis zur Zernichtung des jüdischen Staats und der Einführung des Christenthums in die Welt für die einzige von Gott autorisirte Religion halten. Eben hiebey offenbaret sich Gottes Hand bey der Einführung des Christenthums von mehr als Einer Seite. Einmal dadurch, daß es in dem Schooß der Religion entstand, die bis dahin die von Gott autorisirte war; dies ist ein so wesentlicher Umstand, daß es dem zufolge ganz unmöglich war, daß das Christenthum als wahre, als göttliche Religion aus dem Heydenthum seinen Ursprung hätte nehmen können. Fürs andere, daß es gerade zu der Zeit



Chodowiecki del.

Geyser sc

LB
Coburg

entstand, da es entstand. Wäre es früher entstanden, und das Judenthum noch lange daneben bestanden, so würde man es nicht für göttlich haben halten können, da zwo verschiedene göttliche oder wahre Religionen so wenig neben und mit einander bestehn können, als am Himmel zwo Sonnen. Eher aber konnte Gott die jüdische Religion auch nicht aufheben, als bis die christliche ihren Anfang genommen hatte; die letztere hätte dann in dem Schooß des zu allen Zeiten von Gott verabscheuten Heydenthums entstehn müssen: und überhaupt geschieht es in der ganzen Natur, wo irgend eine Veränderung vorgeht, nicht, daß das Alte eher weggeworfen wird, als bis das Neue oder wenigstens der Anfang des Neuen da ist; und Gott pflegt in der moralischen Welt nach eben der Analogie zu handeln, nach welcher er in der physikalischen handelt. Dieser zufolge ließ Gott das alte, für die nicht mehr kindische, sondern nun aufgeklärtere Welt unbrauchbare Judenthum, gerade nur so lange noch stehn, bis das Christenthum in demselben hinlänglich Wurzel gefaßt hatte, um sich ausbreiten zu können, und nun vertilgte er es. Und mich dünkt, die Revolution, die mit diesem Volke vorgegangen ist, und die die einzige in ihrer Art in der ganzen Welt ist und seit Anbeginn der Welt gewesen ist, müßte schon jeden vernünfti-

gen Menschen auf eine besondre dabey obwaltende Absicht der göttlichen Fürsehung aufmerksam machen.

Ephraim. Sie sehn vielleicht darauf, daß wir nicht von unsern Besiegern verschlungen sind, daß unsre Nation noch überall vorhanden ist. Aber Mein! wir sollen ja selbst nach der Prophezeihung ihres Christus bis an das Ende der Welt übrig bleiben, da er versprochen hat, auf den Wolken des Himmels wieder zu kommen, und das Himmelreich anzufangen. Ich denke aber nicht, daß wir vor der Hand aussterben werden, es wird also mit der Wiederkunft auch wohl noch gute Zeit haben.

Julius. Was meynen sie damit?

Ephraim. Es heist ja ausdrücklich in ihrer Bibel: dies Geschlecht wird nicht vergehn, bis daß es alles geschehe.

Julius. Können sie Griechisch? mein lieber Herr.

Ephraim. Nein. Ich hätt es immer gerne gelernt, habe aber keine Gelegenheit dazu gehabt.

Julius. Nun so glauben sie es mir wenigstens zu, daß das Wort, was da im Griechischen steht, nicht eine Nation, sondern ein Zeitalter bedeutet. Dies Zeitalt wird nicht aussterben, sagt Christus, von diesen meinen Zeit-

genossen werden noch einige übrig seyn, wenn das alles geschieht.

Ephraim. Ich weiß wohl, daß einige von ihren Gelehrten so erklären; aber Mein, denn hätte ja ihr Christus vollends eine grobe Unwahrheit gesagt. Ist er denn wieder gekommen bis heut und diesen Tag?

Julius. Allerdings. Ich habe ihnen schon vorhin gesagt, daß Christus den eigentlichen Anfang des Himmelreichs oder des Christenthums in den Zeitpunkt setzt, wo Jerusalem erobert, und der Tempel zernichtet ward, den selbst ein heydnischer Feldherr, der ihn erhalten wollte, nicht erhalten konnte, weil Gottes Vorsehung in ihm das Judenthum zerstören wollte. Wenn Christus also vom Kommen zum Gericht vom Kommen in sein Reich spricht, so versteht er darunter die grosse Revolution, die mit Judäa und dem Judenthum vorgehn sollte, und sein Gericht über dieses Volk. Und dazu paßt diese und mehrere Stellen vollkommen. Ungefähr sieben und dreyßig Jahre nachher, da Christus dieses sagte, wurde Jerusalem zerstört; damals waren noch genug von seinen Zeitgenossen übrig, zu denen er dies sagte. Hiemit stimmt eine andre Stelle vollkommen überein, wo es heißt: wahrlich ich sage euch, es sind etliche unter denen die hie stehn, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie

des Menschen Sohn kommen sehn in sein Reich. Imgleichen die, wo er von Johannes sagt, er wolle daß er bleibe, bis er komme: und dieser war der alten Ueberlieferung nach auch gerade der einzige Apostel, der die völlige Aufhebung des Judenthums erlebte. Aber ich bin von meiner Beantwortung ihrer ersten Frage, warum Christus nicht unter die Heyden gegangen, wieder abgekommen. Meine ganze Antwort besteht in einigen kurzen Sätzen, wovon ich ihnen den einen schon vorgetragen habe; und die ich, wo mögelich, hernach etwas weiter aus einander setzen will. Erstlich, der Lehrer und Stifter der neuen göttlichen Religion muste unter den Trümmern der alten aufstehn, also unter den Juden seyn und lehren, nicht unter den Heyden. Fürs andre, sein Aufenthalt auf Erden konnte in dieser Qualität nicht von langer Dauer seyn: und also blieb nicht Zeit genug übrig mit Frucht beydes unter Juden und Heyden zu wollen. Drittens, würde höchstwahrscheinlich der Aufenthalt Christi unter den Heyden eine zweckwidrige Wirkung auf sie gethan haben. Wider meinen ersten Satz wird hoffentlich wenig einzuwenden seyn; der zweyte aber gründet sich freylich auf eine Voraussetzung die sie mir nicht zugeben werden; indessen wenn sie dies auch nicht wollen, so hören sie an, wie ich nach meiner Ueberzeugung mir die Sache vorstelle.

Ich halte nemlich Jesum für mehr als einen Menschen, und dies zu thun berechtigt mich das Neue Testament, sowohl die Ausdrücke die er von sich selbst, als die seine Apostel von ihm brauchen. Er war also eine ausserordentliche, eine wunderbare Person, und seine Erscheinung und Aufenthalt auf Erden selbst also nichts anders als ein Wunder, eine Stöhrung des ordentlichen Laufs der Maschine Gottes, eine gewaltthätige Wirkung auf den Verstand der Menschen. Nun ist, so viel wir aus der Analogie wissen, es der Weisheit und dem Gefallen Gottes zuwider, ein Wunder, das ist eine gewaltthätige ausserordentliche Wirkung, lange dauern, und den ordentlichen Lauf der Dinge auf eine lange Zeit unterbrechen zu lassen. Blieb Christus eine längere Zeit auf Erden und wirkte fort, so gab es doch nur zween Wege, auf welchen er die Menschen nach und nach zur Ueberzeugung bringen und unter ihnen wirken konnte; entweder durch unaufhörlich fortgesetzte Wunder, oder durch den ordentlichen moralischen Weg der Belehrung, des Unterrichts. So wenig eine Uhr, wobey entweder der Künstler selbst oder ein andrer sich hinstellen, und den Perpendikel hin und her werfen muß, ihrem Künstler Ehre macht, so wenig scheint es Gott angemessen, überall die Menschen durch Wunder zur Ueberzeugung zu bringen. Wenn er dies

gewollt hätte, so durfte er nur auf einmal allen Menschen unmittelbar das Christenthum eingeben, und die ganze Vorbereitungsanlage, die er seit Anbeginn der Welt durch seine Fürsehung dazu veranstaltet hat, war nicht nöthig. Hingegen war es seiner Weisheit vollkommen angemessen, der Maschine, die eines neuen Stosses bedurfte, diesen Stoß zu geben, und sie dann weiter ihrem ordentlichen hieraus entstehenden Lauf zu überlassen. Wenn Jesus also nicht unaufhörlich diesen gewaltthätigen Weg, die Menschen durch Wunder zum Christenthum zu bringen, einschlagen wollte, so blieb kein andrer als der durch Unterricht oder Belehrung übrig. Hätte es aber zu diesem wohl einer ausserordentlichen Person bedurft? und konnten nicht seine Apostel und ihre künftigen Schüler durch denselben eben so gut wirken? Ich will nichts davon sagen, daß die Abwesenheit immer mehr Achtung und Ehrfurcht einflößt, als die Gegenwart, noch von tausend andern Dingen. Ein längrer Aufenthalt Jesu auf Erden würde also zweckwidrig und unnütz gewesen seyn; sollte derselbe aber auf so wenig Jahre eingeschränkt werden, als er wirklich eingeschränkt wurde, so blieb wahrlich keine Zeit übrig, unter Heyden und Juden herumzuschweben, sondern da seine Jünger die eigentlichen Werkzeuge der Pflanzung des Christenthums seyn

sollten, so war diese Zeit nöthig genug, um dieselben hinlänglich zu unterrichten, und zu dem Geschäft, wozu sie gebraucht werden sollten, gehörig vorzubereiten. Endlich aber hätte auch der Aufenthalt Christi unter den Heyden gar widrige Folgen haben können, und würde sie wahrscheinlich gehabt haben. Er hätte sich entweder als blosser Mensch unter ihnen zeigen müssen; und wozu dies? was würde er dadurch gewonnen haben? oder er hätte sich als der ausserordentliche, der er war, gezeigt, hätte Wunder verrichtet, und andre Spuren seines höhern Ursprungs gegeben. Was würden die Heyden nach ihren theologischen Vorurtheilen dabey gethan haben? Sie würden ihn für Merkur oder Jupiter gehalten, und nebst ihren übrigen Göttern ihm geopfert, oder sie würden ihn auch für einen Zauberer erklärt haben. Sie sollten alle zur Idee eines einigen und unsichtbaren Gottes gebracht werden; war ein wunderthätiger übermenschlicher Stifter dieser Religion unter ihnen gegenwärtig, so würden sie aufs neue dadurch zur sinnlichen Vorstellung der Gottheit, und zu einer andern Art von Vielgötterey gekommen seyn.

Ephraim. Vermuthlich doch wohl zu keiner schlimmern, als die sie jetzt haben. Glauben sie es mir, mein Herr, ich kenne viele vernünf-

tige Leute meiner Nation, die das unbedeutende und willkührliche vieler unsrer Cäremonien einsehn, die vielleicht sich entschliessen würden zum Christenthum überzutreten; und ich weiß nicht, was ich etwa selbst thäte, wenn sie nicht die greuelhafte Lehre von drey Göttern hätten, die dem wesentlichen Inhalt und ersten Grundsatz unsrer Religion schnurgerade entgegen ist, die selbst nicht einmal in ihrer Bibel gegründet ist, wovon ihr Paulus gerade das Gegentheil sagt, wenn er den Christus den erstgebohrnen aller Kreatur nennt, und sagt, daß er dem Vater unterworfen sey, auf daß Gott alles in allem sey. Sie können es uns wahrhaftig nicht verdenken, wenn wir sie Gojim nennen; sie verdienen es schon um dieser einen Lehre willen.

Julius. Ist es ihnen wohl bekannt, daß es viele Christen gegeben hat, und noch giebt, die die Lehre von der Dreyeinigkeit nicht annehmen, und die man deswegen Antitrinitarier nennt?

Ephraim. O ja! das weiß ich sehr wohl.

Julius. Nun so werden sie wenigstens hieraus sehn, daß einer auch ein Christ seyn, und gleichwohl in dem Punkt von der Einheit Gottes denken kann, wie sie. Aber fürs andere handeln sie wirklich unbillig, und ohne genugsame Kenntniß dessen, wovon sie reden, wenn sie den grös-

sern Theil der Christenheit, wegen der Lehre von der Dreyeinigkeit, der Vielgötterey beschuldigen. Wenigstens müssen sie die Lehre selbst, wie sie ursprünglich ist und von Verständigen verstanden wird, von ungeschickten Redensarten unvernünftiger Leute unterscheiden, die eine Art von Frömmigkeit darin setzen, recht albern davon zu reden. Dieser Leute Thorheit muß nicht der ganzen Christenheit zur Last fallen.

Ephraim. Sie mögen zur Entschuldigung sagen was sie wollen, so werden sie niemals bewirken können, daß sich nicht die gesunde Vernunft eines jeden denkenden Menschen, der auch kein Jude ist, wider diese Lehre empöre. Und wenn ihre Apostel damals, als sie ihr System, ihr von der Absicht ihres Lehrers so weit abweichendes System machten, diese Lehre mit hinein gewebt und vorgetragen hätten, so hätten sie sich gewiß nicht schmeicheln dürfen, den geringsten Beyfall unter unsrer Nation zu erlangen.

Julius. Verzeihen sie, mein Herr, was sie da sagen, ist nicht allein unerwiesen und ohne den geringsten Grund, sondern ich muß auch noch hinzusetzen, ungerecht und unvernünftig. Wie, oder worin ist das System der Apostel von der Absicht Jesu verschieden? wollen sie dadurch wieder so etwas vom weltlichen Reich andeuten, so habe ich ihnen hierauf schon zur Gnüge geant-

wortet. Es macht überhaupt dem menschlichen Herzen keine Ehre, von einem Menschen lieber das Schlimmere als das Bessere zu glauben, und die schlimste Absicht bey seinen Handlungen und Unternehmungen vorauszusetzen; abscheulich ist es, wenn man dies gar bey einem rechtschaffnen Mann, oder gar bey dem Rechtschaffensten thut; und wenn man vollends demselben so eine Absicht andichtet, die durch alle seine Reden, Gesinnungen und Thaten widerlegt wird, so weiß ich gar keinen Namen, womit ich dies Verfahren belegen soll. Und was den andern Vorwurf betrift, daß die Apostel das System selbst gemacht, die Auferstehung Christi, und die ganze Lehre von einer geistlichen Erlösung durch ihn erdichtet hätten, so begreife ich nicht, wie ein vernünftiger Mann, wofür ich sie doch nach ihren übrigen Aeusserungen halten muß, auf eine so widersinnige Behauptung gerathen kann. Halten sie denn die damaligen Fischer für klüger und aufgeklärter als unsre jetzigen? Und wenn dies nicht ist, wie es ihnen denn schwer werden möchte, zu beweisen, so versuchen sie es einmal, und lassen sie eine Gesellschaft Berliner, Hamburger oder Magdeburger Fischer die Köpfe zusammenstecken, und sehen sie zu, ob sie fähig seyn werden ein Religionssystem heraus zu bringen, und noch dazu das allervernünftigste und reinste Religionssystem, das

je in der Welt gewesen ist. In der That, wer das seinen Vorurtheilen zu gefallen glauben kann, der muß sich entschliessen können, jeden Widerspruch, jede noch so widersinnige Behauptung für wahr anzunehmen; der muß auch annehmen können, daß die ganze Algeber von einer Gesellschaft Bauern ohne alle Kenntniß erfunden sey. So moralisch unmöglich als das eine ist, ist auch das andre. Und wie erniedrigend ist diese Vorstellung für Gott und dessen Fürsehung? Das Christenthum ist doch ohne Zweifel das mächtigste Werkzeug in der Hand der göttlichen Fürsehung zur Aufklärung und Besserung der Welt gewesen; und Gott sollte sich, um eine partiale Aufklärung und Besserung in einem Theile Griechenlandes zu befördern, eines unbescholtenen rechtschaffenen Weisen, hingegen um eine allgemeine Aufklärung der ganzen Welt zu befördern, und eine noch gesundere und reinere Sittenlehre, als die Sittenlehre des Sokrates war, unter die Menschen zu bringen, einer Rotte Betrüger aus dem niedrigsten Pöbel bedient haben? Sollte nicht bey den mancherley Uneinigkeiten, die zwischen Paulus und den andern Aposteln waren, einer des andern Betrug in der Hitze des Zanks aufgedeckt haben, wenn Betrug vorhanden gewesen wäre? Sollte es moralisch möglich gewesen seyn, daß Paulus, ein eifriger Verfolger der Christen,

den Betrug derer unterstützt und befördert hätte, die er verfolgte? Erscheint uns denn dieser enthusiastische von Eifer für seine väterliche Religion, für Wahrheit, Aufrichtigkeit und Tugend durchdrungene und glühende Paulus, als ein so leichtsinniger irreligiöser Mensch, daß er ohne Bedenken seine väterliche Religion wegwirft, und einem neuen System anhängt, wovon er weiß, daß es Betrug ist? Sollte eben dieser Paulus so nachdrücklich versichert haben, ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel, und es doch bey sich selbst mehr als zu gut gewußt haben, daß seine Auferstehung weiter nichts als ein blosses Vorgeben sey? Ich will nicht einmal fragen, was die übrigen Apostel für eine Absicht oder Vortheil durch ihren Betrug hätten erreichen können; ich will bloß bey dem einzigen Paulus stehn bleiben. Es wäre doch wohl der sonderbarste Einfall von der Welt gewesen, wenn dieser Mann, dem man doch einen hohen Grad der Vernunft nicht absprechen kann, darauf gekommen wäre, einen hingerichteten Betrüger in der Welt groß und herrlich zu machen, sich um dessen willen geisseln, schmähen und verfolgen zu lassen, sich um dessen willen von seiner ganzen Nation anfeinden zu lassen, sich um dessen willen unzähligen Lebensgefahren auszusetzen: ohne das geringste dadurch zu erreichen, und ohne irgend eine Leidenschaft dadurch zu befriedigen. Dabey überall Freudigkeit und

ein gutes Gewissen zu zeigen, überall wider Betrug, Lügen und alle Laster zu eifern, überall Wahrheit, Aufrichtigkeit und alle Tugend anzupreisen, und das in einer Sprache, der der gefühlloseste es ansehn kann, daß sie aus der Fülle des Herzens fließt. Wer sich einen solchen moralischen Widerspruch als möglich denken kann, der muß sich eben so gut bereden können, daß Cartouche der gewissenhafteste Mann gewesen, und daß Leibnitz und Neuton in ihrem vierzigsten Jahre bey einem Mädchenschulmeister das A. B. C. gelernt haben. So unmöglich das eine ist, ist auch das andere.

Ephraim. Aber Mein! wenn das mit der Auferstehung so ganz seine Richtigkeit gehabt hätte, warum ließ er sich denn nicht vor einem unsrer Priester oder Schriftgelehrten sehn?

Julius. Weil dies auf alle Fälle unnütz gewesen wäre. Entweder er hätte die Leute dadurch überzeugt oder nicht. Hätte er sie überzeugt, so würde diese Ueberzeugung für diese Leute von keinem moralischen Nutzen gewesen seyn, weil sie zu gewaltthätig war. Wenn Gott die Leute allenthalben mit der Nase auf die Wahrheit und das Gute stossen wollte, so würde alle Moralität in der Welt aufhören; und die Affen würden eben so viel Tüchtigkeit zum Himmelreich haben, als die Menschen. Auch zur Vermehrung

unsrer Ueberzeugung, und zur Minderung der Einwürfe der Zweifler und Unchristen würde dies nichts beygetragen haben. Denn diese würden dann mit eben der Frechheit behauptet haben, daß die Jünger Christi, welche uns Schriften hinterlassen, diese Erscheinungen Christi bey den Priestern und Schriftgelehrten erdichtet hätten, als sie solches jetzt von den Erscheinungen Christi bey seinen Jüngern sagen. Hätten sich aber Priester und Gelehrte durch Erscheinungen des auferstandenen Christus nicht überzeugen lassen, wie es ihrer Vorurtheile und irdischen Vortheile wegen höchst wahrscheinlich ist, so würden diese Erscheinungen für sie nicht nur völlig unnütz gewesen seyn, sondern sie würden auch die elenden Leute nur noch unglücklicher, und ihre Verantwortung vor Gott nur noch schwerer gemacht haben. Auch für uns und unsre Zeitgenossen würde dies von gar keinem Nutzen gewesen seyn: unsre Spötter würden gesagt haben: da seht ihr, daß alle diese Erscheinungen nur erdichtet oder vorgegeben sind, wären sie wahr gewesen, so würden die Pharisäer und Schriftgelehrten wohl zum Christenthum übergetreten seyn. — Und die Wahrheit zu sagen, was würde das Christenthum an diesen schlechten heuchlerischen Leuten gewonnen haben; die dasselbe vielmehr durch ihre schlechte Denkungsart gleich im Anfange würden stin-

kend gemacht haben? Die vermöge ihres geistlichen Stolzes, und des gänzlichen Mangels von Gefühl geistlicher Dürftigkeit, und der daher nöthigen Bekehrung und gänzlichen Umänderung der Gesinnung, zum Christenthum ganz untüchtig waren; das eine solche Sinnesänderung verlangte und voraussetzte.

Ephraim. Aber, mein Herr, wissen sie denn wohl, daß unser Geschichtschreiber Josephus von der ganzen Sache kein Wort sagt, ausser einer Stelle, die die Christen herein geschoben haben? kommt ihnen das nicht verdächtig vor?

Julius. Ganz und gar nicht. Daß die Stelle eingeschoben sey, will ich ihnen zugeben, aber Eintrag thut Josephi Stillschweigen dem Christenthum nicht; ich halte es vielmehr für das stärkste Zeugniß, was ein Jude von seinem Verstande und seiner Aufklärung dem Christenthum geben konnte. Sein Stillschweigen vom Christenthum rührt entweder daher, weil er nichts von der ganzen Sache wußte, oder weil er mit Vorbedacht nichts davon sagen wollte. Das erstere läßt sich ganz und gar nicht denken: zu einer Zeit, da schon so viele tausend Christen zu Rom, und über eine Million im ganzen römischen Reich war, sollte ein sorgfältiger und genauer Schriftsteller, in dem Lande, wo diese Parthey entstanden ist, nichts davon gewußt haben? Er schwieg

also, weil er nichts davon sagen wollte. Hievon lassen sich zweyerley Gründe denken; er wollte entweder nichts davon sagen, weil er die Sache zu unwichtig hielt, oder weil er sie seiner Nation für nachtheilig hielt. Das erstere findet bey seiner grossen Genauigkeit, jeden Aufstand, jede Begebenheit von einiger Erheblichkeit, die in seinem Volk vorgefallen, zu erzählen, nicht statt: denn bey dem grossen Aufsehn, was die Christen zu seiner Zeit schon machten: konnte ihm die Sache unmöglich unwichtig scheinen; wenigstens erzählt er tausend andre, die um ein Unendliches minder wichtig waren. Es bleibt also nichts anders übrig, als daß er sie deswegen nicht erzählt, weil er sie seiner Nation für nachtheilig hielt. Und ist dies nicht das redendste Zeugniß für's Christenthum?

Die Post befand sich jetzt vor dem Thore von Zehdenik; es ist gut, sagte Ephraim, daß wir an der Station sind, wo ich mich von ihnen trennen muß, sie machten mich sonst noch wohl gar zum Christen. Ich zweifle nicht, erwiederte Julius, daß sie es werden würden, wenn sie das Neue Testament einigemal bedächtig und ohne Vorurtheil durchläsen. Dies ehrwürdige Buch, von unpartheyischen Augen angesehn, ist die beste Apologie fürs Christenthum. — — Ephraim nahm vor dem Posthause in Zehdenik

einen sehr zärtlichen und freundschaftlichen Abschied von Julius, und reiste nach Strelitz; Julius aber setzte seinen Weg über Prenzlow nach Stralsund fort, wo er gesund anlangte, und, seinem Versprechen gemäß, seinem ängstlichen Vater unverzüglich seine Ankunft meldete.

Stralsund, den 12 May 1760.

Bester Vater!

Sie werden nun hoffentlich das Vergnügen haben, meinen Bruder wieder bey sich zu sehn, und ohne Zweifel auch von ihm den ganzen Verlauf seiner Begebenheiten erfahren haben. Ich wünschte, daß er den beneidenswerthen Vorzug immer bey Ihnen zu seyn, den er vor mir zum voraus hat. recht erkennen und schätzen möchte. Vorgestern bin ich hier glücklich und gesund angelangt, aber mit welchen Empfindungen, weiß Gott am besten; da ich den nicht mehr sehe und dessen lehrreiche Gespräche nicht mehr höre, der mir sonst den Aufenthalt hier zum Paradiese machte. Ich weiß nicht, wie so leer und öde alles hier um mich ist; selbst den ehrlichen Lars vermisse ich, und es geht mir nahe, daß er nicht mehr hier im Hause ist. Er soll zwar noch dann und wann hieher kommen, aber selten; und nie ohne Thränen aus dem Hause gehn. Dagegen sieht man ihn alle Tage in der Nikolaikirche, wo er

vor der Kapelle, worin sein Herr begraben ist, steht, mit gen Himmel aufgehabnen Augen, und Thränen der Dankbarkeit weint. Meine Tante aber scheint ihren Verlust schon zum Theil vergessen zu haben, wenigstens äussert sie ihren Schmerz darüber nicht mit dem Grad der Lebhaftigkeit, womit ich ihn an ihrer Stelle äussern würde. Sie scheint mir so gar beynahe muntrer und heitrer zu seyn, als sie mir sonst vorkam. Auch die guten unschuldigen Kinder scheinen es nicht ganz zu empfinden, was sie verloren haben, wenigstens die jüngsten nicht. Sie freuten sich ausserordentlich, da sie mich wieder sahen; hüpften um mich herum und hiengen an meinem Halse und an meinen Lippen. Mit der künftigen Woche werde ich meinen Unterricht bey ihnen anfangen, und dadurch eine meiner heiligsten Pflichten erfüllen, die ich der Asche des besten und verehrungswürdigsten Mannes schuldig bin, den ich je gekannt habe. Empfehlen Sie mich meiner würdigen Frau Mutter bestens. Ich bin u. s. w. Julius Weissenfeld.

Die Hofräthinn spöttelte etwas darüber, daß Julius das Wörtchen von vor seinem Namen wegließ, indessen war es ihr gewissermassen lieb, daß er sich auf diese Art von den Vorrechten des Adels, den sie ihrem Mann gewiß

nicht um seinetwillen gekauft hatte, ausschlösse, und daß dadurch auch in Zukunft einmal alle Verbindung und Verwandschaft zwischen Karls und Julius Nachkommenschaft erlöschen würde. Hingegen ärgerte sie sich nicht wenig, wenn sie an Karln auch keine sonderliche Lust, sich Herr von zu nennen, bemerkte; sie äusserte dabey, er müsse wohl diese niederträchtige Denkungsart von seinem Bruder angenommen haben. Ungeachtet übrigens der Hofrath von der erdichteten Entführung Karls durch einen Brief von Julius bereits unterrichtet, und die ganze Stadt davon voll war, so war doch die Hofräthinn von der Liebe gegen ihren Karl so verblendet, daß sie, aller ihrer sonstigen Schlauheit ungeachtet, es noch immer fest glaubte, oder vielmehr glauben wollte, daß ihr Sohn wirklich entführt worden. Da Karl aber diese ihre Leichtgläubigkeit gewahr ward, machte er sich derselben zu Nutze, und blieb wenigstens im Hause seiner Aeltern dabey, daß die vorgegebene Geschichte wirklich wahr sey; um sich aber aus der Verlegenheit zu bringen, von andern des Gegentheils geziehen zu werden, äusserte er mehrmalen, daß er weder selbst gerne davon spräche, noch auch andre davon sprechen hörte. Sein Vater war zwar nicht so leichtgläubig als seine Mutter, mußte es seiner Frau zu gefallen doch aber auch glauben. Diese sprach

zwar aus Furcht vor ihrem Sohn in seiner Gegenwart nicht davon, wenn sie sich aber ohne ihn in einer Gesellschaft befand, so pflegte sie gerne darauf anzuspielen; doch so, daß sie allemal zu verstehn gab, es sey eine Sache, wovon man ihrer Wichtigkeit wegen, und um der Hoheit der Dame willen, die darin verwickelt sey, nicht laut reden dürfe. Uebrigens hielt sie es immer für eine grosse Ehre, die ihrem Sohn widerfahren sey, daß er ein solches Abentheuer erlebt hätte. Dagegen wurde dies für Andre, die die Sache besser wusten, ein neuer Stoff zum Spott über sie, so daß man sie auch schon hienach die gnädige Frau Mutter des entführten Junkers benannte.

Hofrath Weissenfeld war zwar eines grossen Kummers entledigt worden, da er theils die verunglückten Hefte seines Kommentars zum Theil wieder ersetzt hatte, theils, und dies gereichte ihm hauptsächlich zur Aufmunterung, daß Bischof seines Verhafts, worein er durch ihn und seine Unvorsichtigkeit gerathen war, wieder entledigt worden; nachdem in einem über ihn gehaltenen strengen Verhör befunden war, daß er bey dem Vorfall, der zuerst zu seinem Austreten Gelegenheit gegeben, vollkommen Recht gehabt, und unverschuldeter Weise zum Austreten gleichsam war gezwungen worden: und er hinlänglich dargethan hatte, daß

ihn bloß die Furcht das zweytemal dazu verleitet hätte. Sobald er losgelassen war, gab er sein Verlangen zu erkennen, unter der Preussischen Armee Dienste zu nehmen, und da es sich gerade fügte, daß ein Freyregiment Husaren errichtet wurde, so war er so glücklich, unter demselben eine Rittmeisterstelle zu erhalten. So wie aber der Hofrath hiedurch auf der einen Seite eines grossen Theils seiner Sorgen entledigt ward, so wurde er auf der andern Seite sehr durch die Betrachtung beunruhigt, daß sein Sohn ein Taugenichts wäre, an dem alles Geld was er bisher gekostet, umsonst verschwendet sey. Dies ließ er täglich ihn sowohl als seine Frau anhören, und nannte ihn fast gar nicht anders als den Bärenhäuter. Seiner Frau, die ihm zwar hierauf nie etwas schuldig blieb, sondern sich vielmehr den ganzen Tag, so wohl wenn sie allein waren, als in Gegenwart fremder Leute mit ihm herumzankte, fiel dies doch zuletzt unerträglich, und sie sann auf allerley Mittel, ihren Sohn auf irgend eine Art anzubringen. Das ehrenvolleste und beste schien ihr zu seyn, wenn sie einmal einen Regierungsrath in ihm erblicken könnte. Daß er hiezu gelangen würde, bezweifelte sie um so weniger, da er jetzt ein Edelmann sey, und ihm also sein Stand und sein Geld schon beträchtliche Vorzüge vor andern gäben. Ausserdem hätte

sie nicht allein das gewisse Glück, ihn als Referendarius immer bey sich zu behalten, sondern auch die Hofnung, daß er dereinst als Regierungsrath vielleicht in Magdeburg bliebe. Ferner hätte er vor vielen andern Referendarien den Vortheil voraus, daß seine Aeltern an Ort und Stelle wären, daß ihm Wohnung und Tisch nichts kosteten, und er in aller Absicht von ihnen leichter unterstützt werden könnte. Eine Zeitlang wählte sie aber doch noch, ob sie ihn lieber bey der Regierung, oder bey der Kammer anbringen wollte; sie wog die Titel sorgfältig gegeneinander ab, und da schien ihr der Titel Regierungsrath doch vorzüglicher, als Kriegsrath. Ihr Mann muste also auf ihr Verlangen ein Memorial an die Regierung entwerfen, und darin bitten, daß man ihn zum Referendarius annehmen möchte. Es wurde bewilligt unter der nöthigen Bedingung, wenn er leistete, was er zu leisten hätte. Es kam zum also zum Examen; Karl zitterte, als wenn er hätte zum Gericht geführt werden sollen, indessen verließ er sich auf die Gewogenheit einiger Herrn Räthe, die seines Vaters gute Freunde waren, und hofte durch diese beym Examen wohl durchzukommmen, und was die Proberelation beträfe, so könnte sein Vater diese für ihn machen. Doch schauderte ihn auch nicht wenig, wenn er an seine künftige Arbeit

dachte und sich vorstellte, daß er in Zukunft Geschäfte verrichten müste, die Genauigkeit, Fleiß und anhaltendes Sitzen erforderten; wie ihm andre Referendarien, die er kannte, seine künftigen Geschäfte beschrieben hatten. Allein diese letztere Besorgniß fiel von selbst weg, da sein Examen so schlecht ausfiel, daß er nicht auf eine einzige Frage zu antworten wußte, und daher, aller Bitten ungeachtet, abgewiesen wurde. Ja dies wurde noch dazu eine Gelegenheit, daß seine Aeltern mit verschiedenen angesehenen Häusern aufs ärgste zerfielen. Seine Mutter schickte nemlich in dies oder jenes Haus beträchtliche Geschenke, um dadurch den Streich noch abzuwenden, allein sie wurden ihr mit derben Komplimenten zurückgeschickt, und ihr dabey gesagt, man sey bey der Regierung der Niederträchtigkeit nicht gewohnt, sich durch Geschenke blenden zu lassen, um deren willen Unrecht zu thun, und ein unwürdiges Mitglied aufzunehmen. Beyde Aeltern wollten rasend werden für Zorn und Verdruß; Weissenfeld über seinen Sohn, daß er ein solcher Taugenichts wäre und nichts gelernt hätte, und seine Frau über die, welche ihn abgewiesen hätten; welches sie einer blossen Kabale beymaß, keineswegs aber der Ungeschicklichkeit ihres Sohnes, an dessen Droiture sie im mindesten nicht zweifelte. Indessen wurde die Sache in der ganzen Stadt

ruchtbar, und das Weissenfeldische Haus fand sich aufs äusserste dadurch beschimpft, Karl durfte sich fast nirgends sehn lassen, und seine Mutter zog sich auch noch mehr als schon vorher geschehn war, zurück. Zu Hause wurde der unglückliche Zustand zwischen beyden Aeltern noch verschlimmert, und das Misverständniß unter ihnen ärger, so wie die Vorwürfe, die der Hofrath seiner Frau und seinem Sohn machte, und sein Toben über beyde zunahm.

Um diesem Uebel ein Ende zu machen, fiel die Hofräthinn darauf, sich der Freunde, die ihr Mann in Minden hatte, zu Nutz zu machen, und durch dieselben ihren Sohn bey der dortigen Kammer anzubringen. Der Plan war entworfen, der Hofrath muste hinschreiben, und erhielt bald die günstige Antwort, der Kandidat möchte nur dorthin kommen, und Praestanda praestiren, da er denn sogleich als Referendar angenommen werden sollte. Ueber die Einrichtung der Reise konnte man nicht einig werden; es schien dem Hofrath in aller Absicht bedenklich, ihn allein reisen zu lassen, wegen der Touren die er schon vorher gespielt, wenn er sein eigner Herr gewesen war; und er bestand deswegen darauf, daß seine Frau mitreisen sollte. Diese hingegen hielt es für unanständig, daß ein so grosser Mensch noch unter Vormundschaft und Aufsicht seiner Aeltern stehn

sollte, und wollte daher haben, daß er allein reisen sollte. Karl hingegen selbst verlangte, daß sein Vater mit ihm reisen möchte; weil er sich von diesem noch Unterstützung beym Examen, oder bey dem was ihm sonst dort aufgegeben würde, versprechen könnte. Hofrath Weissenfeld reiste seit einigen Jahren, da seine Hypochondrie so stark geworden war, höchst ungerne, weil er sich vor Umwerfen und andre Unglücksfälle, die sich auf Reisen ereignen können, (ihm war aber können und wirklich seyn einerley, weil er sich alles mögliche Unglück als wirklich bevorstehend dachte) ganz entsetzlich fürchtete. Wenn er daher nur eine Meile über Land reiste, so glaubte er schon sich der offenbarsten Lebensgefahr auszusetzen; alle Augenblicke, sobald nur ein kleiner Hügel oder eine Pfütze kam, mußte der Kutscher stille halten, und vorher untersuchen, ob es auch gefährlich oder zu tief sey. Gemeiniglich traute er auch dem Kutscher nicht einmal, sondern stieg selbst aus und untersuchte, oder gieng auch so lange zu Fusse, als die, seiner Meynung nach, gefährliche Passage währte. Wenn voliends der Weg durch einen Bach oder kleinen Fluß gieng, so war das Schreyen kaum auszustehn, das der Mann im Wagen machte, und der Kutscher wollte sich manchmal halb todt lachen über die andern possierlichen Auftritte, welche dar-

aus erwuchsen. Manchmal lief der Hofrath eine halbe Viertelmeile zu Fusse, um einen Steg zu finden, durch dessen Hülfe er über den Bach kommen konnte, während daß der ohne die geringste Gefahr durchpassirte Wagen auf der andern Seite halten und sein warten mußte. Zuweilen stellte er sich hinter den Wagen auf das Fußbret, um, wenn er ja sähe, daß die Pferde vorne zu tief herein kämen, noch bey Zeiten abspringen zu können. Aller dieser seiner grossen Aengstlichkeit und Abneigung gegen Reisen ungeachtet, mußte er sich doch zu der, seinem Bedünken nach unermeßlichen Reise nach Minden entschliessen; denn Karl wollte es, und Karl beherrschte seine Mutter, und diese wieder alles seines Tobens ungeachtet ihren Mann. Karl las unterdessen in größter Eile ein Kompendium der Pandekten durch, so viel er davon verstehn konnte, um daraus desto besser antworten zu können; ja um noch sicherer zu gehn, lernte er gar einige Paragraphen ganz auswendig, welche die Sachen enthielten, worüber er vorher zu Magdeburg war befragt worden. Als der Tag zur Abreise näher kam, fieng die Hofräthinn an in ihres Mannes Klugheit ein starkes Mistrauen zu setzen, und zu besorgen, daß er etwas in Minden verderben möchte; um also auf alle Fälle bey der Hand zu seyn, und die

Maschine selbst in der Nähe regieren zu können, entschloß sie sich, selbst mit zu reisen. Auf Karls Bitten aber wurde die Reise noch um vierzehn Tage verschoben; weil er gehört hatte, daß er dort vermuthlich auch über Kameralsachen würde examinirt werden, und sich darauf ebenfalls etwas vorbereiten wollte Weil er aber kein Buch kannte, das ihm dazu hätte behülflich seyn können, so gab ihm sein Vater das Universallexikon, worin er eine beträchtliche Anzahl in die Kameralwissenschaften schlagender Artikel ausgezeichnet hatte. Karl las zwar dieselben mit grossem Fleiß, allein die Geduld vergieng ihm öfters dabey, weil die Artikel zu lang, und mit vielen für ihn unverständlichen Dingen überladen waren; er blätterte also mehr darin hin und her, als er las. Die Reise nach Minden war ihm eine der unangenehmsten die er je gemacht hatte; nicht allein mußte er die höchstlästige Aengstlichkeit seines Vaters ausstehn, sondern auch ein immerwährendes Gezänke seiner Aeltern mit anhören, worunter sein Vater viele theils Verweise theils Sticheleyen auf ihn mischte. Sie kamen endlich nach einer Reise von sechs Tagen in Minden an, und nachdem sie einen Tag ausgeruhet hatten, machte die Hofräthinn mit ihrem Karl verschiedene Besuche, um ihn bekannt zu machen und zu empfehlen, ihr Mann war aber nicht zu bewe-

gen, zu sonst jemand, als zu einem alten Universitätsfreund, den er dort hatte, mit zu gehn. Dagegen gieng er heraus nach Todtenhausen, und besahe das Schlachtfeld zwischen Minden und Petershagen, wo im vorigen Jahre am 1sten August der Herzog Ferdinand mit der alliirten Armee die Franzosen geschlagen hatte; er hatte den Plan der Schlacht mitgenommen, und ließ sich die Plätze zeigen, wo der Herzog, wo das Wangenheimsche und andre Corps vor der Schlacht gestanden, wo sie nach derselben ihr Lager aufgeschlagen, und wohin sich die Franzosen retirirt hätten. Ausserdem besahe er die Gegenden um Minden herum, welche der deutschen Alterthümer wegen merkwürdig sind, und ließ sich die Oerter zeigen, wo Schlösser Wittekinds gestanden haben sollen. Karls einnehmende Bildung fand in den Gesellschaften, wohin er kam, Beyfall; man kannte ihn nicht näher, und urtheilte also nach seinem Aeusserlichen, das wirklich gefallen mußte, und das fast jeden beym ersten Anblick für ihn einnahm, vortheilhaft von ihm. Er wurde indessen der Visiten auch bald überdrüßig, gieng statt dessen in der Stadt herum, auf den Wällen und an der Weser spazieren, besahe die Domkirche, die Martinskirche nebst einigen andern, und ließ sich im Wirthshause, wo sie logirten, das weisse Bier, das hier vorzüglich ist,

gut schmecken. Die Hofräthinn, die sich recht sorgfältig und mit Affectation bemühte, gefällig und herablassend zu seyn, zeigte dadurch nur um desto mehr Stolz, und misfiel um so mehr, da diejenigen, gegen welche sie sich so betrug, ihr nicht allein gleich, sondern zum Theil noch vornehmer als sie zu seyn glaubten. Der Tag zum Examen kam auch hier, Karl blieb bey den meisten Fragen die Antworten schuldig, bey einigen, wo er glaubte mit blossem bon sens fertig werden zu können, antwortete er nach Gutdünken; da es aber der Fälle nicht wenige giebt, wo Jurisprudenz und bon sens einander entgegen sind, so fügte sichs daher auch, daß diese Art seiner Antworten eben so sehr in die Queere kamen, als eine andere, wo ihm die Fragen zuweilen so zu seyn schienen, daß er sie aus dem Kompendio beantworten könnte, und daher gleich einen ganzen auswendig gelernten Paragraphen hersagte. Nach geendigtem Examen waren gleich die mehrsten der Meynung, daß er sogleich abgewiesen werden sollte; andre aber glaubten, es sey blos Blödigkeit von dem jungen Menschen gewesen, daß er sich nicht sogleich zu finden gewußt hätte; er schiene doch dem Ansehn nach ein muntrer guter Kopf zu seyn, der sich wohl routiniren würde: es käme darauf an, daß sich einer und der andere privatim mit ihm einliesse, und man erst seine

Proberelation sähe. Zu seinem Unglück war sein Vater so eigensinnig, daß er durchaus die Proberelation nicht für ihn machen wollte; und alle Bitten, die Karl diesmal bey ihm anwandte, waren vergebens. Selbst die Hofräthinn konnte nichts ausrichten; sie unterstand sich aber auch nicht, zu stark in ihn zu dringen, um sich hernach nicht Karls Unwissenheit vorwerfen zu lassen. Es blieb also dabey, daß er sie selbst machen sollte. Er las die ihm mitgetheilten Akten vier bis fünfmal durch, nahm sich endlich einige Bogen Papier, machte einen Bruch darein und wollte anfangen zu schreiben; aber wie und mit welchem Worte wußte er nicht. Er zerkäucte eine Feder nach der andern, schnitt eine neue, und fieng dann an: „In Sachen Peter Gözens Appellanten, contra den Amtmann zu Hergtow, Appellaten, pto. defraudationis, und nun blieb der Bogen liegen, er las wieder und machte vor Unwillen ein paar erschreckliche Striche darauf, fieng dann wieder auf einem neuen an: In Sachen Peter — — käuete an der Feder, so daß ein beträchtlicher Dintenklecks aufs Papier fuhr. Die Feder wurde dann zerstaucht, und eine neue geschnitten, und abermals auf einem neuen Bogen angefangen; In Sachen — — Bey einer Pfeife Tabak würde es wohl besser fliessen, er stopfte eine, zündete sie an, und

setzte sich nun mit der gelehrtesten Miene an den Tisch, und fieng an, die erste Seite der vor ihm liegenden Akten wörtlich ohne weitere Umstände abzuschreiben; die zwote und dritte Seite überschlug er, und nun wollte er die vierte wieder mit der abgeschriebnen ersten Seite zu verbinden suchen; aber alle Mühe, die er deswegen anwandte, war vergebens. Der Bogen wurde also wieder weggeworfen, zumal da der Eingang ihm ohnehin nicht gefallen wollte, und ein neuer genommen. Hierüber vergiengen einige Tage, während welcher Zeit ihn verschiedene von denen, welche ihm wohl wollten, zu sich baten, und den Diskurs auf allerley in die Rechte und Kameralwissenschaften schlagende Materien brachten, auch ihn selbst hin und wieder um seine Meynung fragten; allein sie sahen aus allem, daß er der unwissendste Mensch war, indem er nicht im Stande war, ihnen eine einzige Frage zu beantworten, die eine wirkliche erworbne Kenntniß voraussetzte. Indessen war er dreist genug mit zu sprechen, wo er glaubte, daß der Menschenverstand etwas thun, oder die Sache ohne Kenntniß des Rechts beurtheilt werden könnte. Seinem Vater vergieng endlich auch die Geduld, da er sahe, daß Karl mit der Probereslation nicht von der Stelle kam, und kündigte an, daß er sich nur zur Abreise bereit halten möchte,

Die Hofräthinn wollte aber durchaus nichts hievon wissen, und bestand darauf, nicht eher abzureisen, als bis ihr Sohn Referendarius wäre. Er mußte von neuem um einen Bescheid anhalten, der ihm dergestalt ertheilt wurde, daß er wegen nicht genugsam bewiesener Geschicklichkeit für jetzt nicht angenommen werden könne; man hoffe aber, daß wenn er sich noch ein oder zwey Jahre auf irgend einer Universität den Rechten widmen, und fleissig studiren würde, er sich ohne Zweifel die nöthige Fähigkeit erwerben könne, und möchte er nur nach dieser Zeit sich von neuem melden. Es blieb also für Karln weiter nichts übrig, als mit seinen äusserst misvergnügten Aeltern wieder abzureisen, wiewohl seine Mutter abermals geneigt war, wider alle Wahrscheinlichkeit zu glauben, daß eine blosse Kabale ihrem Sohn zuwider gewesen wäre. Noch ehe sie abreisten, kam ein dortiger guter Freund zu ihnen, und erbot sich, Karln zum Sekretär bey dem Herrn von Rechlersheim vorzuschlagen; worüber aber die Hofräthinn gewaltig aufgebracht wurde. Sie fragte ihn mit in die Seite gestemmten Händen, ob er einen Kavalier niederträchtig genug hielte, bey seines Gleichen Sekretär zu werden, zumal da ihr bekannt sey, daß der Herr von Rechlersheim einen ganz impertinenten Stolz besässe, und seinen Sekretär nicht

anders als seinen Kerl nennte? Ihr Sohn hätte Gottlob noch Vermögen genug, daß er von seinen Renten kavaliermässig leben könnte, falls er auch kein Amt annähme; ja sie müßte es für die empfindlichste und bitterste Beleidigung ansehn, daß man es wagte, ihr dergleichen Antrag zu thun. Der Hofrath kam eben vom Roncevals Berge, wie er ihn nannte, zurück, als der gute Freund, der seinem Sohn diesen Antrag gemacht hatte, weggegangen war. Er wurde sehr böse auf seine Frau, daß sie denselben so geradezu von der Hand gewiesen, und ihm dadurch das Unglück zubereitet hätte, den unnützen Buben noch länger auf dem Halse zu behalten, den er je eher je lieber los wäre. Bey dieser Gelegenheit fehlte es auch nicht an Verwünschungen des erkauften Adels, und an Vorwürfen wegen der Thorheit, die seine Frau dadurch begangen hätte. Kurz er ließ nicht nach, bis seine Frau darein willigte, daß Karl Sekretär würde. Er gieng sogleich zu seinem Freunde, um dem von dem geänderten Entschluß Nachricht zu geben, welcher sich darauf unverzüglich zu dem Herrn von Rechlersheim, der an eben diesem Tage in Minden eingetroffen war, begab, und Karln in Vorschlag brachte. Er ließ ihn zu sich kommen, und wurde gleich beym ersten Anblick auf eine sehr vortheilhafte Art für ihn eingenommen; man sprach

von allerley gemeinen Gegenständen, vom Wetter, von der bevorstehenden Erndte, vom Krieg, von Franzosen, von den Geiseln die weggeführt waren, und dergleichen Dingen mehr, und so lange dies Gespräch währte, hatte Karl, der dreist genug war, und keine unanständige Manieren hatte, den völligen Beyfall des Herrn von Rechlersheim. Als aber das Gespräch auf gelehrte Sachen, wovon dieser ein grosser Freund seyn wollte, und besonders auf juristische Materien kam, fieng Karl allmählig an zu verstummen, auch hin und wieder, wenn er besonders gefragt wurde, ungeschickte Antworten zu geben. Herr von Rechlersheim bat ihn hierauf, in ein Nebenzimmer zu gehn, und ein paar Briefe, deren Inhalt er ihm im Ganzen sagte, zu entwerfen; den einen französisch und den andern deutsch. Nach Verlauf einer Stunde gieng er zu ihm, um zu sehn ob die Briefe fertig wären, und Karl hatte in dem französischen noch weiter nichts als das Wort Monsieur, in dem deutschen aber ohngefähr fünf bis sechs Zeilen geschrieben. Mein lieber Freund, sagte Rechlersheim, wenn sie mein Sekretär werden wollen, so müssen sie hurtiger seyn; es wird Fälle geben, wo sie fünf bis sechs solcher Briefe in einer Stunde schreiben müssen. Karl zitterte bey diesen Worten, und wuste nicht was er sagen sollte, ob er sich

gleich für die Stelle bedanken, oder sich entschuldigen sollte. Er sagte endlich, er wäre zu zerstreut und hätte seine Gedanken nicht recht beysammen. Rechlersheim lachte, und erwiederte, mein Sekretär muß die Gedanken beständig zusammen haben. Indessen will ich ihnen noch eine Stunde Zeit lassen, in dieser werden sie doch gewiß fertig werden. Als Karl sich allein befand, legte er die Uhr vor sich auf den Tisch, und wollte sich nun recht anstrengen, allein es floß beynahe noch weniger als vorher. Indessen war er doch so glücklich, in der gesetzten Zeit den deutschen Brief größtentheils zu vollenden, und einige Zeilen französisch zu schreiben. Denn er schrieb immer eins um das andere, und wenn es mit dem einen nicht weiter fort wollte, so nahm er das andre zur Hand. Da Rechlersheim wieder kam, wunderte er sich nicht wenig, daß die Briefe noch nicht fertig waren, und hernach noch mehr, daß beyde voll orthographischer und grammatischer Fehler waren, obgleich die Gedanken selbst ziemlich gut vorgetragen waren. Er erklärte ihm, er bedauerte es recht sehr, daß er einen so artigen jungen Menschen, der ihn durch sein gutes Ansehn so sehr eingenommen hätte, wegen des Mangels an Geschwindigkeit und grammatikalischer Richtigkeit als seinen Sekretär nicht brauchen könnte; empfahl ihm ferneres fleissiges Studi-

ren, und ließ ihn hiemit gehn. Weiter konnte die Beschimpfung ihres Sohns in den Augen der Hofräthinn gar nicht gehn, als sie bis jetzt gegangen war. Sich bis zum Sekretär bey seines Gleichen erniedrigen zu wollen, und auch hier abgewiesen werden, war das ärgste, was sie sich denken konnte. Da ihr Mann den letztern Schritt allein veranlaßt hatte, so fiel auch der ganze Zorn, den sie darüber empfand, auf ihn; und es ist ganz unbeschreiblich, was er deswegen von ihr anhören und ausstehn muste.

Sie langten also alle drey höchst misvergnügt in Magdeburg wieder an, wo der Hofrath durch seinen Patriotismus bald neue Ursache zum Verdruß bekam. Er befand sich in einer Gesellschaft, wo verschiedene Kriegsgefangene Oesterreichische Offiziers waren, unter welchen ein Major war, der mit vieler Zuversicht behauptete, daß in einer Zeit von höchstens acht Tagen, der König von Preussen mit seiner ganzen Armee gefangen seyn würde. Es nimmt sich so leicht nicht gefangen, versetzte Weissenfeld, Soubise dachte und sprach auch so. Der Major zog eine Landcharte aus der Tasche, und legte sie auf den Tisch, den genauesten Nachrichten nach, die ich habe, steht der König hier bey Liegnitz, dort steht Daun, da Lascy, da Beck, dort Ried, hier hinter Parchwitz Laudon, und da bey Au-

ras sind zwanzigtausend Russen über die Oder gegangen. Sie sehn also, daß der König rund herum eingeschlossen ist: ich kenne die Gegend sehr genau; dort sind unwegsame Gebürge, und kurz, der König kann mit seiner Armee nirgends heraus, und wird sich halter! schlechterdings ergeben, oder alle seine Leute todt schiessen lassen müssen. Es kommt halter kein Mann davon. Weissenfeld widersprach zwar mit vieler Heftigkeit, und blieb dabey, die Weisheit des Königs würde ihm schon einen Ausweg verschaffen, und alle Anschläge seiner Feinde zu Schanden machen; indessen konnte er doch in sich die heimliche Besorgniß, daß die Demonstration des Oesterreichischen Offiziers gegründet seyn möchte, nicht vertilgen, und befand sich deswegen ein paar Tage hindurch in der äussersten Unruhe, bis endlich am dritten Tage eine Staffette eintraf, die die Nachricht brachte, daß der König am 15ten August in aller Frühe dem General Laudon entgegen marschirt sey, der sich eben zum allgemeinen Angrif in Marsch gesetzt hatte, ihn angegriffen, gänzlich geschlagen und den herrlichsten Sieg erfochten habe, wodurch alle Anschläge seiner Feinde vereitelt worden. Zween Oesterreichische Generals, fünftausend Gemeine und über achtzig Kanonen wären den Preussen in die Hän-

be gerathen. Weissenfeld war für Freuden auf: ser sich, er sprang und hüpfte wie ein Knabe auf einem Bein herum, und eilte sogleich zu seinem Freunde, um dort den Oesterreichischen Major aufzusuchen, und sich durch Auslassung seiner Freude an demselben zu rächen. Er traf ihn auch wirklich da, gieng gerade auf ihn los, und gratulirte auf eine höhnische Art, zur Gefangen: nehmung des Königs, und zur erneuerten Sou: bisischen Komödie. Habe ich nun nicht Recht gehabt? setzte er hinzu, sie sehn hieraus, daß ich allemal Recht habe. Der Offizier wurde aufgebracht, und ließ sich vernehmen, man solle erst warten, bis der Kourier käme, der die authen: tische Nachricht überbrächte, sonst könne es wohl wieder eintreffen, was ehemals geschehn sey, daß die Staffette käme, und der Kourier aus: bliebe. Weissenfeld gerieth hierüber ebenfalls nicht wenig in Hitze, und es hielt abermals wei: ter nichts als die Dazwischenkunft und Vermitte: lung der Anwesenden die unangenehmsten Auf: tritte ab. Nachdem aber seine Hitze sich gelegt hatte, suchte er durch die niedrigsten Schmeiche: leyen, und zu Munde reden, wie er zu thun pflegte, das Geschehene wieder gut zu machen. Der Kourier blieb würklich über acht Tage aus, und Weissenfeld befand sich deswegen in der äussersten Besorgniß, wozu noch der bitterste

Verdruß kam, den ihm die Oesterreichischen Offizier zufügten, denen sein Patriotismus bekannt war, die ihm überall, wo sie ihn nur sahen, zuriefen: nun Herr Hofrath, ist der Kourier noch nicht da? Endlich ward er auch dieser Sorge entledigt, da der Kourier wirklich eintraf, und es sich ergab, daß der zuerst abgesandte, dem Feinden in die Hände gefallen war.

Sobald er sich aber mit dieser Angelegenheit nicht mehr so stark beschäftigte, fieng er wieder an über das künftige Schicksal seines Karls nachzudenken, und sich darüber gegründetere Sorgen zu machen. Er und seine Frau machten einander wechselseitig Vorwürfe, und einer maß dem andern die Schuld bey, daß aus Karln nichts geworden. Die Hofräthinn fieng nun selbst an zuweilen zu glauben, daß es ihrem Sohn wohl an Kenntnissen fehlen möchte, nur äusserte sie niemals etwas davon gegen ihren Mann, damit dieser nicht davon Gelegenheiten zu Lobreden auf Julius nehmen möchte, dessen Namen sie vor Neid kaum nennen hören konnte. Ja so oft ein Brief von Julius aus Stralsund eintraf, war allemal der heftigste Zank zwischen beyden Eheleuten unvermeidlich: so gar über den Dreyer, welchen der Briefträger erhielt, beschwerte sie sich, als über die wichtigste Ausgabe, und sie litte nicht, daß ihr Mann einen Brief an ihn

franktren durfte, obgleich Julius die seinigen allemal frankirt hatte. Der Hofrath, der gerne oft Briefe von ihm haben wollte, schrieb daher manchen Brief heimlich, und schickte ihn, wenn seine Frau nicht zu Hause war, franko auf die Post. Ihr Haß gegen Julius wurde um ein merkliches grösser, da sie selbst es zu begreifen anfieng, daß er in seinem Fach wohl etwas mehr gelernt haben möchte, als Karl in dem seinigen. Indessen dachte und sagte sie, dies sey keine Kunst, da Julius so viel länger auf der Universität gewesen als Karl, und die Zeit, welche dieser auf derselben zugebracht, für gar nichts zu rechnen sey. An Kopf sey er doch allemal Juliussen unendlich überlegen, und es käme nur darauf an, daß er die zwey Jahre einbrächte, die Julius an Alter und Studiren auf der Universität vor ihm voraus hätte, so müßte noch immer ein ganz andrer Mann aus ihm werden. Diese Betrachtungen vermochten bey ihr so viel, daß sie den Entschluß faßte, Karln noch einige Jahre auf irgend einer Universität zubringen zu lassen; mit welchem Entschluß der Hofrath vollkommen zufrieden war. Allein welche Universität das Glück haben sollte, den jungen Kavalier unter ihre Alumnen zu zählen, darüber konnten beyde nicht einig mit einander werden. Der Hofrath erschöpfte fast seine ganze Geographie, um eine

Akademie für ihn auszusuchen. Halle, die vaterländische Akademie, wäre freylich die beste, aber von da ist der Bube einmal unter das Freykorps gegangen, und wenn er wieder dahin käme, könnte ihn von neuem die Lust anwandeln. Leipzig, gehört einem Feinde des Königs, der Krieg ist da herum, auch hat der Bube da zu viel Gelegenheit auszuschweifen. Jena, daherum stehn die Reichstruppen; Göttingen, da sind die Franzosen; Frankfurt, da hat der Henker die Russen, Duisburg, da sind wieder Franzosen; Königsberg, wieder Russen. Kurz keine von denen, welche er bisher durchgegangen war, wollte ihm zum Aufenthalt für Karln gefallen. Endlich fiel die Wahl auf Helmstädt, das in vielem Betracht den Vorzug behielt, und auch der Hofräthinn deswegen besonders gefiel, weil es nur sechs Meilen von Magdeburg wäre, und sie also in allen Ferien das Vergnügen haben könnte, ihren lieben Sohn bey sich zu sehn. Beyde Aeltern begleiteten ihren Sohn nach Helmstädt, hielten sich aber vorher einige Tage zu Walbek, einem nahe bey Helmstädt gelegenen Stifte auf, wo der Hofrath einen alten Universitätsfreund hatte, der ihm darin ähnlich war, daß er ebenfalls an einem Kommentar über die ganze Bibel arbeitete, und denselben nächstens der Welt, als den grösten Schatz, den sie je erlangt hätte, mittheilen wollte.

Weil er aber doch viele Stellen anders erklärte als Weissenfeld, so fehlte es nicht an Stoffe zu mancherley Disputen unter ihnen, die manchmal so heftig wurden, daß sie von einem einstürzenden Pferdestall, und von einem schrecklichen Donnerwetter nicht das geringste hörten.

Weissenfeld gieng in Helmstädt mit seinem Sohn zu allen Professoren, empfahl ihn ihrer Fürsorge und Aufsicht aufs beste, pränumerirte Stube, Tisch und Kollegia, und reiste darauf ziemlich vergnügt mit seiner Frau wieder ab. Nach seiner Abreise besuchte Karl die pränumerirten Kollegia kaum zwey oder dreymal, als ihm auf einmal die Lust zur Jurisprudenz ganz vergieng, so daß er alle juristische Kollegia völlig aufgab, und statt zu studiren seine Zeit nach alter Art auf dem Billard und in den Weinhäusern zubrachte. Hier lernte er einen dänischen Edelmann, Herr von Rauchsart, kennen, der ihn sehr lieb gewann, und an sich zog, über welche Bekanntschaft sich jedermann um desto mehr wunderte, da Rauchsart sonst einen so exorbitanten Stolz besaß, daß er mit Niemand Umgang hielt, ob er gleich ebenfalls nur ein neugebackener Edelmann war, und weiter keine Verdienste besaß, als daß er in Warschau gewesen war, und einen ziemlich ansehnlichen Bauch hatte. Indessen wollte er doch auch das Ansehn haben, daß er Genie besässe,

und ein Mann von Geschmack wäre. Er theilte Karln seine Bücher mit und ermunterte ihn nicht allein zum Lesen derselben, sondern auch zum bessern akademischen Fleiß. Dies machte auf diesen wirklich einigen Eindruck; weil er aber ganz und gar keine Lust zur Jurisprudenz hatte oder in sich erwecken konnte, so fiel er darauf, ein Mediciner zu werden, ob ihm gleich Herr von Rauchart dies, als ein für einen Edelmann ganz unschickliches Studium, sehr widerrieth. Die Physik war ohnehin das einzige Kollegium gewesen, das er noch besucht hatte. Er hörte sie bey Herrn Beireis, und da dieser fast der einzige Professor war, der seinen Beyfall hatte gewinnen können, so fieng er nun an, auch medicinische Vorlesungen bey ihm zu hören. Doch ohne sich mit der Ordnung, in welcher die Theile der Arzneywissenschaft studirt werden müssen, bekannt zu machen, oder sich an dieselbe zu binden, wohnte er weder anatomischen Vorlesungen bey, noch auch bekümmerte er sich um die Physiologie, sondern hörte statt dessen Pathologie, Semiotik und Anweisung zum Rezeptschreiben. Er war auch noch willens Materiam medicam zu hören, allein er befürchtete, er möchte sich zu viel Kollegia auf den Hals laden. Von diesem seinem geänderten Entschluß aber meldete er seinen Aeltern kein Wort; wie er denn überhaupt höchst selten schrieb, und

wohl vier bis fünf Briefe seines Vaters unbeantwortet ließ, ob gleich dieser ihm in allen Briefen die schärfsten Verweise über solche Nachlässigkeit gab, und zuweilen mit prophetischen Drohungen auf ihn einfuhr. Im übrigen befand er sich recht wohl, trank alle Mittage eine Bouteille Wein, und des Abends abwechselnd Mumme oder Duchstein; und reiste alle drey Wochen nach Braunschweig. In den Weihnachtsfeyertagen muste er auf Verlangen seiner Mutter nach Magdeburg kommen, wohin ihn Herr von Rauchsart begleitete, und der Frau Hofräthinn um ihres Sohns willen ein angenehmer Gast war. Karl fand zu seiner grossen Freude Lottchen Hinrichs in Magdeburg, die einen Besuch bey ihren dortigen Verwandten ablegte. Er machte dem Vorgeben nach ihren Verwandten, eigentlich aber ihr seine Aufwartung, und sie begegnete ihm zwar mit vieler Höflichkeit, aber immer noch mit eben der Zurückhaltung als vormals. Ueberdem hatte sich ein gefährlicher Nebenbuhler eingefunden, oder wenigstens hielt Karl ihn dafür; und dies war Bischof, der in dem vorigen Feldzuge ausserordentlich glücklich gewesen war. Er war kaum zu Felde gegangen, als ihm ein reicher Oesterreichischer Staabsoffizier von vornehmer Geburt in die Hände fiel, der ihm für die großmüthige und gütige Art, womit ihn Bischof

LB Coburg

behandelt hatte, tausend Pistolen aufdrang. Bischof, der durch die Erfahrung schon vorsichtiger geworden war, dachte, wenn er das Geld bey sich behielte, so könnte sich bald eine Gelegenheit finden, da es ihm wieder abgenommen würde, und schickte es daher unverzüglich nach Berlin, wo er es in die Bank legte. Sein Regiment stieß zur Armee des Königs, mit welcher es durch die Lausitz nach Schlesien marschierte und der Schlacht bey Liegnitz beywohnte. In derselben verhielt sich Bischof so tapfer, und war bey seiner Tapferkeit so glücklich, daß er unter den Augen eines grossen Generals vier Kanonen eroberte; weswegen er wenig Tage nach der Schlacht zum Major avanzirte. Das Regiment blieb bey der Armee des Königs, und dies gab Bischoffen Gelegenheit, sich an dem merkwürdigen dritten November in der entscheidenden Torgauer Schlacht noch mehr hervorzuthun. Hier war er so glücklich, mit drey Eskadrons die er anführte, ein ganzes Regiment Oesterreichischer Kavallerie nicht allein ganz über den Haufen zu werfen, sondern auch größtentheils zu Gefangnen zu machen. Er befand sich mit bey dem Angrif auf die Weinberge bey Siptiz, der die Schlacht größtentheils entschied, wo er mit der grösten Wut auf ein Oesterreichisches Infanterieregiment, welches eine ansehnliche Batterie mit vieler Lebhaftigkeit

vertheidigte, einhieb, und nicht allein das Regiment grösstentheils in die Pfanne haute, und den Ueberrest desselben beynahe ganz zu Gefangnen machte, sondern auch den wichtigsten Antheil an der Eroberung der Batterie hatte. Er lieferte selbst auf sieben Fahnen ab, die er von dem über den Haufen geworfenen Infanterieregiment, und einem daneben stehenden Bataillon erbeutet hatte. Seine Verdienste waren zu offenbar, als daß sie nicht hätten bekannt und belohnt werden sollen. Er wurde bald darauf zum Major unter einem Feldregimente ernannt, und erhielt ein Geschenk von tausend Thalern. Als der Feldzug gänzlich geendigt war, und die Truppen endlich im Dezember in die Winterquartiere verlegt wurden, erhielt Bischof Erlaubniß, seine Verwandten und guten Freunde besuchen zu dürfen, und hielt sich auf dieser Reise als Durchreisender acht Tage in Magdeburg auf. Er hatte zwar Lottchen Hinrichs bey seiner vormaligen Anwesenheit in Magdeburg auch gesehn und gekannt, aber er hatte sie nie anders als mit Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit angesehn; wenigstens war er es sich nie bewust gewesen, etwas für sie empfunden zu haben. Da er sie aber jetzt gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft in Magdeburg sahe, fühlte er, ich weiß nicht welche Veränderung in sich; sie kam ihm ganz anders vor

als vorher, sein Herz klopfte ihm, wenn er sie ansahe, er fühlte es selbst, daß er durch ihren Blick etwas verwirrt wurde, und gleichwohl konnte er es doch nicht lassen, wenn er auch mit andern, die sich dicht um ihn versammelten, und kriegerische Vorfälle von ihm erzählen zu hören begierig waren, im tiefsten Gespräch war, zwischen demselben sie von der Seite anzusehn, und wenn er zuweilen bemerkte, daß sie seiner Erzählung ebenfals ihre Aufmerksamkeit schenkte, so nutzte er gleich die Gelegenheit, seinen Blick auf sie zu heften. Lottchen schien endlich die besondere Aufmerksamkeit, welche er ihr widmete, und die Sehnsucht mit welcher er sie ansah, zu bemerken, sie wurde bey seinem Ansehn roth und schlug die Augen nieder. Er ergrif die Gelegenheit, da sich der grösste Theil der übrigen Gesellschaft theils zum Kartenspiel, theils zum Schach niedergelassen hatte, sich neben Lottchen zu setzen und einen Stoff zum Gespräch zu suchen. Ob gleich es ihm daran sonst nicht zu mangeln pflegte, so konnte er doch jetzt aller Mühe ungeachtet keinen finden. Er saß also eine Weile ganz stumm bey ihr, sahe sie dann und wann an, sie schlug die Augen nieder und dann sah er auch wieder vor sich nieder, und spielte mit seinem Port d'Epee. Endlich faßte er sie bey der Hand; sie wurde roth und wollte aufstehn: warten sie doch, liebe Mam-

soll, fieng er endlich an, ich will ihnen noch etwas weniges aus dem Felde erzählen, wenn sie es anhören wollen. Möchten sie wohl so einer Schlacht von ferne beywohnen, und dies Getümmel und Gemetzel mit ansehn?

Lottchen. Ey! behüte Gott! um aller Welt willen nicht: ich wollte mich lieber im finstersten Keller verstecken.

Bischof. Aber ich versichere sie doch, es muß aus der Ferne prächtig aussehn. Wenn man so selbst mit darunter ist, so sieht oder hört man nichts; es geht alles bunt durcheinander, unter und über, und von dem verwünschten Kanonenlärm sind einem die Ohren ganz taub. Man muß schreyen, daß einen der Hals platzen möchte, wenn die Kerls das Kommando hören sollen.

Lottchen. Das glaube ich wohl, Herr Major; aber mich dünkt, sie haben eine gute Brust, ihnen kann es wohl nicht sehr sauer werden.

Bischof. (indem er ihr die Hand drückte) Meynen sie das? Ja meine Brust ist wohl sonst recht gut gewesen, aber seit den erschrecklichen Blessuren, die ich in der verwünschten Roßbacher Schlacht bekommen habe, da so viel Pferde über mich weggiengen, hat sie sehr gelitten.

Lottchen. Schweigen sie still; ich kann es kaum anhören.

Bischof. Wie so? für Entsetzen, oder für Mitleid?

Lottchen. Beydes. Sie dauern mich recht sehr: sie müssen erschrecklich dabey ausgestanden haben.

Bischof. Ja das denke ich. Aber ihr gütiges Mitleid, Mamsell, was sie mir da beweisen, ist allein schon hinreichend, mir alles zu versüssen, und ich würde gerne alles noch einmal ausstehn, um nur das Glück zu haben, von ihnen bemitleidet zu werden.

Lottchen. Die Schmeicheley ist zu groß, Herr Major, sie machen mich stolz; so wichtig habe ich mich nie gehalten, am wenigsten in ihren Augen. — — Wollen wir nicht einmal sehn, was die Schachspieler machen? da können wir auch einen Krieg im Kleinen sehn, wobey man eher noch einmal lachen kann, als beym Grossen.

Bischof. Gönnen sie mir ihre Gegenwart noch ein wenig; ich habe das Schachspiel so sehr vergessen, daß ich jetzt beym Zusehn kaum etwas davon verstehn würde. Aber sagen sie mir einmal, wie gefällt ihnen mein zerfeztes Gesicht? nicht wahr, ich sehe gräßlich aus?

Lottchen. Das kann ich eben nicht sagen; mich dünkt, es sieht sehr ehrenvoll aus. Wenigstens gefällt es mir besser, als das mit Schönpflästerchen belegte Gesicht des Stuzers.

Bischof. Könnten sie aber wohl einen Mann mit einem solchen Gesicht heyrathen?

Lottchen. (die anfänglich ein wenig roth wurde, sich aber bald zum Lachen zwang) Wie kommen sie zu einer solchen Frage, Herr Major? Muß man denn bey jedem Gesicht ans Heyrathen denken?

Bischof. Man braucht just nicht ans Heyrathen zu denken, man kann sich aber doch wohl leicht die Frage selbst beantworten, ob man eine Person mit diesem oder jenem Gesichte heyrathen könnte, oder nicht.

Lottchen. Es kann wohl seyn, daß sie das können; ich aber kann und mag mich nicht mit solchen Gedanken unterhalten.

Bischof. Nun, wenn sie vom Heyrathen nicht sprechen wollen; könnten sie denn wohl eine Person mit einem solchen Gesicht, wie das meinige ist, küssen?

Lottchen. Daß weiß ich nicht, Herr Major; wie kommen sie zu so sonderbaren Fragen?

Bischof. Ich habe einiges Interesse dabey. — — Hier machte er eine Bewegung sie zu küssen; sie drehte aber den Kopf bey Seite,

wand ihre Hand los, und sagte im Aufstehn: ich hätte nimmer geglaubt, daß ein so martialischer Mann Neigung zum Küssen hätte. Sie trat hinter den Stuhl des einen Schachspielers, und sahe zu; Bischof stellte sich neben ihr, nahm ihre Hand und küßte sie und drückte sie an seine Brust; Lottchen zog sie abermals zurück, und fragte ihn, ob er Schach spielte. Ich habe es ehemals gekonnt, wie gesagt, aber jetzt ganz und gar wieder vergessen. Spielen sie es denn?

Lottchen. Ein wenig. Ists ihnen gefällig, nach Tisch eins mit mir zu machen?

Bischof. Mit vielem Vergnügen. Aber sie werden mir wenigstens die Königinn und beyde Springer vorgeben müssen, sonst bin ich den Augenblick matt. Nicht wahr, das heist doch matt, wenn man verliert?

Lottchen. Sie sind sehr aufgeräumt, Herr Major, und stellen sich mit Fleiß unwissend, um hernach desto mehr über mich zu triumphiren, wenn sie mich matt gemacht haben.

Bischof. In der That, ich werde kaum die Züge noch wissen, und wenn sie mir nichts vorgeben, so bin ich den Augenblick verloren.

Lottchen. Es ist nicht Spielgebrauch, jemand den man noch nicht spielen gesehn, etwas vorzugeben. Vielleicht ist der Fall gar umgekehrt, daß sie mir etwas vorgeben müßten.

Bischof. Nun, sie werden es sehn. Aber was soll denn der Preis des Spiels seyn?

Lottchen. Ich pflege Schach nicht um Geld zu spielen; die Ehre des Siegs ist Preis genug.

Bischof. Diese Ehre würde gegen einen so schlechten Spieler als ich bin, für sie ein schlechter Preiß seyn.

Lottchen. Aber wenn das wahr ist, daß sie so schlecht spielen, und weit schlechter als ich, so würde ich mir vollends ein Gewissen daraus machen, mit ihnen um Geld zu spielen, und ihnen das abzugewinnen.

Bischof. Ha, ha, ha, liebe Mamsell, so gewissenhaft müssen sie gegen einen reichen Major nicht seyn, der sechs tausend Thaler in der Bank zu Berlin stehn hat, seine eigne Eskadron hat, und alle Monate seine gute Gage richtig zieht. Was ich übrig habe, geht doch vielleicht einmal verlohren, wenn ich wieder gefangen werden sollte; und da will ich doch immer lieber sehn, daß es in ihre, als in des Feindes Hände kommt.

Lottchen. Das kann vielleicht seyn, aber der Feind wird es mit weniger Bedenklichkeit hinnehmen, als ich. Ueberdem ist meine Börse so gespickt nicht, daß ich so viel daran wagen könnte, als sie vielleicht auffetzen werden.

Bischof. Wissen sie was, liebe Mamsell? da habe ich eine goldne Uhr; sie wird mir so nichts nutze: ich habe zu Hause noch eine silberne, die ist im Felde gut yenug. Ich wünschte so, daß sie die Uhr zum Andenken von mir annehmen möchten; wenn ich verliere, so sollen sie die Uhr haben.

Lottchen. Und wenn ich denn verlöre?

Bischof. So sollen sie mir einen Kuß geben.

Lottchen. Das wäre ein schönes Spiel. Welche Proportion zwischen Gewinn und Verlust. Nein ich danke ihnen, Herr Major, auf ein solches Spiel lasse ich mich nicht ein.

Bischof. Wenn ich sie aber recht sehr bitte?

Lottchen. Durchaus nicht: sehn sie, hier habe ich schon eine Uhr; was soll ich mit der zwoten machen?

Bischof. Nun wenn sie die Uhr durchaus nicht in die Gefahr kommen lassen wollen, verloren zu werden; so sehn sie hier ein paar schöne goldne Medaillen, die mir nicht sauer geworden sind, ob ich sie gleich, weis Gott! auch niemanden abgepreßt habe; die will ich aufsetzen, und sie setzen einen Kuß dagegen.

Lottchen. Wenn sie nicht umsonst spielen wollen, so spiele ich gar nicht.

Bischof. Nun, nun, schon gut.

Beym Abendessen setzte sich Bischof neben Lottchen, und unterhielt sie während dem Essen mit seiner Lebensgeschichte, und besonders mit den Feldzügen und Schlachten, welchen er beygewohnt hatte, und den Gefahren, welchen er dabey ausgesetzt gewesen. Lottchen hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu, und schien grossen Antheil an seinen Begebenheiten zu nehmen, wodurch Bischof zu immer mehrern Erzählungen aufgemuntert wurde. Man brachte endlich eine Gesundheit auf, wobey die Reihe herum geküßt wurde: Lottchen weigerte sich ihren Nachbar zu küssen, so sehr er auch bat, und so viel Fürbitten auch von der übrigen Gesellschaft eingelegt wurden: einige von der Gesellschaft und selbst die Hofräthinn legten es so aus, daß er ihr nicht gleichgültig sey, und daß sie ihn eben deswegen nicht küssen wolle, um nicht von andern damit vexirt zu werden, und vielleicht hatten sie nicht sehr Unrecht. Bischof war indessen kaum vermögend seinen Verdruß zu verbergen, den ihm jedermann an seinem Gesichte ansah. Karl, dessen Gesellschaft und Gespräch sie so viel möglich zu meiden suchte, hatte sich an der andern Seite neben ihr eingepflanzt, und sie konnte dies wenigstens nicht auf eine auffallende Art, der Höflichkeit wegen vermeiden, da die Gesellschaft in seiner Aeltern Hause war. Er hatte es vorher schon mit der

gröſten Eiferſucht angeſehn, daß Lottchen ſich etwas an Biſchofen zu attachiren ſchien, und daß dieſer ſo viel mit ihr ſprach, und ihr die Hand ſo herzhaft drückte. Deſto mehr freute er ſich, da Lottchen ihm den Kuß abſchlug, welches er für das gewiſſeſte Zeichen ihrer Abneigung gegen ihn hielte, die ſeiner Meynung nach gegen ein ſo häßliches zerfeztes Geſicht auch ganz natürlich war; und noch mehr freute er ſich über den Triumph, den er nun über Biſchofen gewiß davon zu tragen hofte, da er nicht daran zweifelte, daß Lottchen ihn, als ihren andern Nachbar gewiß küſſen würde. Allein er betrog ſich, ſie ſchlug es ihm mit gleicher Sprödigkeit ab, und alle Bemühungen, die er anwandte, waren vergebens. Nach dem Eſſen erinnerte Biſchof, der bisher ernſthaft, ſtill und böſe auf ſie zu ſeyn ſchien, ſie wieder an das verſprochne Schachſpiel. Sie ſezten ſich hin, während daß die übrige Geſellſchaft hin und wieder in zerſtreuten Haufen ſtand und ſprach, und in vier Zügen war Biſchof Schachmatt. Sehn ſie nun, ſagte er, daß ich die Wahrheit geſagt habe, daß ich ein elender Spieler bin, dafür daß ſie mir nichts haben vorgeben wollen, müſſen ſie ſichs nun gefallen laſſen, die Medaille hier hin zu nehmen, ich habe ſie verloren und ſie haben ſie rechtmäſſig gewonnen. Lottchen wollte aufſtehn, und davon laufen, er

aber hörte nicht auf mit Bitten, sie muste diese und noch eine andre Medaille als ein Andenken annehmen. Sie fiengen noch ein Spiel an, worin Lottchen ihm die Königinn vorgab, und bald darauf gewahr wurde, daß er nur eine Maske gemacht hatte. Das Spiel währte länger, und Bischof that nicht allein Züge, die keinen Unwissenden verriethen, sondern gewann es auch wirklich. Nun wollte er aber auch seinen Gewinst einfodern, Lottchen weigerte sich zum Schein heftig, weil sie aber durch einen Seitenblick nach der übrigen Gesellschaft bemerkt hatte, daß keiner sonderlich auf sie Acht hatte, ließ sie es geschehn, daß er einen Kuß raubte. Karl allein, der sie beyde aus der Ferne beobachtete, hatte es gesehn, und dieser Kuß war für ihn ein zweyschneidig Schwerd, das durch seine Seele drang. Er faßte Rauchsarten bey der Hand, zog ihn von der übrigen Gesellschaft weg, und mit sich an den Schachtisch, um durch seine Gegenwart ähnliche Vorfälle zu verhüten. Es wurde ein gesellschaftliches Spiel, Schenken und Logiren genannt, in Vorschlag gebracht, und ein kleiner Zirkel geschlossen; Lottchen setzte sich, weil doch einmal bunde Reihe gemacht werden sollte, als ob es von ohngefähr geschähe, bey Bischofen nieder. Auf der andern Seite wollte sich Karl wieder anschliessen; weil aber zu Bischofs Lin-

ken noch ein Frauenzimmer fehlte, indem da zwo Mannespersonen neben einander saſſen, so stand Lottchen plötzlich auf, bat Bischofen einen Stuhl weiter zu rücken, und seßte sich zwischen ihm und dem Referendar von Kabelsdorf. Gleich zu Anfange fügte sichs, daß Bischof Lottchen zum Geschenk erhielt, und ihr das Logis in seinem Herzen angewiesen wurde; als er bald darauf ihr einen Namen ins Ohr sagen sollte, bediente er sich der Gelegenheit und küßte sie. Dies alles machte, daß Karl den allerunangenehmsten Abend hatte.

Den Tag darauf machte er sich auf eine schickliche Art von Rauchsarten los, und gieng Lottchen zu besuchen, um die Scharte des vorigen Abends auszuwetzen. Allein er ward von ihr nicht nur mit gleicher Sprödigkeit wie sonst empfangen, sondern fand auch zu seinem äuſſersten Verdruß Bischofen schon dort. Am dritten Tage war die ganze Gesellschaft, die Hofräthinn ausgenommen, als welche für Stolz nicht hingieng, im Lehmentschen Hause zusammen, und Bischof war ebenfalls mit gebeten. Jedermann hatte ihn wegen einer gewissen Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, die er blicken ließ, lieb, und war gerne in seiner Gesellschaft, daher er auch alle Tage, so lange er in Magdeburg war, bald hie bald dorthin gebeten wurde.

Selbst Lottchen schien ihm immer gewogner zu werden, so wie auch seine Neigung gegen sie von Tag zu Tage zunahm. Er entschloß sich endlich, noch vor seiner Abreise von Magdeburg förmlich um sie anzuhalten; nur wählte er noch zwischen einem schriftlichen und einem mündlichen Antrag, endlich zog er den ersteren vor. Er erklärte ihr darin seine aufrichtige Liebe, und daß er sich unglücklich schätzen würde, wenn er ohne sie leben sollte. Er hätte diesen Vorsatz, ihr sein Herz und Hand anzubieten, und sie um das ihrige zu bitten, reichlich und wohl erwogen, und gefunden, daß es auf alle Art sein Glück seyn würde, wenn sie seine Wünsche erhörte. Sie möchte daher nicht glauben, daß dies eine jugendliche bey ihm auflodernde Flamme sey, sondern ihm den Ernst zutrauen, der zu einer so wichtigen Angelegenheit erfodert würde. Zugleich bat er um eine baldige Antwort und Entscheidung seines Schicksals, weil er gerne in zwey Tagen fürs erste wieder abreisen wollte. Diesen Brief überbrachte er selbst, und bat sich nochmals mündlich eine baldige Antwort aus. Er empfahl sich bald, um ihr Zeit zu lassen den Brief zu lesen, den sie eingesteckt hatte, und wartete nun sehnlich auf eine Antwort. Da der letzte Abend seines Aufenthalts in Magdeburg erschien, und er noch keine Antwort erhalten hatte, gieng er nochmals hin,

um Abschied zu nehmen, und sich bey dieser Gelegenheit die Antwort selbst zu holen: zugleich brachte er ihr die Nachricht, daß er gestern die Ziehungslisten der Amsterdamer Lotterie erhalten, und daraus gesehn hätte, daß er so glücklich gewesen, zwanzigtausend Gulden zu gewinnen. Lottchen wünschte ihm mit vieler Aufrichtigkeit und Theilnehmung Glück dazu. Darauf fragte er sie, ob sie den Brief, den er ihr überreicht hätte, gelesen hätte? Lottchen gerieth in Verwirrung, und schwieg eine Weile ganz stille, weil sie nicht wuste, ob sie ja, oder nein sagen sollte. Das letztere verstattete ihr jedoch ihre Aufrichtigkeit nicht, sie erröthete sehr und sagte ja. Nun so müssen sie auch die Güte haben, mich von der schrecklichsten Unruhe zu befreyen, sagte er, meine Erwartung zu endigen, und mir zu sagen, was ich zu hoffen habe. Lottchen besann sich etwas, und bat ihn endlich, sie mit einer Antwort zu verschonen, sie befände sich nicht im Stande, ihm eine seinem Verlangen gemässe Antwort zu geben, und gleichwohl hätte sie auch zu viel Achtung gegen ihn, als daß sie ihm eine Antwort geben möchte, die seiner Erwartung vielleicht entgegen wäre. Er ergriff ihre Hand, küßte sie auf das zärtlichste, und ließ einige Thränen auf dieselbe fallen; dabey wiederholte er die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen, und bat nochmals inständigst,

daran nicht zu zweifeln, und ihn nicht allein mit einer Antwort zu erfreuen, sondern auch seine sehnlichen Wünsche zu erhören, und ihm eine günstige Antwort zu geben. Lottchen erwiederte endlich: Herr Major, ich schätze sie aufrichtig hoch, und versichere sie, daß ihre guten Eigenschaften, die ich aus allen ihren Handlungen und Reden hervorleuchten sehe, einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht haben; allein ihr Verlangen kann ich nicht erfüllen. Und warum denn nicht? unterbrach sie Bischof. Theils, versetzte sie, weil ich mich bis jetzt noch gar nicht zu irgend einer Verbindung habe entschliessen können, theils, weil ich mich nicht gerne mit einem Mann verbinden möchte, dessen Beruf mich jeden Augenblick der Gefahr ihn zu verlieren aussetzt; und mir dadurch ein Leben voll Kummer und Unruhe verursacht, anstatt daß ich jetzt zufrieden und ohne Sorgen lebe. Aber würden sie mir also wohl ihr Herz schenken, fuhr er fort, wenn ich ausser Dienst, oder wenn es Friede wäre? Wenn ihre Gesinnungen wirklich so sind, erwiederte sie, wie sie mir dieselben erklären, so müßte ich vielleicht befürchten, durch eine bejahende Antwort sie zu einem Schritt zu verleiten, der sie gereuen, und dem Könige einen eifrigen und nützlichen Diener entziehen würde. Nun, fuhr er fort, edles Mädchen, noch eine einzige Frage,

und ich beschwöre und bitte sie bey allem was heilig ist, mir auf diese eine beruhigende Antwort zu geben; ich will im Dienste treu aushalten, so lange der jetzige Krieg währt, wollen sie mir aber wohl ihr Herz und Hand nach dem Frieden schenken? es soll dann von ihnen abhangen, ob ich ferner im Dienste bleiben, oder meinen Abschied nehmen soll. Lottchen antwortete, ich schätze in diesem ihrem letzten Anerbieten zwar ihre mehr als zu gütige Gesinnung gegen mich: aber verzeihen sie es mir, wenn ich ihnen sage, daß sie dadurch einen zu grossen Mangel von Kenntniß unsers Geschlechts an den Tag legen. Wenn sie dergleichen Vorschlag einer Andern thäten, die sie hernach wirklich heyratheten, so machten sie sich schon im Voraus zu ihrem Sklaven, indem sie Handlungen und Veränderungen von solcher Wichtigkeit ihren Händen überlassen. Wäre ich eine Mannsperson, ich würde der zu Gefallen, welche ich heyrathen wollte, nichts von Wichtigkeit aufopfern. Was der Geliebten und der Braut angewöhnt wird, das will hernach die Frau beständig haben. Lassen sie dies nur seyn, versetzte Bischof, ich würde dergleichen Anerbieten auch keiner andern auffer ihnen thun: sie mögen daraus meine unbeschreibliche Liebe gegen sie ermessen: beantworten sie mir nur meine Frage: was soll ich hoffen? Ich

habe es ihnen schon gesagt, erwiederte sie, daß ich mich nicht der Gefahr aussetzen kann, einen Bräutigam, den ich sehr lieben würde, sobald er mein Bräutigam wäre, im Kriege zu verlieren; und es würde für mich eben so schlimm seyn, als wenn er wirklich mein Mann wäre. Eben deswegen ist es mir unmöglich, eine Verbindung mit ihnen einzugehn; oder ihnen etwas zu versprechen. Sie müssen, sie müssen mir etwas versprechen, fuhr Bischof ungestüm fort, indem er sich vor ihr auf das eine Knie warf, und die Thränen ihm stromweise die Wangen herunter liefen. Lottchen wurde äusserst gerührt, und sagte endlich, nun wenn sie durchaus wollen, so will ich ihnen dies erklären, daß wenn es Friede wird, und mit uns beyden alsdann noch keine Veränderung der Gesinnungen und des äusserlichen Verhältnisses vorgegangen ist, ich alsdann nicht abgeneigt seyn werde, mich mit ihnen zu verbinden. Damit aber diese Erklärung bis dahin für uns beyde keine Verbindlichkeit habe, so stelle ich es in ihre völlige Freyheit, wenn sie unterdessen ein anderes Frauenzimmer antreffen, die ihnen so gefällt, daß sie sich mit derselben zu verbinden wünschen, eine solche Verbindung nach ihrem Belieben einzugehn, und mich zu vergessen; so wie ich mir dagegen ein Gleiches vorbehalte. Bischof wollte noch eine Vorstellung thun, sie

aber bat ihn, ihrer Ruhe zu schonen, und nun von der ganzen Sache für jetzt nichts weiter zu reden. Er sprang auf, umarmte und küßte sie auf das zärtlichste, und nahm unter den heissesten Thränen Abschied, worauf er den folgenden Tag zu seinen Verwandten in der Altenmark und nach Meklenburg reiste.

Karl reiste ebenfalls bald darauf wieder nach Helmstädt, höchst misvergnügt über die spröde Begegnung, welche ihm von Lottchen Hinrichs widerfahren war, und eifersüchtig, über die merklichen Vorzüge, welche sie Bischofen eingeräumt hatte. Er hatte aber Magdeburg kaum verlassen, so war sie auch schon grösstentheils aus seinen Gedanken verschwunden. Einige Wochen nachher erfuhr seine Mutter, was er bey seiner Anwesenheit in Magdeburg verheelt hatte, von einem durchreisenden Studenten, daß er in Helmstädt Medicin studire. Sie ward dadurch äusserst aufgebracht, und schrieb ihm einen Brief voller Verweise, daß er, als ein Kavalier, seiner Familie den Schimpf machen wollte, ein blos bürgerliches Studium zu treiben, das würde hernach einmal schöne Ehre seyn, wenn er als ein Edelmann, in den Hütten, und vor den Krankenbetten des niedrigsten Pöbels herumkriechen wollte. Sie hatte indessen nicht viel Bewegungsgründe nöthig, ihn von der Arzneykunde abzurathen, da

er derselben schon von selbst überdrüssig geworden war, besonders seitdem er der Secirung eines Kadavers beygewohnt hatte. Weil aber sein Freund Rauchsart den kommenden Sommer in Greifswald studiren wollte, und er grosse Lust hatte, mit ihm dahin zu gehn, so wandte er bey seiner Mutter vor, daß es ihm in Helmstädt an hinlänglicher Gelegenheit mangle, die Rechte gründlich zu studiren, und daß eben dies ihn auf den Gedanken gebracht hätte, die Arzneywissenschaft zu ergreifen. Er wollte indessen gerne ihrem mütterlichen Rath folgen, und die Rechte wieder vornehmen, nur müßten seine Aeltern ihm erlauben, auf eine andre Universität zu gehn. Er brächte dazu Greifswald in Vorschlag, aus verschiednen Gründen. Erstlich weil ihm der Ort schon von seinem ehemaligen Aufenthalt in Stralsund her, bekannt sey, fürs andre, weil er da noch viele Verwandte seines seligen Onkel Wegners in der Nähe hätte, von welchen er mancherley Unterstützung haben könnte: drittens weil sein edler Freund, der Herr von Rauschart, der ihm bisher schon reelle Dienste geleistet, und gerade so wie seine Mutter, ihm gerathen hätte, das Studium der Rechtsgelehrsamkeit wieder zur Hand zu nehmen, ebenfalls dahin gienge, und ihn ferner thätig unterstützen könnte. Endlich viertens, weil er gehört hätte, daß zween dorti-

ge Professoren der Rechte Edelleute wären, nemlich ein Herr von Balthasar und von Aeminga, die vermuthlich ihre Kollegia recht für Edelleute lesen würden. Hiezu käme noch, daß zu Greifswalde ein Hofgericht sey, zu dessen Assessoren gröſtentheils nur Edelleute genommen würden, und er also Hofnung hätte, wenn er dort studirte, bey demselben befördert zu werden. Alle diese Gründe machten auf die Hofräthinn tiefen Eindruck; am allermeisten aber der vierte; ein Edelmann, glaubte sie, müste ganz vortreflich lesen, und besonders so, wie es einem adlichen Zuhörer angemessen wäre. Sie willigte also ohne weiteres Bedenken darein, und wußte ihren Mann, der anfänglich einigen Anstand nahm, weil es eine feindliche Akademie war, leicht dahin zu bewegen, daß er ebenfalls seinen Beyfall gab. Beyde Aeltern reisten also Ostern selbst nach Heimstädt, um ihren Sohn von da abzuholen; die Hofräthinn, um bey dieser Gelegenheit einige kleine Schulden zu tilgen, die ihr Sohn, wie er sich gegen sie geäussert, dort unschuldigerweise gemacht hatte, der Hofrath aber, um seinen Freund in Walbek zu sprechen, und ihm eine Abhandlung vorzulegen, über einen biblisch-historischen Satz, worüber beyde mit einander das letztemal gesprochen hatten, und worüber sie beyde ziemlich einstimmig dachten. Weissenfeld gedachte sie irgendwo

in seinen Kommentar einzuschalten, da er aber an der Vollendung und wirklichen Ausgabe desselben durch den Tod gehindert wurde, so mußte es sich zum Glück fügen, daß er diese Abhandlung seinem Walbekischen Freunde mittheilte, der sie der Welt erhielt, dabey aber die Ungerechtigkeit an seinem verstorbenen Freunde begieng, daß er sie nach 15 Jahren unter seinem eignen Namen drucken ließ. *) Sie betraf den Satz, daß alle Europäer im Grunde Israeliten wären, oder eigentlich von den zehn Stämmen Israels abstammten, die bey ihrer Zerstreuung ausgewandert, und sich in dem damals noch wüsten Europa niedergelassen hätten. Liebhaber historischer Untersuchung, werden vielleicht nach dem Essen zur Erschütterung des Diaphragma einige Stellen aus dieser Abhandlung gerne lesen, um deren willen ich sie hier mittheile. Andre mögen sie als ein Narcoticum ansehn und gebrauchen.

„Zwischen den Jahren der Welt 3185 und 3445 sind die ersten bedrängten Zeiten gewesen, in welchen die Kinder Israel haufenweise werden aus ihrem Lande gewandert, und leere, auch sichere und ruhige Wohnplätze gesuchet haben. Wohin aber sollten sie wohl ziehen? Nach Aegypten?

*) Historisch-kritische Nachweisung, daß die Europäer Israeliten, und von den verlohrnen zehn Stämmen Abkömmlinge sind. Hamburg. 1776. 8.

Da waren sie schon verachtet und unwerth, auch das Land bereits besetzt, und ihre Sicherheit konnten sie da so wenig als in ihrem eignen Lande finden: denn wider Aegypten geschahen auch schreckliche Weissagungen durch die Propheten, auch hatten sie das Verbot Mosis wider sich. Tiefer ins Land? Daselbst rings um sie her wohnten ihre Feinde und Verfolger. Für diese alle mussten sie sich fürchten; auch konnten sie unter denselben nicht beysammen wohnen, sondern hätten müssen unter allerley Völker Asiens und Afrikens zerstreuet und unter deren Druck leben. Wo konnten sie denn also sonst hinflüchten, um bequemer, und ohne Furcht, auch beysammen zu wohnen? Nicht wahr? In leere Orte, in wüste und unbewohnte Länder. Wo aber waren die damals? Ich antworte: in dem ihnen zunächst angränzenden und übers Meer gelegnen Europa, welches noch zu Taciti Zeiten für eine wilde und grausame Wüste, gegen die mitternächtigen Gegenden zu, gehalten wurde, und woselbst man keine Spuren findet, daß es vor Israels Zeiten wäre bewohnt gewesen, wovon man vielmehr unzählige Merkmale antrift, daß es nicht gar lange vor Christi Geburt erst bevölkert, und späte hernach erst sey angebauet worden. Wo kriegten sie denn Kenntniß von diesem Lande? Antwort: durch die Tyrier und Sidonier, zween

Kaufmannsstädte, die in ihrem eignen Lande gelegen waren, welche ihre Schiffe auf dem Meere hatten, und vielleicht öfters an die wüsten Küsten Europens waren verschlagen worden, von denen sie Nachrichten mit sich nach Hause brachten, daß daselbst, nicht weit übers Meer, noch grosse und leere Länder wären, zu bequemen Wohnungen für grosse Völker. Ganze Schifsladungen voll flüchtige Israeliten werden auf diese erlangte Nachricht, dem zukünftigen Zorne zu entrinnen, und die gegenwärtigen Bedrängnisse zu vermeiden, nach Europa hinüber geschiffet, und auf den Küsten sich niedergelassen haben, zuerst, wo sie ihnen am nächsten gelegen gewesen sind, als in Griechenland am Hellespont, an dem Bosphoro umher, wie auch in Dalmatien und Istrien ꝛc. hernach an den übrigen Küsten des schwarzen Meeres, und von Italien, ja, bis in Frankreich, Spanien, Portugal, England, Dännemark, Schweden, Pommern und Preussen; nachdem aber die Küsten um ganz Europa von ihnen besetzt, und nach und nach bevölkert worden sind, mögen sie tiefer in die Länder gedrungen seyn, und ihre Weiden und Wohnungen bis in die Mitte der Länder ausgebreitet haben. Und weil ihre Auswanderung in einer langen Reihe von 260 Jahren, mithin von Zeit zu Zeit geschehn ist, gar verschiedentlich, so mögen auch

daher die verschiedenen Völker und Sprachen, Gewohnheiten und Gebräuche entstanden seyn, die sich gerade auf diejenigen Zeiten beziehen, darinnen, und auf die Umstände, unter welchen sie ihr Vaterland verlassen und andere Länder und Wohnungen gesuchet haben, wie nicht weniger auch die verschiedenen Länder und Völker Asiens, durch welche sie sich ihrer Heimath heimlich oder öffentlich entzogen haben, oder mit Gewalt als Kriegesgefangene geführt sind. Die heilige Schrift beweisets schon, daß unter den verschiedenen Stämmen Israels sich verschiedene Mundarten eingeschlichen haben (Judic. 22, 6.) und es ist leicht zu vermuthen, daß die Israeliten diesseits des Jordans eine ganz verschiedene Mundart von denen, die jenseits des Jordans wohnten, werden gehabt haben. Weswegen wir in Europa leicht zehnterley verschiedene Mundarten auszurechnen vermögen, die von einander gar sehr unterschieden, doch aber in der Schreibart und den Buchstaben nach, unter einander sehr nahe verwandt bleiben, auch darinnen mit einander übereinkommen, daß sie alle von der Linken zur Rechten geschrieben werden; welchen Gebrauch die zehn Stämme mögen angenommen haben, nachdem sie von Juda und Jerusalem abgerissen worden. Wie denn die heilige Schrift selber

Zeugniß giebt, daß sie auf Gutachten und Antrieb ihrer Könige eine ganz andere Weise, so wohl in geistlichen als auch in weltlichen Sachen angenommen haben. Diese Transmigration der zehn Stämme in das leere Europa ist demnach tausend Jahr ohngefähr vor Christi Geburt angegangen. Und vor dieser Zeit findet man so wenig von Griechenlandes als Italiens Bevölkerung einige zuverlässige Nachricht, es müßten denn die fabelhaften Erzählungen der Alten das Alterthum dieser Völker noch weiter hinaus ziehen wollen; aber auf Fabeln ist gefährlich und betrüglich zu bauen. Rom selbst, als eine der ältsten Städte, ist nach meiner Rechnung zum höchsten 744 Jahr vor Christi Geburt gebauet, wenn man auch der alten fabelhaften Erbauung von Romulo und Remo beypflichten, und damit das Alterthum dieser Stadt aufs höchste treiben will, sonst könnte sie, der zuverlässigen Geschichte unbeschadet, noch einige Jahrhunderte später erbauet seyn. — Und obwol aus Dan. 11, 20 und 1 Makkab. 1, 1. es das Ansehen gewinnen möchte, als ob Griechenland nach dem Namen von Japhets Enkel, Chittim, genennet, mithin dieser auch der Erbauer davon sey, so ist doch daher noch keine unumstößliche Gewißheit zu nehmen: denn es kann seyn, daß unter Israels Söhnen sich einer gleiches Namens gefunden, der Griechen-

land zuerst angebauet hat; oder es kann eine aus Israel dahin geflüchtete Familie, oder erste Kolonie, den Namen, Chittim, geführet, oder angenommen, oder ihn dem Lande aus einem gewissen ominösen Gedanken beygeleget haben, welchen er hernach, bis auf eine gewisse, und an die Makkabäer gereichte Zeit, behalten hat: denn das Wort, Chittim, scheinet mehr einen geheimnißvollen Sinn, als einen Eigenthumsnamen abzugeben, sintemal es einen Pluralem anzeiget, und von chatat, triturauit, contriuit, hergenommen, soll es gewisse Zerstossene oder Zerbrochene anzeigen, wie denn das Königreich unter den zehn Stämmen Israels zu Samaria ein sehr Zerstossenes und Zerbrochenes geworden, wie der zerbrochene Rohrstab Aegypti; welches Gleichniß die heilige Schrift zu gebrauchen pfleget. — — Unsere ersten Götter waren Thuisko, vom Grieschischen Θεὸς und Man, von dem gegebnen Man in der Wüsten, womit Gott die Kinder Israel 40 Jahr in dem wüsten Arabien ernähret hat. Und als die aus ihrem Lande Kanaan flüchtig gewordenen Israeliten diese Wüsten Europens bezogen, so werden sie sich wohl damit getröstet haben, daß Gott sie in dieser Wüsten auch wohl ernähren könne, gleichwie er die Kinder Israel, ihre Voreltern, 40 Jahre in der Wüsten Arabiens ernährt habe; daraus hat Tacitus ihnen

ihre beyden ersten Gottheiten, wovon sie in ihren Gedächtnisliedern sungen, unter den Namen Thuisko und Mann nach seinen Begriffen angedichtet. So bekennen auch die übrig gebliebenen zwey Stämme, 1 Makkab. 12, 5 daß sie der Griechen in Europa Brüder sind; und ist uns diese Nachricht gewiß nicht ohne sonderliche und heilige Ursache in den Büchern der Makkabäer aufbehalten, und unserer Bibel mit einverleibet worden, allwo sie an einem heiligen Orte, als gleichsam ein geheiligtes Zeugniß aufbehalten ist, gleichwie das Gesetz und Zeugniß Gottes in der Zeugnißlade, unter den Cherubim, in der Stiftshütte Mosis. Wowider nichts thut, daß die Europäer die äusserliche Beschneidung am Fleisch, ihren Brüdern den Juden gleich, nicht haben. Denn diese, die am Fleisch geschieht, ist nicht die rechte, wie die heilige Schrift selbst bezeuget, und aus Misbrauch und Misverstand der Worte Gottes vielleicht nachher erst bey den Juden eingerissen, als die zehn Stämme bereits weg waren; und können sie diesen Mißbrauch wohl erst in der babylonischen Gefangenschaft gelernet und für nothwendig angenommen haben. Die verborgene Weisheit Gottes hat auch darinn ihr wunderbarliches Gespiel mit den Menschen, ihren Kindern, und mit seinen beyden auserwählten Kirchen des Alten und des Neuen Bundes auf Erden, daß für die Juden

das Alte Testament in ebräischer Sprache, von der Rechten zur Linken, für die Christen aber, als nunmehro wiedergefundenen zehn Stämmen Israel, das Neue Testament in der griechischen Sprache, von der Linken zur Rechten hat müssen zusammengeschrieben werden, damit dieses vielleicht seine wunderbarliche Beziehung auf das grosse Evangelium Christi habe, welches wir lesen Matth. 25, 31. So kann auch Europa sehr leicht nach den zehn Stämmen in zehn Hauptabtheilungen zergliedert werden, als 1. Spanien nebst Portugal, 2. Frankreich. 3. Italien. 4. England. 5. Deutschland. 6. Dännemark mit Norwegen und Schweden. 7. Polen. 8. Ungarn. 9. Griechenland nebst Romanien. 10. Rußland. Die hin und her zerstreuten Republiken in Europa können den zertheilten Stamm Levi vorstellen. Und weil diese Länder alle von mächtigen Kaisern, Königen und Fürsten regieret und gepfleget werden, so wird dadurch die Weissagung erfüllet, die wir lesen Jes. 49. 7. 23. 60, 16. Nächstdem wird Europa gar füglich mit einer Jungfrau, seiner Figur nach, verglichen, und die heilige Schrift vergleicht Israel unter dem Bilde der Kirche Jesu auch damit, vid. Jerem. 30, 4. Hos. 2, 14. Jes. 54, 1. Noch lässet sich aus denen, sämtlichen Europäern, angebohrnen Gemüthsneigungen ganz deutlich schliessen, daß sie

wirkliche Söhne Abrahams sind, weil sie mit diesen gleiche Gemüthsneigungen haben. Abraham war von Natur geneigt, seinen Wohnplatz öfters zu verändern, er gieng aus Ur in Chaldäa und wohnte im Lande Haran. Gleichwie etwa der Graf von Hohenzollern und Burggraf zu Nürnberg, Friedrich I. vor etwa 300 Jahren, den inwendigen unwiderstehlichen Trieb fühlte, die ganze verwilderte Mark Brandenburg vom Kaiser Sigismundo käuflich anzunehmen, und sich als ein gebohrner Franke, aus dem Geschlechte der Welfen, in das von seiner Geburtsstadt gar weit entfernte Land der Slaven, Wenden und Wandalen häuslich zu begeben, seinen Wohnsitz und sein Regierungsgeschäfte darinnen zu bauen, in welchem fremden und grausamen Lande gleichwol seine Nachkommen Israels Glück gehabt, und die königliche Krone ihrer Gerechtigkeit errungen haben.„

Aus dieser Probe wird man hoffentlich im Stande seyn, das Uebrige dieser Weissenfeldischen Abhandlung zu beurtheilen. Sie hatte seines Walbekischen Freundes ganzen Beyfall, wie man unter andern daraus hinlänglich sehn kann, daß er sie in der Folge gar unter seinem Namen drucken ließ: doch mit einigen nicht unbeträchtlichen Veränderungen und Zusätzen, wie der Verfasser, der die Weissenfeldischen Handschriften

noch besitzt, aus ihrer Vergleichung mit der gedruckten Abhandlung sicher weiß. Doch gründen sich diese Zusätze in den Gesprächen, welche Weissenfeld mit seinem Freunde bey seinem diesmaligen Aufenthalt in Walbek über diese Gegenstände hielt. Sie betrafen gröstentheils die Art und Weise, wie die Israeliten ausgewandert sind, welches beyde Herren höchst wahrscheinlich heraus brachten. Nemlich ein Theil wäre schon unter dem Jerobeam nach Griechenland ausgewandert, und hätte die uralte griechische Hofsprache Salomo's mit dahin gebracht. Zu Nadabs Zeiten hätten sich Israelitische Bauern, Tagelöhner und Knechte heimlich aus dem Lande gestohlen, und weil sie nicht übers Meer zu Schiffe gekonnt, und der Paß zu Tyrus ihnen verlegt gewesen, sie aber doch ihren Brüdern nach Europa hätten folgen wollen, von welchen sie vielleicht gute Nachricht und Anlockung durch heimliche Briefe oder mündliche Bestellungen möchten überkommen haben, so wären sie durch Syrien und Kleinasien zu Lande gegangen, hätten den dasigen Völkern vielleicht einen oder mehr Sommer hindurch ums Brod und geringe Belohnung gedient, und aus diesem sklavischen Haufen wären die Slaven geworden. Zur Zeit der Theurung des Elias möchten die Pässe nach Tyrus und Sidon wieder offen gestanden haben; da möchten grosse

Schifsladungen voll auf dem Adriatischen Meer an den Küsten hingeschifft seyn, bis sie endlich in Istrien, recht im Winkel zwischen Italien und Deutschland ans Land gestiegen, da hätten sie sich nun von dem Thisbiter und dem griechischen Namen Θεὸς, den Namen Thuisko gemacht, und von dem geregneten Man zu Mosis Zeiten, ihres Gottes erinnert, und sich damit in gewissen Memorienliedern in den Wüsten Deutschlandes lange getröstet. Die Anlage zur deutschen Sprache hätten sie ganz wahrscheinlicherweise von der in Kanaan schon mehr veränderten uralt griechischen Salomonischen Hofsprache, bis in Deutschland mitgebracht, aus welcher hernach die verschiedenen Zungen von Hoch- und Niederländisch, von Hoch- und Plattdeutsch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Englisch, Schweizerisch entstanden wären.

So vergnügt Hofrath Weissenfeld bey seinem Freunde gewesen war, und so sehr ihn dessen völlige Beystimmung über seine Hypothese, oder wie er es nennte, Erweis von der Bevölkerung Europens, erfreut hatte, so misvergnügt war er in Helmstädt, und so unangenehm waren ihm die mancherley Nachrichten seinen Sohn betreffend, welche er da hörte; besonders diese, daß er abermal siebenhundert Thaler Schulden für ihn bezahlen sollte, die Karl in dem verstrichnen halben

Jahre gemacht hatte, nicht mit gerechnet zwey-hundert Thaler, die seine Frau ohne sein Vorwissen mitgenommen und heimlich bezahlt hatte. Indessen war dies noch Kleinigkeit, und das Schnauben und Toben des Hofraths darüber noch erträglich, gegen den bald darauf über einen beträchtlichern Verlust erfolgenden häuslichen Sturm. Er hatte sich nemlich seit einiger Zeit mit verschiedenen Lieferanten eingelassen, die Korn und andre Bedürfnisse für die königlichen Armeen lieferten, und ansehnliche Summen hergeschossen, deren Verwaltung einem Entrepreneur überlassen war. Er fieng erst mit tausend Thaler Zuschuß an, ein nicht unbeträchtlicher Gewinn, den er hiemit anfänglich machte, ermunterte ihn, nach und nach ansehnlichere Summen herzuschiessen. Allein wenig Tage nachher, als Karl nach Greifswald abgereist war, erfuhr er die schreckliche Nachricht, daß ein ansehnlicher Transport von den Feinden weggenommen worden, und der Entrepreneur sich darauf unsichtbar gemacht hätte. Alle Mühe und Nachforschen war vergebens, und der Hofrath sah endlich, daß sein Geld so wie der übrigen Interessenten ihres verloren sey, ob es gleich schwer hielt, ehe er sich davon überzeugen wollte. Er fand nach angestellter Berechnung, daß sein Verlust sich auf eilftausend Thaler belief, und dies hatte für ihn sowohl als für

seine Frau die traurigsten Wirkungen. Er war so unausstehlich, daß einige Monate lang alle Leute im Hause sich vor ihm verbargen, und keiner seiner Freunde es wagte ihn zu besuchen; und kam ja einer, so wurde er theils durch sein äusserst misvergnügtes Gesicht zurückgeschreckt, theils mußte er das unverständigste Toben mit anhören. Ja gemeiniglich muste er sich auch noch mit ihm zanken, und sich dabey krank ärgern. Denn Weissenfeld, der an sich schon geneigt und gewohnt war, allen Menschen, selbst denen, um welche er zu andrer Zeit niederträchtig kroch, auf die ärgerlichste Art zu widersprechen, und um nur Widerspruch zu finden, die seltsamsten und abgeschmacktesten Dinge zu behaupten, oder auch wohl himmelschreyende Ungerechtigkeiten in Schutz zu nehmen, übte diese seine Gewohnheit dann besonders aus, wenn er übler Laune, oder ihm etwas Unangenehmes begegnet war. Der erste der beste, der ihm alsdann vorkam, muste das Opfer seines Misvergnügens werden, er brachte gleich einen Diskurs auf die Bahn, von dem er wuste, daß er jenem äusserst unangenehm war, und es vergiengen kaum wenige Minuten, so hatte er es zum heftigsten Zank gebracht; zumal wenn er gerade auch einen heftigen Mann vor sich fand. Und heftige Leute waren ihm dann allemal die liebsten, weil sie sich am leichtesten und

am meisten ärgerten. Eben deswegen flohe ihn jetzt, da sein Unglück bekannt wurde, und seine Freunde sich leicht vorstellen konnten, was sie unter diesen Umständen in seiner Gesellschaft zu gewarten haben würden, Jedermann.

Beyde Eheleute machten sich ihr Unglück wechselseitig noch grösser; die Hofräthinn zog sich den Verlust des Geldes so sehr zu Gemüth, und der Gedanke, in Zukunft nicht mehr ihrem Stande gemäß leben zu können, und als eine arme Edelfrau noch mehr als bisher verachtet zu werden, gieng ihr so zu Herzen, daß sie in eine tiefe Schwermuth verfiel, die durch verschiedene Kränkungen, die ihrem Stolz von einigen Vornehmen widerfuhren, und selbst durch das Betragen ihres Mannes nach und nach so sehr überhand nahm, daß ihre Schwermuth nach Verlauf eines Vierteljahres in eine wirkliche Verrückung übergieng, wodurch der Gemüthszustand ihres Mannes gegenseitig ebenfalls unglaublich verschlimmert wurde. Alle Heilmittel, und alles Verfahren was man anwandte, um sie wieder zurecht zu bringen, war umsonst verschwendet. Endlich wurde der alte Vorsatz, den der Hofrath schon vor einigen Jahren hatte, Magdeburg zu verlassen, aufs neue in ihm lebendig. Er schämte sich seiner verrückten Frau und seines verminderten Vermögens in Magdeburg, wo er geboren und erzogen

war, und glaubte auch an einem andern Orte wohlfeiler leben zu können als hier. Gleichwohl hatte er nicht grosse Lust in eine entfernte Gegend zu ziehn, sondern er wollte wo möglich sich in einer nahe gelegnen Stadt niederlassen. Er wählte zwischen Halberstadt, Quedlinburg und Zerbst; endlich gab der Umstand, daß ein Halberstädtischer Arzt, den er von ohngefähr kennen lernte, sich erbot, seine Frau wieder herzustellen, für den ersten Ort den Ausschlag; er lies sein Haus öffentlich feil bieten, und schätzte sich glücklich es für zehntausend Thaler verkaufen zu können. Und so verließ er demnach, wiewohl mit Misvergnügen, weil ihm bald nach dem Verkauf des Hauses die ganze Sache wieder leid geworden, im Herbste des 1761sten Jahrs seine Vaterstadt und zog nach Halberstadt, wo er sich im Westendorfe ein Haus für zweytausend Thaler gekauft hatte, das er bezog, und nun berechnete, daß er durch diesen Tausch doch vierhundert Thaler jährliche Einkünfte gewonnen hätte. Vielleicht war nur dieser einzige Zeitpunkt zu dieser Veränderung schicklich; denn wäre seine Frau ihres Verstandes mächtig gewesen, so würde sie nach ihrer Liebe zu Magdeburg, und besonders zu ihrem Hause, das sie ganz nach ihrem Wunsch vornehm und bequem eingerichtet hatte, wohl schwerlich je in diesen Tausch gewilligt, oder sich

bequemt haben, in ein nach dem garstigsten Geschmack gebauten hölzernen Hause, von drey Stockwerken, deren jedes anderthalb Fuß breit über das andre vorspringt, wie hier in Halberstadt und dem benachbarten Quedlinburg fast alle Häuser gebaut sind, zu ziehn. Und ohne ihre Einwilligung durfte der Hofrath keine Veränderung von irgend einiger Beträchtlichkeit vornehmen. So aber wuste sie jetzt kaum, daß sie von einem Ort nach dem andern gekommen war. Den ganzen Tag über rief sie Lakaien und Kammerdiener, und auf ihr eignes Rufen antwortete sie sich selbst: was befehlen Ihro hochgräflichen Gnaden; und was andre dergleichen Reden mehr waren, die den Hauptgrund ihrer Verrückung deutlich genug errathen liessen.

Niemand war unterdessen übler daran als Karl, der nicht allein das Geld zur Bezahlung seiner neuen Greifswaldischen Schulden, warum er einigemal an seine Mutter schrieb, sondern auch seinen gewöhnlichen versprochnen Wechsel nicht erhielt. Er wuste zuletzt gar nicht mehr, was er machen, oder wie er dies Phänomen erklären sollte, da er auf vier seiner Briefe keine Antwort, und überhaupt in länger als einem Vierteljahr keine Zeile von seiner Mutter zu sehn bekam denn von dem Unglück, das sie betroffen hatte, wuste er nicht das geringste, da sein Vater

gar nicht an ihn schrieb. Er wandte sich endlich an diesen, nachdem er gesehn, daß alle seine Briefe an seine Mutter vergeblich waren, ohne jedoch etwas von Schulden und deren Bezahlung zu äussern; er bat vielmehr bloß um seinen ordentlichen Johanniswechsel von 75 Rthr. denn so viel hatte ihm sein Vater auf Verlangen seiner Mutter vierteljährig bestimmen müssen, wozu sie heimlich noch fünf und zwanzig Thaler zuzulegen versprach, so daß er seine richtigen vierhundert Thaler jährlich hätte, und wie ein Kavalier standesmässig leben könnte. Karl war zwar etwas vorsichtiger geworden, hauptsächlich durch die Aufsicht des Herrn von Rauchsart, der ihn sorgfältig vom Spiel, und besonders vom Pharao, dem er sehr ergeben war, zurück hielt; indessen beliefen sich doch seine Schulden beym Pferdeverleiher und auf dem Weinhause allein schon auf hundert und funfzig Thaler; ohne zu rechnen, was er seit Johannis, da er seinen Wechsel nicht erhalten hatte, seinem Haus- und Speisewirth schuldig geworden, und was ihm Rauchsart unterdessen zur Bestreitung der täglichen Ausgaben baar vorgeschossen hatte. Allein auch von seinem Vater erhielt er auf seine beyden ersten Briefe gar keine Antwort. Er wuste nicht mehr, wie er sich helfen sollte, und wollte schon in eine Art von Verzweifelung fallen, weil er sich

von seinen Aeltern ganz verlassen glaubte, als ihm Julius von Stralsund aus das Unglück meldete, was seiner Mutter begegnet war. So sehr es ihn auch schmerzte, so war es ihm doch bey weitem nicht so schrecklich, als der Gedanke, daß er von seinen Aeltern vorsetzlich verlassen worden. Er schrieb nun an seinen Vater den dritten Brief, und bat zugleich seinen Bruder, zu seinem Besten ebenfalls an seinen Vater zu schreiben. Der Hofrath schickte ihm endlich das ihm bestimmte Geld für zwey Quartale, schrieb ihm aber dabey einen heftigen Brief, voll der bittersten Klagen und der schärfsten Verweise; worin er ihn den ungerathnen und verlohrnen Sohn nannte, der das ganze Glück seiner Aeltern zerstört hätte. In der That leitete er allen Verlust, den er von jeher erlitten, von Karln her, und ungeachtet dieser an dem letzten grossen ganz unschuldig war, so pflegte er doch zu sagen, wenn er nicht schon vorher durch Karln und um Karls willen so manches tausend Thaler verloren hätte, so würde er nicht nöthig gehabt haben, sein Geld in die Gefahr eines Handels zu wagen, das er aus keiner andern Absicht gethan hätte, als um dadurch das Viele, was er verlohren hätte, wieder zu gewinnen.

Er sann nun auf neue Mittel, wodurch er sowohl diesen letzten Verlust, als alle vorige wie-

der ersetzen wollte; und da war das erste, worauf er verfiel, sein Kommentar. Er hatte es schon vorher sonst oft überrechnet, wenn er ihn auf Pränumeration drucken liesse, wie viele tausend Thaler er dabey gewinnen könnte: er war aber sonst nie willens gewesen, ihn eher drucken zu lassen, als bis das ganze Werk völlig ausgearbeitet wäre; jetzt aber, da er es für hohe Zeit hielt, sein ansehnliches verfallenes Vermögen wieder zu repariren, hatte er diesen Entschluß geändert, und beschlossen, mit dem Druck des Werks, so weit es fertig wäre, den Anfang zu machen. Er ließ zu diesem Ende ein Avertissement drucken, worin er sein Werk mit den ausgesuchtesten Lobsprüchen erhob, und es der Welt als einen Schatz anpries, der besser und kostbarer wäre als alles Gold; und er versprach sich selbst von dieser Anpreisung die herrlichsten Wirkungen und die reichste Erndte. Hinter dem Avertissement ließ er eine grosse Anzahl Namen von Männern aus allen Städten Deutschlandes drucken, die er zu Kollekteurs ernannte, denen er es in den Briefen, welche er an sie erließ, für eine grosse Ehre anrechnete, daß sie gewürdigt worden, ein so wichtiges Werk zu befördern, und daß ihre Namen bey Gelegenheit desselben mit gedruckt und mit genannt würden. Da er aber nicht viel Bekanntschaft mit der neuesten Litteratur hatte, so gieng es ihm damals,

wie in unsern Tagen dem Herrn Rektor Mayer in Hildesheim, daß nemlich unter seinen Kollekteurs manche waren, die gar nicht existirten, andre die längst todt waren, noch andre die über funfzig Meilen von dem Orte entfernt waren, wo sie Kollekteurs seyn sollten. Dies war mit eine von den Ursachen, warum sein Unternehmen so schlechten Fortgang hatte, und weswegen er über dreyßig Briefe mit Avertissements retour erhielt. Von den übrigen Kollekteurs wollte ein grosser Theil sich keine Mühe um Pränumeranten geben, weil sie sahen, daß es ein abgeschmacktes fantastisches Werk werden würde; andre fanden sich durch den Stolz, mit welchem sie in dem Briefe aufgefodert waren, das Werk zu befördern, beleidigt, und thaten eben deswegen keinen Schritt zum Besten desselben. Nur einige wenige liessen sich bereit und willig finden, unter andern Herr Ziegra, Joh. Rudolph Anton Piderit, die Gebrüder Wichmann, damals Kandidaten, Johann Peter Andreas Müller, und ein gewisser andrer Mensch, der heuer in den neuesten Religionsbegebenheiten mit unpartheyischen Anmerkungen so ermüdend von neuen Reformatoren kakelt, und dabey noch manche Ideen anbringt, die er aus dem Weissenfeldischen Avertissement und aus den Briefen des Hof-

raths erborgt hat. Die Bemühungen dieser Männer aber reichten, wie leicht zu erachten, nicht zu, auch nur eine mittelmässige Zahl von Pränumeranten zusammen zu bringen; und als der Pränumerationstermin verlaufen war, fand der Hofrath deren in allem nicht mehr als siebzehn. Man wird sich die Verlegenheit nicht groß genug vorstellen können, worin er sich befand, als er sahe, daß die Sache so ganz wider seine Erwartung ausgefallen war. Statt zweytausend, die er wenigstens gehoft hatte, nur siebzehn; ein gar erschrecklicher Abfall. Sollte er nun seinen Kommentar, woran er so viele Mühe gewandt hatte, und wovon er sich und der Welt so grossen Vortheil versprochen hatte, auf ewig in seinem Pult begraben, oder dem Vulkan opfern? dies war ein Gedanke, den er auch nicht auf einen Augenblick ausstehn konnte. Gleichwohl aber war es auch hart, für siebzehn Pränumeranten die Kosten des Drucks daran zu wagen. Es würden sich freylich wohl unendlich mehr Käufer finden, glaubte er, wenn das Werk nur erst heraus und bekannt wäre; denn daß sich jetzt im Voraus nicht mehrere gefunden hätten, davon maß er die Schuld nebst der Blindheit des Publikums der Unthätigkeit und Ungefälligkeit seiner Kollekteurs bey: indessen war ihm doch immer bey dem Gedanken des

Vorschusses der Druckerkosten etwas bange. Er hielt es also für das sicherste, das Werk den Buchhändlern anzubieten, mit einem geringen Vortheil zufrieden zu seyn, und weiter keinen Gewinnst zu suchen, als das Honorarium. Um Zeit zu sparen, und nicht erst nach erhaltner abschlägiger Antwort an einen andern zu schreiben, schrieb er an sechszehn Buchhändler auf einmal. Zugleich hofte er hieraus den Vortheil zu erhalten, wenn sich, wie er gewiß glaubte, mehrere zu dem Verlag dieses herrlichen Werks bereit erklärten, daß er darunter denjenigen aussuchen könnte, der sich die vortheilhaftesten Bedingungen gefallen liesse. Das Formular seiner Briefe war dieses.

Ewr. Hochedlen werden aus einem gedruckten Avertissement wahrgenommen haben, was massen ich einen grossen vollständigen Kommentar über die ganze heilige Schrift in einigen und zwanzig Quartbänden herauszugeben willens bin, ein Werk, dessen Gleichen die Welt bisher nicht gesehen hat, und welches alles was bisher über die Bibel deutsch, lateinisch, französisch oder englisch geschrieben ist, überflüssig machen wird, so daß die Besitzer desselben aller andern werden entbehren können; weswegen zu hoffen steht, daß keiner das Geld, was dieses Werk kostet, achten werde. Ich habe es so eingerichtet, daß es nicht

allein den Gelehrten brauchbar und nöthig, sondern auch den Ungelehrten nützlich und verständlich seyn wird, kurz, daß es für jedermann ein Schatz seyn wird, der kostbarer ist als alles Gold. Ich war zwar anfänglich willens, dieses unvergleichliche Werk, zu dessen Ruhm ich mehr sagen könnte, wenn es nicht meine eigne Arbeit wäre, auf Pränumeration herauszugeben, allein ich habe gefunden, daß die vielen merkantilischen Geschäfte, worin ich mich dadurch verwickeln würde, mich an der völligen Beendigung des Werks hindern, oder doch mehr als ich wünschte, verspäten würden. Ich habe daher diesen Vorsatz wieder aufgegeben, zumal da ich eingesehn habe, daß es billig ist, daß man dem Buchhändlerstande, der für den Geist so wohlthätig ist, auch von den Produkten des Geistes einigen Vortheil zufliessen lasse. Da mir nun bekannt ist, daß Ewr. Hochedlen sich bisher durch die Herausgabe und Beförderung vieler wichtigen Werke bereits ein grosses Verdienst um das Publikum erworben haben, und dieses Verdienst ohne Zweifel noch fernerhin werden vermehren wollen, so wüßte ich unter allen ihrer Zunft keinen, dem ich mit mehrerm Vertrauen den Verlag dieses Werks anbieten möchte, als eben ihnen. Sie sollen dabey sehn, daß ich nicht im Geringsten vom Eigennutz regiert werde; denn ungeachtet ich nach gemachtem Ueber-

schlag, wenn ich das Werk selbst drucken liesse, dabey wohl so viel gewinnen könnte, daß ich für den Bogen drey bis vier Louisd'or bekäme, ich auch meine Arbeit sowohl nach dem innerlichen Werth, als auch nach der Mühe und Zeit, die ich darauf gewandt, wohl mit Recht so hoch schätzen kann, so verlange ich doch von Ihnen nicht mehr als einen Louisd'or pro Bogen, damit Sie sich im Stande befinden, dem Publikum das Werk desto wohlfeiler zu lassen. Sie sehn hieraus, wie uneigennützig ich bin. Uebrigens wünschte ich, daß in der nächsten Ostermesse des bald bevorstehenden 1762sten Jahrs wenigstens die beyden ersten Bände herauskämen, und hernach von Messe zu Messe mit zween Bänden fortgefahren würde. In Erwartung einer baldigen geneigten Antwort verharre ich mit der vorzüglichsten Achtung

Halberstadt, den 12. Nov. 1761.

Ewr. Hochedlen
ergebenster Diener
Elias von Weissenfeld
Hofrath.

Von neun Buchhändlern erhielt er gar keine Antwort, die übrigen antworteten grösstentheils folgendermassen:

Ewr. Hochwolgeb. sage unterthänigen Dank für Dero geneigtes Andenken, womit Sie unsre Handlung beehrt haben; muß aber anbey recht sehr bedauern, daß auf die beyden nächsten ja noch auf einige folgende Messen, bereits so stark mit Verlagsartikeln versehn bin, daß mich nicht mit noch mehrern überhäufen kann. Bin übrigens zu allen Diensten bereit und verharre

Ewr. Hochwolgeb.

unterthäniger Diener

N.

## Aliud ejusdem argumenti.

Es ist eine besondere Gnade von Ewr. Hochwolgeb. daß Dieselben Dero gelehrten Kommentar meiner Handlung zum Verlag geneigtst anbiethen. Ich zweifle im Geringsten nicht, daß dies ein sehr gelehrtes und unschätzbares Werk seyn werde: weil aber der Geschmack des Publikums leider so verdorben ist, daß Sachen von solcher Grösse und Wichtigkeit nicht viel gesucht werden, und unser einer sich nach diesem Geschmack richten muß, wenn man nicht augenscheinlich zu Grunde gehn will, so bedaure ich recht herzlich, daß ich von der mir angebotenen Ehre nicht profitiren kann. Sollten Ewr. Hochwolgeb. einmal Belieben finden, im Fach der schönen Wissenschaften etwas zu arbeiten, und Dieselben woll-

ten mich dabey mit Ihrem geneigten Andenken beehren, so werde ich mit vielem Vergnügen aufwarten. Verharre übrigens u. s. w.

Aliud ejusdem materiae.

Ewr. Hochwolgeb. geneigtes vom 12ten hugus ist mir richtig zugekommen, und tanke vielmal vor das güttige Antenken dessen dieselbe mir würdigen. Weilen aber dermalen mich nicht im stande befinde die Kosten daran zu wenden, die ein so groses Werk erfodern würde, so muß mich vor den gemachten Antrag gar schönstens betanken. Wenn Dieselben etwas von meinen Verlagsbüchern, wovon das Verzeichniß angebogen habe, bevehlen, oder sonst einiger Bücher benöttiget sind, so werde mit vielem Vergnügen aufwarten. Verharre u. s. w.

Noch ein anderer.

Ewr. Hochwolgeb. geehrtes vom 12ten dieses habe richtig erhalten. Ich habe das Avertissement verschiedenen der hiesigen Herren Gelehrten gezeigt, welche mir sämtlich nicht zu einem mit so vielen Kosten verbundnen und gleichwohl mißlichen Unternehmen rathen wollten. Da ich nun überdem nicht gerne Werke in Verlag zu nehmen pflege, die auf Pränumeration angekündigt sind, indem ich es ein für allemal verschworen habe, so werden Dieselben es nicht ungeneigt nehmen, wenn ich mich für Dero gütigen An-

trag für diesmal bedanke. Kann ich ein andersmal zu dienen im Stande seyn, so wird es mit vielem Vergnügen geschehn. Ich bin u. s. w.

Die übrigen Antworten, die der Hofrath erhielt, kamen mit der einen oder der andern der hier gelieferten fast völlig überein. Er befand sich nun in einer noch grössern Verlegenheit als vorher. Gott weiß, sagte er, wie doch so manche schlechte Schriftsteller ihre Verleger finden mögen, da ich zu so einem wichtigen Werk keinen finden kann. Soll ich etwa an andre Buchhändler schreiben; da muß ich befürchten, daß es mir eben so geht als mit diesen, woran ich schon geschrieben habe. Daß doch die Leute alle so toll und verblendet sind, und ihren eignen Vortheil nicht kennen wollen! Und sollte ich meine schöne herrliche Arbeit so ungenutzt im Staube liegen lassen; das ist unmöglich. Lieber alles daran gewagt; es wird sich wohl geben; es werden sich wohl Liebhaber finden, wenn das Buch nur erst heraus ist. Er beschloß also, den Anfang zu machen, das Werk auf seine Kosten drucken zu lassen; und glaubte fest, daß der Himmel mit Fleiß die Buchhändler so hartherzig gemacht hätte, um ihm den Vortheil allein zuzuwenden. Um aber nicht zu viel zu wagen, theilte er die Materie, die zum ersten Theil bestimmt war,

und ließ nur zwey Alphabet drucken; freylich verloren die siebzehn Pränumeranten die Hälfte ihres Geldes dabey, die auf vier Alphabet präs numerirt hatten, allein was war daraus zu maschen. Die fertigen zwey Alphabet, welche er einem benachbarten Buchhändler in Kommission gab, kamen ihm gleichwol auf 500 Thaler zu stehn, und sie würden ihm höher gekommen seyn, wenn er nicht selbst den Muth verloren hätte, eine stärkere Auflage zu machen. Um aber doch dem Buch, da es einmal auf Pränumeration angekündigt war, mehr Ansehn zu geben, und es nicht in den Verdacht zu bringen, als ob niemand darauf hätte pränumeriren wollen, ließ er unter der Rubrik vieler Städte Deutschlandes ausser den siebzehn genannten Pränumeranten über vierhundert Ungenannte vordrucken. Die Messe war geendigt, und der Buchhändler kam wieder zurück und meldete, daß er zweyhundert und funfzig Exemplare verrechnet hätte. Weissenfeld war für Freuden ausser sich; da sieht mans offenbar, sagte er, was für furchtsame Leute die Buchhändler sind; Gott hat mich segnen wollen, darum hat er sie mit Blindheit geschlagen. Wenn schon auf der ersten Messe soviel Exemplare abgegangen sind, da das Buch noch gar nicht bekannt ist, wie reich wird nicht die Erndte in den folgenden seyn? Wenn ich doch nur nicht so ein

Narr gewesen wäre, und eine so kleine Auflage gemacht hätte! Nun habe ich mein Geld schon beynahe wieder, bis auf das bischen Rabatt noch: ja wenn ich nur dem Kommissionär nicht noch dazu so viel für seine Mühe geben müßte. Warum mag er mir aber das Geld nicht gleich mitgeschickt haben? sollte er das wohl gar unterschlagen wollen? — — Gleich setzte er sich hin und schrieb an den Kommissionär, und bat sich das Geld für die verrechneten zweyhundert und funfzig Exemplare aus: wunderte sich aber nicht wenig, da dieser ihm meldete, daß es nicht allein gar nicht Mode sey, gleich in der ersten Messe die verrechneten Bücher zu bezahlen, sondern daß es sich auch gar wohl zutragen könnte, daß in der nächsten Messe ein grosser Theil der Exemplare wieder zurückgegeben würde, wenn gar kein Anschein zum Absatz da sey. Nun das wird wohl keine Noth haben, sagte der Hofrath, und ließ rasch den zweyten Theil fortdrucken. Allein wie ein Missethäter, der Pardon gehoft hat, erschrickt, wenn wider alle seine Erwartung der Stab über ihm gebrochen wird, so erschrack der Hofrath, als er nach geendigter Michaelismesse erfuhr, daß alle in voriger Messe verrechnete Exemplare bis auf vierzehn noch, wieder zurückgegeben worden, und von dem zweyten Theile nicht mehr als sechs Exemplare abgegangen

wären; ja daß selbst die Pränumeranten des ersten Theils den zweeten nicht verlangt hätten. Nun waren tausend Thaler dazu verloren, und die ganze Auflage der beyden ersten Theile war Makulatur.

Der Schmerz, den er hierüber empfand, war unbeschreiblich, und grif ihn so sehr an, daß er zusehends abzehrte, und nach und nach in Tiefsinn, ja gar in eine auszehrende Krankheit fiel, die gefährlicher zu werden schien, als man anfänglich geglaubt hatte. Bey der Hofräthinn hatte unterdessen die gebrauchte Kur so gut angeschlagen, besonders die Eiskappen, und das kalte Wasser, welches ihr alle Morgen auf den Kopf über eine wachstuchne Kappe gepumpt wurde, daß sie sich zu Anfang des Sommers so weit wieder hergestellt fand, daß sie eine Reise ins Aachner Bad thun konnte, von wo sie zu Anfange des Herbstes völlig gesund wieder zurück kam. Ihrem Mann gereichte es zur grossen Freude, nicht sowohl daß sie wieder gesund geworden war, denn er hätte vielleicht lieber gesehn, wenn sie gestorben wäre; sondern daß seine Weissagung eingetroffen war, da er sich immer, wenn seine Bekannten sich ihrentwegen besorgt stellten, auszudrücken pflegte, sie dürften nur unbesorgt seyn, Unkraut vergienge nicht, und seine Frau würde also auch nicht sterben. Eben so machte sich auch

gegenseitig seine Frau nicht viel daraus, als er zehn Wochen nach ihrer Zurückkunft in die vorhinerwähnte Krankheit verfiel. Hätte ihr Mann ein Amt gehabt, von dessen Einkünften sie einen Theil ihres Unterhalts nehmen muste, so würde sie ohne Zweifel seinen bevorstehenden Tod mehr beherzigt haben, so aber glaubte sie in seiner Person nichts zu verlieren, da sie dieselbigen Renten nach seinem Tode zu beziehn hätte, die sie bey seinem Leben genoß; und noch dabey den Vortheil hatte, daß die Kosten wegfielen, die sein Körper erforderte.

Weit mehr wurde sie durch die Nachrichten, die sie von ihrem Karl bekam, beunruhigt. Ihr erstes Geschäft nach ihrer Wiedergenesung war seine aufs äusserste verfallnen Finanzen wieder herzustellen. Mit dem grösten Unwillen hörte sie, daß ihr Mann ihm seit Weihnachten des verwichnen Jahrs keinen Heller mehr geschickt hätte. Sie packte also, ohne weiter etwas zu sagen, oder sich vorläufig nach seinen Umständen zu erkundigen, vierhundert Thaler ein, und schickte sie an ihn nach Greifswald. Vier Wochen waren verlaufen, ohne daß die geringste Antwort erfolgt wäre. Sie ward darüber unruhig, und ließ einen zweeten Brief abgehn; statt der Antwort von ihrem Sohn aber, erfolgte eine vom Prorektor, worin ihr dieser meldete, daß ihr Sohn

bereits seit acht Wochen nicht mehr in Greifswald sey. Man wäre genöthigt gewesen, ihn nicht allein Schulden halber, sondern auch wegen verschiedener wichtiger Verbrechen in Verhaft zu nehmen, woraus er entsprungen und davon gegangen sey. Man hätte also die vierhundert Thaler in Beschlag genommen, um davon einen Theil seiner Schulden zu bezahlen; da diese aber hiemit noch nicht zur Hälfte bezahlt werden können, so ersuchte man die Hofräthinn nächstens noch siebenhundert Thaler zu überschicken, wenn sie verschiedene unangenehme Folgen vermeiden wollte, die man ihr näher entwickelt vorlegte. Die Hofräthinn sank beym Lesen dieses Briefs in Ohnmacht, und man fieng an zu besorgen, daß ihr voriger trauriger Zufall sich wieder einstellen würde. Um ihrer zu schonen, hatte man ihr nicht gemeldet, worin eigentlich die Verbrechen ihres Sohns bestanden hätten. Acht Tage nachher aber erhielt sie folgenden Brief vom Herrn von Rauchsart, der ihr alles entdeckte.

Hochwohlgebohrne Frau Hofräthinn
Gnädige Frau,

Ewr. Hochwohlgeb. muß ich die unangenehme Nachricht geben, daß Ihrem Herrn Sohn eine Reihe widriger Begebenheiten theils ohne, theils durch sein Verschulden zugestossen sind. Der An-

fang und die erste Ursache seines Unglücks ist wohl ohne Zweifel daher zu leiten, daß er von Dero Herrn Gemahl, aller seiner Bitten ungeachtet, nicht einen Pfennig bekommen konnte. Er sahe sich daher genöthigt, ungeheure Schulden zu machen, und ich selbst habe ihm, so lange ich gekonnt, nach allen Kräften assistirt, und ihm zweyhundert Reichsthaler baar vorgeschossen, weil ich den guten Menschen wie meine Seele liebe. Zuletzt aber, da ich ihm auch nicht mehr helfen konnte, gerieth er auf unordentliche Wege, suchte sich durchs Spiel zu helfen, und kam dadurch noch tiefer hinein. Er vergaß sich immer mehr und mehr. Zuerst fieng er an den Leuten Gänse und Hühner zu stehlen, und sie sich braten zu lassen, weil ihm keiner mehr etwas zu essen geben wollte. Er sahe dies selbst nicht für Diebstahl an, sondern für ein Studentenstückchen, dessen er sich wohl gar bey andern rühmte. Allein dies gieng bald weiter, er wurde gewohnt zu nehmen, was andern gehört, und ließ sich durch diese Gewohnheit verleiten, auch andern Studenten und selbst Professoren Geld und Bücher zu stehlen, damit er zum Spiel, Trunk und andern täglichen Ausgaben, wozu ihm niemand mehr borgen wollte, etwas haben möchte. Endlich gieng er gar so weit, daß er von der öffentlichen Bibliothek eine beträchtliche Anzahl Bücher nahm und sie ver-

kaufte. Er muste ganz mit Blindheit geschlagen seyn, daß er nicht bedacht hatte, wie bald dies würde verrathen werden. Kurz es währte nicht lange, so war er entdeckt, wurde in Verhaft genommen, und auf das so genannte Tabulat, ein Gefängniß, das ärger ist, als das gewöhnliche Karzer, gebracht. Alle Umstände liessen es voraussehn, daß es zuletzt zu seinem äussersten Schimpf mit ihm ausschlagen würde; ich nahm mir also vor, ihn zu befreyen, es koste auch was es wolle. Ich eröfnete diesen Anschlag einigen andern, wovon sich zween erboten mir beyzustehn, und seine Flucht befördern zu helfen. Weil bey der Nacht alle Zugbrücken aufgezogen waren, so sahen wir uns bey Tage nach einem Bot um, worauf wir eine Strecke den Rick herunter fahren, ihn alsdann ans Land setzen und weiter bringen wollten. Nach zwölf Uhr Nachts giengen wir nach dem akademischen Gebäude, worin das Gefängniß war; durch unsägliches Klettern und Kriechen arbeitete ich mich so weit durch, daß drey Thüren nach einander umsonst verschlossen waren, muste aber meine beyden Gefährten sowohl, die nicht durchkonnten, als die mitgenommene Laterne zurücklassen. Endlich gelangte ich an die innerste Thür, in welcher ein Loch, ohngefähr einen Fuß ins Gevierte ist, um das Essen dadurch zu reichen. Ich sowohl als

meine Gefährten hatten die Vorsicht gebraucht, uns zu verlarven, damit, wenn uns jemand begegnete, er uns nicht erkennen möchte: ja wir wollten von Ihrem Herrn Sohn selbst nicht erkannt seyn, damit er uns nicht verrathen könnte, wenn er ja nicht durchkäme. Dies gereichte aber zu seinem äussersten Schrecken. Stellen Sie sich ihn vor in einem finstern Gemach, im vierten Stockwerke unter dem Dache, wo während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts keine Seele zu ihm gekommen war, ausser dem Mann der die Aufsicht über ihn hatte, daß er also keinen lebendigen Menschen vermuthen konnte, der zu ihm käme, am wenigsten um Mitternacht; daß er nun auf einmal ein Gepolter unter, über und um sich hört, und endlich gar beym blassen Schimmer seiner Lampe eine scheußliche Larve durch das Loch seiner Gefängnißthür erblickt, durch welche ihm zugerufen und gewinket wird, daß er folgen solle. Er lag auf einem alten Bette, den Arm unter dem Kopf, und hatte seine Lampe vor sich stehn; plötzlich richtete er sich auf, Angst und Verzweifelung war auf seinem Gesicht abgemahlt, er sprang von seinem elenden Lager auf, that einen lauten Schrey, fiel auf seine Kniee und fieng vor Angst an zu beten. Zwischen durch rief er wieder, hebe dich weg Satan, du hast keinen Theil an mir. Ich ver-

sicherte ihn, ich sey nicht der Teufel, sondern ein lebendiger Mensch wie er, er möchte nur alle Umstände beyseite setzen, und thun was ich ihm sagte. Er blieb aber dabey, daß er durchaus nicht fortgienge, es möchte ihm gehen wie es wollte, er wollte seine Strafe leiden, die er verdient hätte. Da ich endlich weiter in ihn drang, und ihn versicherte, daß ich in der besten freundschaftlichsten Absicht da sey, ihn zu retten, und ihn sicher fortzubringen, so bequemte er sich, reichte mir seine Kleider durch, und ließ sich darauf von mir selbst durchziehn. Ich brachte ihn eben den mühsamen Weg herunter, den ich herauf gekommen war, wir löschten unsre Laterne aus, giengen durch die Stadt und ans Wasser, um uns unserm Plan gemäß in das Bot zu setzen. Allein zum Unglück hatte der Besitzer des Bots am Abend die Ruderzapfen ausgezogen, so daß ohne dieselben das Bot mit den ungeheuern Rudern nicht zu regieren war, und da wir alle unsre Kräfte anwandten, war endlich einer meiner Gefährten so unglücklich ins Wasser zu fallen, und muste, da wir ihm wegen der Dunkelheit der Nacht, und des Unvermögens das Bot zu regieren, weder zu Hülfe kommen konnten, noch auch Lärm machen durften, vor uns ertrinken. In meinem ganzen Leben werde ich diese unglückliche, schreckliche Nacht

nicht vergessen. Wir sahen uns endlich genöthigt wieder ans Land zu treten, und einen andern unvorbereiteten Weg zu suchen. Wir giengen ans Mühlenthor, wo ein Bär über den Graben geht, zu beyden Seiten mit einem Stacket versehn. Ich stieg herunter ins Wasser und kletterte an der andern Seite des Stackets wieder herauf, und zog Ihren Herrn Sohn sowohl, als meinen noch lebenden Gefährten nach. An der andern Seite machten wir es wieder so, und so kamen wir glücklich durch. Ich gab darauf Ihrem Sohn etwas Reisegeld, und bezeichnete ihm den Weg, den er nehmen sollte. Einige Tage nach dieser Begebenheit empfand ich die schrecklichste Unruhe; nicht allein schwebte mir der Mensch beständig vor Augen, der auf die unglücklichste Art, in einer Lage, wo er sich nicht zum Tode bereitet hatte, plötzlich aus der Welt gerissen wurde, sondern auch mein Gewissen machte mir, ob ich gleich aus Freundschaft gehandelt hatte, quälende Vorwürfe, und sagte mir, daß ich nicht Recht gethan, Ordnung im gemeinen Wesen auf eine gewaltsame Art zu stören, und die Obrigkeit an der Ausübung ihrer Pflicht zu hindern. Und ob ich gleich vorher, da ich die Moralität der vorzunehmenden Handlung überdachte, mit diesem Punkt bald fertig wurde, weil ich glaubte der Obrigkeit selbst einen Dienst

zu thun, indem ich sie an der Ausübung einer unangenehmen Pflicht hinderte; so verschwand doch diese Sophisterey, die ich mir selbst vorgemacht hatte, nach geschehener That bald; ich sahe, daß ich die Personen, welche die Obrigkeit ausmachen, mit dem Amt der Obrigkeit vermischt hatte; und überdem fühlte ich, auch ohne deutliche Vorstellung, sehr stark, daß ich Unrecht gethan hatte, und dies Gefühl wurde in mir so mächtig und machte mich so unruhig, daß ich unmöglich länger an dem Orte bleiben konnte, wo ich gesündigt hatte, und mich daher wenig Tage nachher plötzlich entschloß, ebenfalls abzugehn. Ob ich gleich um Ihres Herrn Sohns willen mir ein unruhiges Gewissen gemacht habe, so kann ich doch nicht aufhören ihn zu lieben, und ihn beständig um und bey mir zu haben; wie er denn auch noch jetzt bey mir ist. Ich habe auch gute Hofnung ihn durch meine Freunde vielleicht in Kurzem auf eine oder die andre Art anzubringen. Darf ich indessen um gütigen Ersatz meiner Auslage bitten, die ich bisher für ihn gehabt, und die sich jetzt ohngefähr auf 230 Reichsthaler belaufen? Es wird von Ihro Gnaden abhangen, ob Sie die Gewogenheit haben wollen, zugleich einen kleinen Wechsel für Ihren Herrn Sohn, zu seinem fernern Taschen-

gelde beyzufügen. Mit dem tiefsten Respekt verharre ich u. s. w.

L * * den 9. Nov. 1762

v. Rauchsart.

Da die Gesundheitsumstände ihres Mannes eben sehr schlimm waren, als sie diesen Brief erhielt, und sie besorgen mußte, daß alles, was nach dessen Tode Karl nöthig haben würde, von seinem Erbtheil allein ihm gegeben werden müßte, anstatt daß es jetzt, so lange ihr Mann noch lebte, von der ganzen Masse abgieng, und also Julius dazu mit beytragen muste, so säumte sie nicht, sogleich das verlangte Geld nach beyden Orten abzusenden, dergestalt, daß sie für Karln noch zweyhundert Thaler beyfügte, die sie mit an Herrn von Rauchsart sandte, und ihn inständig bat, ja ferner genaue Aufsicht auf ihn zu haben, auch wo möglich seinem Versprechen gemäß für seine Beförderung zu sorgen. Es vergiengen kaum vier Wochen, als sie so wohl von Rauchsarten abermals, als auch vou ihren Sohn einen Brief erhielt, worin ihr gemeldet wurde, daß ihr Karl Sekretär beym . . . . . ischen Gesandten am spanischen Hofe geworden, und nächstens dahin abgehn würde, zu welchem Behuf ihm fünfhundert Thaler Reisegeld ausgezahlt worden. Diese Nachricht war die angenehmste,

welche die Hofräthinn je in ihrem Leben bekommen hatte, sie vergaß darüber ihre verlorne Tochter und ihren todtkranken Mann; ja sie ärgerte den letztern noch dazu, indem sie mit einer Art von Hohngelächter vor sein Bett trat, und ihm die Vernichtung seiner Weissagung, daß aus Karln nichts werden würde, ankündigte. Des Verdrusses ungeachtet, den der Hofrath über das Betragen seiner Frau empfand, freute er sich dennoch ebenfalls nicht wenig, über das seinem Sohn wider alle Erwartung zugewachsene Glück; und zwar um so mehr, da ihm auf seinem Krankenlager der Gedanke an das künftige Schicksal seiner beyden jüngsten Kinder viele ängstliche Besorgniß und quälende Unruhe machte, die ihn noch härter würde angegriffen haben, als wirklich geschah, wenn er sich nicht dann und wann mit fremden Gedanken, und Dingen die sich gar nicht für das Krankenlager schickten, beschäftigt und zerstreut hätte. Hieher gehörte ein System einer neuen Orthographie, worüber er schon sonst gebrütet hatte, und das er jetzt recht in Ordnung zu bringen bemüht war. Unter andern wollte er das V und Pf ganz aus der deutschen Sprache verbannen, und dafür lauter F geschrieben wissen. Umsonst stellte man ihm vor, daß Pf und F zwo ganz verschiedene Aussprachen wären, die nur von Weibern, Kin-

dern, Unwissenden, und in schlecht sprechenden Provinzen mit einander verwechselt würden, daß das harte Pf der Männlichkeit der deutschen Sprache vollkommen angemessen wäre, der wir keine italiänische Weichlichkeit zu geben suchen müßten, daß die Deutlichkeit dabey leiden und das Unterscheiden der Wörter schwerer werden würde, daß alle Etymologie dabey verloren gienge, daß wir unsern Kindern und Nachfolgern die unselige Mühe machen würden, zweyerley Orthographie zu lernen, welches keine Kleinigkeit sey, da man jetzt schon sehe, wie unangenehm es blos wegen der verschiedenen Orthographie sey, Bücher aus dem sechszehnten Jahrhundert zu lesen, ja endlich, daß man nicht allein alle auswärtige Namen, die man nach dieser Orthographie formen wollte, ganz verkennen würde, sondern daß es auch die Genealogien ganz verwirren, und zu unzähligen Erbschaftsprocessen Gelegenheit geben würde, wenn einer, dessen Vorfahren sich Pfuhl, Pfenniger, Pfannenschmidt, Pfeiffer geschrieben, nun anfangen wollte, sich Fuhl, Zenniger, Fannenschmidt, Feiffer zu schreiben. Umsonst stellte man ihm vor, daß es wirkliche Unvollkommenheit einer Sprache sey, wenn sie viele Wörter hätte, deren Bedeutung man nicht anders als aus dem Zusammenhang, oder wenn sie einzeln genannt würden, vermittelst Uebersetzung in eine

andre Sprache unterscheiden könne, daß hingegen eine Sprache um desto vollkommener sey, je weniger sie solcher Wörter hätte, oder wenn sie ja einige hätte, die in der Aussprache gleich klängen, je mehr sie solche im Schreiben durch verschiedene Buchstaben unterschiede, daß also die deutsche Sprache dadurch wirklich vollkommener wäre, daß sie fetter und Vetter, fiel und viel im Schreiben unterscheiden könnte, als wenn sie dies mit einerley Zeichen schreiben müßte: er blieb wie gewöhnlich bey seiner Meynung, und ließ sich nicht überzeugen.

Karl langte endlich selbst in Halberstadt an, seine Mutter weinte für Freuden eine Viertelstunde an seinem Halse, ohne seiner Aufführung in Greifswald mit einem Worte zu erwähnen; vielmehr überschüttete sie ihn mit Liebkosungen und Lobeserhebungen. Selbst sein kranker Vater, der ihm sonst seit einiger Zeit so viele Verweise und Vorwürfe gemacht hatte, sagte ihm jetzt nichts unangenehmes, sondern lobte ihn wider seine Ueberzeugung auf die übertriebenste Art. Karl eröfnete, da er kaum einige Stunden da gewesen war, seiner Mutter, daß er Willens sey, jetzt da er nun ein Amt hätte, den sehnlichsten Wunsch, den er seit langer Zeit gehabt hätte, zu erfüllen, und sich eine Frau zu nehmen. Er eröfnete dabey, daß seine Absichten auf Lottchen

gerichtet wären, und so sehr ihn auch ihr voriges Betragen gegen ihn zurückscheuchen könnte, so glaubte er doch, daß dieß nur daher entstanden sey, weil sie ihn für einen wilden jungen Menschen gehalten, und daß sie es jetzt, da er ein ansehnliches Amt hätte, wohl ändern würde. Seine Mutter erschrack über diesen Gedanken ausserordentlich: du wolltest in deinen jetzigen Jahren schon heyrathen, mein Sohn? sagte sie, und noch dazu eine bürgerliche? füge mir doch um Gotteswillen dieß Herzeleid nicht zu, welches der größte Kummer seyn würde, den du mir machen könntest; beschimpfe unser Haus nicht, und gieb diesen Entwurf auf, wenn du mich noch im geringsten lieb hast. Karl stellte dagegen vor, daß dieß in seinen Augen eine Kleinigkeit sey, da er ja selbst ein gebor-ner Bürgerlicher wäre, seine Liebe gegen Lottchen wäre zu groß, als daß er sie unterdrücken könnte. Seine Mutter aber blieb dabey, daß sie durchaus nicht darin willigen würde; und änderte auch sogar ihre Meynung nicht einmal, als sich Karl den Tag darauf krank stellte. Da er dieß sahe, stellte er sich, als ob er, durch ihre Vorstellungen bewogen, seine Absicht ganz aufgegeben hätte, nahm sich aber nichts desto weniger vor, seine Reise über Halle zu nehmen, und ohne seiner Mutter Einwilligung, daselbst

ohne alle Umschweife Lottchen, die sich jetzt wieder bey ihren Aeltern befand, um ihre Hand zu bitten. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen trat er seine Reise an, seine Mutter nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, und sein Vater ertheilte ihm nach patriarchalischer Art seinen Segen, unter Vergiessung einiger Thränen, und mit hinzugefügter Weissagung, welche die Umstände dießmal ziemlich wahrscheinlich machten, daß dieß das letztemal sey, da er ihn in dieser vergänglichen Welt sähe. Karl selbst schien ziemlich gerührt, indessen giengen ihm doch die Reden seines Vaters nicht sehr zu Herzen, und zwar um so weniger, weil er sich in seinen Gedanken lediglich mit Lottchen beschäftigte. Zu seinem äuserstem Misvergnügen erfuhr er aber in Halle, daß Lottchen bereits mit einem Major versprochen sey, dessen Namen man ihm aber nicht zu sagen wuste. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dieß Bischof sey, indessen wollte er doch gerne gewiß davon seyn, zumal da seine Wünsche ihn die ganze Sache bezweifeln liessen. Er erkundigte sich genauer, und man sagte ihm, daß dieser Major nicht allein vor einem Jahre in die Russische Kriegsgefangenschaft gerathen, sondern auch einige Zeit darauf nach Siberien geschickt sey. Karl wagte es also, ließ sich bey Lottchens Ael-

tern anmelden, und warb feyerlich um sie an. Ihr Vater gab ihm eine Antwort, die fast so gut als abschlägig war, oder ihm doch gewiß wenig Hofnung ließ; indessen sagte er zuletzt, er wollte sich in die Sache gar nicht mischen, und die Entschliessung seiner Tochter auf keine Art bestimmen, er möchte nur sie selbst sprechen. Karl erfreut wollte sogleich auf ihre Stube gehn, allein man sagte ihm, daß sie nicht zu Hause wäre: er muste also bis den folgenden Tag Geduld haben. Um sie desto gewisser zu treffen, und weil seine Ungeduld ihn nicht bis zum Nachmittag warten ließ, erschien er schon des Vormittags. Er fand sie im Trauerhabit, und einer etwas melancholischen Miene, und ward von ihr mit weniger Verachtung als sonst empfangen, woraus er sogleich für sich die günstigsten Schlüsse zog. Nach allerley vorläufigen allgemeinen Gesprächen, bey welchen er viel verliebtes Wesen, sie aber vielen Ernst blicken ließ, fragte er sie nach der Ursache ihrer Trauer. Hier ist sie, sagte sie mit freymüthigem Ernst, und hob ein an ihrer Uhrkette hängendes kleines Portrait in die Höhe, küßte es, und zeigte es ihm. Kennen sie den Mann? er war, einige soldatische Hitze und Dreistigkeit abgerechnet, der beste, der rechtschaffenste Mann, den ich gekannt habe. Karl that erstaunt; mein Gott!

sagte er, das ist ja, wenn ich nicht irre, der Major Bischof. Ja, sein liebes Bild ist es, fuhr sie fort, aber er, der edle Mann, ist nicht mehr unter den Lebendigen, um desto trauriger und zugleich desto schätzbarer ist mir dieß theure Andenken, das mich an den Mann erinnert, den ich aus wahrer Hochachtung geliebt habe, und der sich grösstentheils durch gute Handlungen seine widrigen Schicksale zugezogen hat. Die ausserordentliche Hochachtung, mit welcher sie von ihm zu sprechen fortfuhr, war Karln nicht allein äusserst unangenehm, sondern ließ ihn auch nicht viel Gutes von der Erreichung seiner Absicht hoffen, wenigstens sahe er fast keine Möglichkeit, wie er bey der Lage der Seele, worin er Lottchen fand, auch nur mit einiger Hofnung eines glücklichen Erfolgs seine Absicht eröfnen dürfte. Er suchte das Gespräch auf etwas anders zu lenken, allein so oft er dieß versuchte, antwortete sie entweder gar nicht, oder verkehrt darauf, und fieng dann gleich wieder an, von Bischofen zu sprechen. Karl suchte sie also von einer andern Seite zu gewinnen; er stellte sich, als ob er ihn selbst sehr hochschätzte, und den stärksten Antheil an seinem Schicksal nähme, und bat sie, ihm dasselbe zu erzählen.

Ach es ist tranrig und schrecklich, sagte sie, und gleichwohl spreche ich so gerne von ihm, daß ichl selbst die Gedanken, welche die Wuuden meines Herzens aufs neue aufreissen und erweitern, gerne habe. Der edle Mann hat gegen die Russen vor Kolberg im vorigen Winter Wunder der Tapferkeit gethan, und sich so gehalten, daß ihm das ganze Korps, Vornehme und Geringe das Zeugniß gegeben haben, er sey der brasveste Offizier. Seine Tapferkeit ließ ihn oft sein theures Leben in die offenbarste Gefahr wagen, bis er endlich das Unglück hatte, in die Gefangenschaft zu gerathen. Wie es ihm dabey gegangen ist, mögen sie von ihm selbst hören. Hier zog sie einen Brief aus der Tasche und fieng an zu lesen. Ein Kapitain, Namens Feige, ein Deutscher von Geburt, muste mich nebst andern Kriegsgefangnen eskortiren. Unterwegs muste ein Bauer Vorspann geben, dem von allem seinem Vermögen weiter nichts übrig geblieben war, als ein Pferd und ein Ochse. Das erstere war alt und elend, und der 73jährige Greis gieng, um es zu schonen, nebenher und fuhr. Als sie drey Meilen zurückgelegt hatten, und frischen Vorspann erhielten, wollte der Alte mit seinem Wagen wieder nach Hause, aber der Hauptmann sagte ihm, er könnte mit seinem Wagen gehn wohin er wollte, nur das Pferd und den

Ochsen würde er behalten. Der Alte stand mit entblößtem Silberhaar da, und bat auf das beweglichste, ihm doch den letzten Rest seines kleinen Vermögens zu lassen; umsonst. Er fiel auf seine Kniee, die Thränen flossen über seine dürren Wangen: ich bitte sie, um unsers Gottes und Jesu willen, Herr Hauptmann, erbarmen sie sich doch eines blutarmen alten Manns, lassen sie mir doch wenigstens nur den Ochsen, wenn sie ja das Pferd brauchen wollen. Ja ja, Bäuerchen, erwiederte der Barbar, mit höhnischem, höllischem Lächeln, das hast du wohl nicht gedacht, als dein Oechslein noch ein Kalb war, daß du ihn für die Russen auffüttern solltest. Gieb dich nur zufrieden, dein Ochse soll mir und meinen Leuten recht gut schmecken; wenn du mir ein gut Wort giebst, sollst du auch ein Stück von der Leber haben, so kannst du sagen, daß dich die Russen einmal traktirt haben. Verstehst du mich, Bäuerchen? sieh da liegt ein Ziegelstein, da trockne dir deine Thränen mit ab. Hiemit klopfte er ihm auf die Schulter und drehte sich um. Ach Gott erbarme dich, sagte der Alte und stand auf. Er wagte es noch einmal, faßte den Rock des Unmenschen und küßte ihn. Hund! wo du mir nicht den Augenblick aus den Augen gehst, fuhr jener auf, so soll dich tausend Schock Schw . . . . regieren; Unteroffizier, gebt dem

Hund gleich dreyßig Prügel. Hier konnte ich mich nicht mehr halten, mein Blut wallte in meinen Adern; wäre ich mit dem Hauptmann Feige allein gewesen, so würde ich ihn, ob ich gleich unbewafnet war, auf der Stelle zu Boden geschlagen haben; so aber muste ich ihn als den Anführer eines Kommando betrachten, wider welchen eine Gewaltthätigkeit zu verüben, ohne Zweifel die schrecklichste Todesstrafe würde nach sich gezogen haben. Ich bat ihn also, so sauer mir auch bey einem solchen Unmenschen das Bitten ward, flehentlich, des unglücklichen Greises zu schonen, und ihn nicht noch bittrer zu kränken. Der Hauptmann schlug ein lautes Hohngelächter auf; es läßt wohl, als wenn der Herr Major nicht gut prügeln sehn könne, wir müssen ihn dazu gewöhnen, gebt dem alten Hund noch zehn mehr. Ich wollte aus der Haut fahren; selbst der Unteroffizier, ein gebohrner Russe, schauerte zurück, und als er dem zitternden und flehenden Greise einen Schlag versetzt hatte, warf er den Stock weg, und sagte: ich schlage nicht weiter, es mag aus mir werden was da will. Feige rief ein paar Kosaken, befahl ihnen, den Unteroffizier in Fesseln zu legen, und ihm zuerst funfzig Prügel zu geben, und hernach dem Bauer eben so viel. Während daß diese hiemit beschäftigt waren, und dem Unteroffizier bereits funfzehn Prügel gege-

ben hatten, wurden sie einen Trupp gewahr, der aus dem benachbarten Busch kam: einige riefen, es wären Preussen, andre, es wären Russen. Feige zitterte für Furcht, ließ sogleich ine halten, und lief über Hals und Kopf davon, ohne weiter etwas zu sagen, als daß er überlaut schrie, die Preussen, die Preussen. Der größte Theil seines Kommando lief hinter ihm her, nur einige wenige, die zu unentschlossen oder zu herzhaft zur Flucht waren, blieben bey den Kriegsgefangnen zurück, nebst dem gefesselten Unteroffizier. Der Zug kam uns näher, und die bey uns gebliebnen Russen jauchzten für Freuden, da sie erkannten daß es Russen wären. Es war der General * * mit zwey Regimentern Infanterie. Er wunderte sich, uns mit so geringer Bedeckung da zu finden. Wir erzählten ihm alles was vorgegangen war, die unmenschliche Barbarey des Hauptmann Feige und seine Flucht. Er wurde sehr entrüstet darüber, besonders über das leztere, und schwur ihm eine nachdrückliche Strafe zuzubereiten. Er gab uns indessen einen Hauptmann mit funfzig Mann von seinem Regiment, und ließ uns dadurch weiter eskortiren. Ich war kaum drey Wochen in Rußland und an dem Orte meiner Bestimmung, als eines Morgens ein Kerl zu mir kam, und mir ein Kompliment brachte von einem Hauptmann, der mein

Landsmann wäre, der vor ein paar Tagen mit seiner Familie da angekommen, und gefährlich krank wäre, mit Bitte, daß ich ihn doch besuchen möchte. Ich gieng hin, und fand zu meinem Erstaunen eben diesen unmenschlichen Feige, auf einem elenden Strohlager, blaß, hager und abgezehrt, und zwey seiner Kinder bey ihm, ebenfalls krank, das dritte saß mit seiner Frau auf einer hölzernen Bank neben dem Lager. Er klagte mich, als den Urheber seines Unglücks an; ich hätte ihn bey dem General * * verklagt, darüber wäre er vom Regiment gejagt worden, und hätte dadurch sein ganzes Brod verloren, da er durch nichts in der Welt im Stande wäre sich etwas zu erwerben. Auf der Reise nach Pohlen wäre er den beyden Kosaken, durch die er den Unteroffizier hätte prügeln lassen, in die Hände gefallen, die ihn bis aufs Hemde ausgeplündert hätten. In dem ersten Russischen Ort hätte er seine Frau, die ihm nach Deutschland hätte nachreisen wollen, gefunden; sie wäre wieder mit ihm umgekehrt, und da sie bis Smolensk gekommen, wäre er mit zweyen seiner Kinder in eine gefährliche Krankheit gefallen, und in den Zustand gerathen, worin ich ihn da sähe. Er bäte mich also aufs flehentlichste, als Landsmann mich seiner anzunehmen, und durch einen kleinen Allmosen ihm das Unglück zu erleichtern, das er gr-

stentheils durch mich hätte. Ich erwiederte, ich wollte ihm in seinem jetzigen Zustande seine Barbarey, wodurch er sich denselben zugezogen, nicht vorwerfen, er würde es von selbst als eine göttliche Strafe erkennen und sich bessern; allein ich fühlte mich gar nicht verbunden, ihm aus dem Grunde, weil ich sein Verfahren pflichtmäßig angezeigt hätte, jetzt etwas zu geben, zumal da vermuthlich mehr seine Flucht, als meine Anzeige seine Abdankung bewirkt hätte. Indessen würde ich es für Pflicht halten auch einen boshaften Unglücklichen nach meinen Kräften beyzustehn, und sein Unglück so viel mir möglich zu mindern, wenn ich mich jetzt nur selbst im Stande befände dies zu thun. Mir wäre alles das Meinige genommen, und ich hätte weiter nichts als den kärglichen Kriegsgefangnensold. Damit er aber sähe, daß ich ihm nicht bloße Worte gäbe, und es an meiner Bereitwilligkeit nicht läge, wenn ich ihm nicht nachdrücklich helfen könnte, so wollte ich ihm hier mein ganzes gegenwärtiges Vermögen geben; und hiemit reichte ich ihm einen Rubel, den einzigen, den ich in meiner Tasche führte. Wäre es mir möglich, künftig von meinem kleinen täglichen Sold etwas zu ersparen, so wollte ich seiner eingedenk seyn. Nach vier Tagen schickte

er wieder, und ließ mich von neuem ansprechen, ich hatte nicht mehr als ein Zehnkopekenstück, das ich ihm überschickte. Drey Tage darauf ließ er mich wieder zu sich bitten, und da ich kam, bat er mich wieder auf das flehentlichste ihm etwas zu geben; ich stellte ihm die Unmöglichkeit und meine eigne Dürftigkeit vor, er aber ließ nicht nach, bis er mich durch seine Thränen so erweicht hatte, daß ich ihm ein erspartes Zwanzigkopekenstück gab. Ein paar Tage darauf schickte er wieder und ließ sich etwas ausbitten; um des ewigen Bettelns los zu werden, gieng ich zu ihm und versprach ihm alle Tage fünf Kopeken zu schicken, als den dritten Theil meines täglichen kümmerlichen Soldes: wofür er sich in den lebhaftesten Ausdrücken bedankte. Nicht lange darauf ward er wieder gesund, und kam zu mir, und verlangte mit mir zu essen; ich gab ihm was ich hatte, ein paar Kartoffeln und Brod, welches er begierig verschlang. Hinterher wollte er Brandwein haben, ich erwiederte, daß ich diesen weder zu genieſſen, noch im Hause zu haben pflegte. Was? in Rußland seyn, sagte er, und keinen Brandwein trinken? nun so geben sie mir wenigstens ein Zehnkopekenstück, daß ich mir ein Maaß dafür kann holen lassen. Ich erwiederte, ich hätte ihn ja gebeten, mir nichts weiter abzufordern, als die fünf Kope-

ten, die ich ihm täglich versprochen hätte, so lange er krank wäre; die wollte ich ihm auch heute noch geben, und legte ein Fünfkopekenstück vor ihm auf den Tisch. Was Herr? fuhr er auf, so dumm müssen sie mir nicht kommen. Sie sind nur einen pas weiter als ich, und wollen mich so stolz wie einen gemeinen Bettler abfertigen? das sollen sie mir nicht umsonst gethan haben. Er reiste den Tag darauf ab, und nach Petersburg. Vierzehn Tage nachher wurde ich in Verhaft genommen, und man kündigte mir an, daß ich nach Siberien transportirt werden sollte. Ich fragte nach der Ursache, und erfuhr endlich, daß der Haupmann Feige bey Hofe angezeigt hätte, daß ich mit den Feinden des Reichs und des Throns eine gefährliche Korrespondenz führte. Ich verlangte die strengste Untersuchung, um mich rechtfertigen zu können, allein sie ward mir abgeschlagen, und ich muste ohne alle Gnade mich bequemen nach Siberien zu gehn.

So weit reicht die Nachricht, die mein theuerster ewig geliebter Bischof, mit seiner eignen lieben Hand gegeben hat. Sein Schicksal ist wahrhaftig traurig, versetzte Karl, und das wider sein Verdienst. Ach wollte Gott! dies wäre alles, fuhr Lotchen fort. Hier fieng sie an die Hände zu ringen, und in einen

Strom von Thränen auszubrechen. Weinen sie nicht, meine Theureste, sagte Karl, sie haben vielleicht nur ungegründete Nachrichten. Nennen sie mich nicht ihre Theuerste, erwiederte Lottchen, ich war nur Eines Mannes Theureste, und werde mich nie von einem andern so nennen lassen: meine Nachrichten sind leider! mehr als zu gegründet, ein Offizier der mit ihm gereist ist, hat es mir erzählt. Als am 5ten May der Friede zwischen unserm und dem Russischen Hofe zu Stande kam, hofte ich schon, daß mein Geliebter auch mit andern die Freyheit erhalten würde; allein der gute Monarch lebte und regierte nicht so lange, daß seine Gnade sich auch auf ihn erstrecken konnte. Der heisse Dank meines Herzens war der jetzt glorreichst regierenden Kaiserinn vorbehalten, wenn ich nur ihrer Gnade hätte geniessen können. Sie schenkte meinem Bischof, und einigen andern Preussischen Offizieren, die sich noch in Siberien befanden, die Freyheit und Erlaubniß nach Hause zurückzukehren. Ihrer vier reisten zusammen, und hatten das Unglück zwölf Meilen diesseits Tobolsk von einer herumstreifenden Räuberbande angefallen zu werden. Nur einer entrann; mein Bischof wurde auf der Stelle, und die andern beyden auf der Flucht niedergemacht, und eben dieser Entronnene ist es, von dem ich die

schreckliche Nachricht habe. Was mein Herz seitdem gelitten hat, weiß Gott am besten; tausend und aber tausendmal habe ich schon gewünscht, daß es doch auf ewig möchte vor der Liebe, wogegen ich es so lange verwahrt hatte, verwahrt geblieben seyn, da ich ihre Süssigkeit nur so kurze Zeit empfunden habe, und jetzt zeitlebens ihren Schmerz empfinden werde. Karl saß eine ganze Weile stumm, unentschlossen und gedankenvoll: endlich fieng er an, ich wünsche nicht, daß diese Weissagung erfüllt, oder wenn es gar Vorsatz ist, daß derselbe ausgeführt werde. Lottchen weinte, und antwortete ihm kein Wort, und da er sich immer mehr auf eine versteckte Art seine Absicht merken ließ, sagte sie endlich, er würde ihr die gröste Gefälligkeit erweisen, wenn er sie ihrem Schmerz überliesse, sie könnte ummöglich ihre Gedanken mit einem andern Gegenstand, als mit eben diesem Schmerz beschäftigen, und dabey könnte ihre Gesellschaft ihm nicht anders als unangenehm seyn. Er möchte es ihr also nicht ungütig nehmen, wenn sie ihn bäte, sich zu ihren Aeltern zu verfügen, und sie allein zu lassen.

Karl sahe endlich wohl ein, daß er bey gegenwärtigen Umständen seiner Absicht mehr hinderlich als förderlich seyn würde, wenn er sich das geringste weiter davon merken liesse, und

reiſte alſo unverrichteter Sachen wieder von Halle ab. Einige Wochen nachher erhielt ſeine Mutter von ihm einen kläglichen Brief, aus Frankfurt am Mayn, worin er ihr meldete, daß er das Unglück gehabt hätte, beſtohlen zu werden, und alles ſein Reiſegeld einzubüſſen; er bat ſie auf das flehentlichſte, ihm dieſen Verluſt ſobald als möglich zu erſetzen. Seine Mutter wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen, es war gerade kein Geld vorräthig, und ſie ſahe ſich alſo genöthigt, gegen Verpfändung einer Obligation von einem Juden fünfhundert Thaler aufzunehmen, die ſie ihrem Sohn unverzüglich nachſandte. Er bezahlte davon noch einen kleinen Spielreſt; denn auch das übrige war ihm nicht geſtohlen, ſondern er hatte es im Spiel verloren, und ſetzte ſeine Reiſe nach Paris fort. Von hieraus empfieng die Hofräthinn drey Wochen nach Empfang des erſten Briefes den zweyten, gleiches Inhalts.

Allerbeſte, theureſte, ewig geliebte Mutter.

Ich bin zum Unglück geboren, dazu geboren, auch Ihnen unaufhörlich Kummer zu machen, und Sie um alles Ihrige zu bringen. Mein Stand und Charakter erforderte es, mich hier bey Hofe vorſtellen zu laſſen, und bey den Miniſtern und in andern vornehmen Geſellſchaften mich bekannt machen zu laſſen. Hier konnte ich Ehren

halber ein Spiel, das in Vorschlag gebracht wurde, weder vermeiden noch ausschlagen. Es wurde, wie hier in vornehmen Gesellschaften üblich ist, und Sie leicht werden erachten können, sehr hoch gespielt, und ich war so unglücklich nicht allein mein ganzes Vermögen zu verspielen, sondern auch noch zwölfhundert Thaler dazu schuldig zu bleiben. Dies ist leider noch nicht alles, einer von denen, welchen ich schuldig blieb, verlangte gleich auf der Stelle Bezahlung, und da ich ihm diese nicht leisten konnte, hat er mich hier ins Gefängniß setzen lassen, woraus ich nicht eher los kommen werde, als bis ich alles bezahlt habe. Erweisen Sie mir noch die einzige Liebe, die letzte welche ich von Ihnen in meinem ganzen Leben verlange, und retten Sie mich aus diesem Unglück; sonst muß ich hier verschmachten und für Elend vergehn. Sie können mir ja das, was Sie mir zu schicken die Güte haben werden, von meinem künftigen Erbtheil abrechnen. Anbey muß ich Ihnen eine Nachricht melden, die Ihnen unangenehm und angenehm zugleich seyn wird, und das letztere vielleicht in solchem Maaß, daß Sie mir darüber das Herzeleid vergeben, was ich Ihnen verursache: unangenehm, weil Sie neue Kosten davon haben, angenehm aber, weil Sie ein verlornes Kind wieder finden. In eben dem Gefängniß, worin

ich mich befinde, und worin eine beträchtliche Anzahl Unglücklicher Schulden halber sitzt, fand ich zu meinem grösten Erstaunen einen jungen Menschen, der mir sehr bekannt vorkam. Ich hatte nicht nöthig ihn lange anzusehn, um zu erkennen, daß es Rosalinde war. Sie klagte mir, daß sie hier in Paris funfzehnhundert Thaler schuldig sey, weswegen man sie ins Gefängniß gesetzt hätte, dabey versicherte sie, daß, wenn sie aus diesem Gefängniß erlöst würde, sie entschlossen wäre, wieder zu Ihnen zurückzukehren. Sie würde dieses schon längst selbst an Sie geschrieben haben, wenn sie sich nicht ihres vorigen Verhaltens wegen so sehr schämte, daß sie alles Herz und Vertrauen zu Ihnen darüber verloren hätte. Da sie in der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit nicht geschrieben hätte, auch nichts von Ihnen und Ihrer Gesinnung gegen sie wüßte oder gehört hätte, so hätte sie es nicht wagen wollen, mit einem Briefe dieser Art den Anfang an Sie zu schreiben zu machen. Dies habe ich Ihnen zu melden für meine Schuldigkeit erachtet, und ich hoffe, wie gesagt, ganz gewiß, daß es Ihnen angenehm seyn werde. Ich überlasse es Ihnen nun gänzlich, was Sie thun wollen, und verharre u. s. w.

N. S. Was macht mein kranker Vater? lebt er noch? fast muß ich das Gegentheil befürchten, wenigstens habe ich viel schreckliche Ahndungen deswegen.

So unangenehm der Hofräthinn dieser Brief auch war, wegen der ungeheuren Ausgabe, die ihr dadurch verursacht wurde, so versetzte sie doch die Nachricht, welche sie darin von ihrer Tochter erhielt, in die allerlebhafteste Freude. Nur war sie in einiger Verlegenheit, auf was Art sie das Geld übermachen sollte; ihre beyden Kinder waren im Gefängniß, und sie befürchtete, daß es gar nicht einmal an sie gelangen möchte, wenn sie es gerade an einen von ihnen addressirte. Hiezu kam, daß sie selbst wohl einsahe, daß sie ihrem Karl eine solche Summe durchaus nicht anvertrauen könnte, und von ihrer Tochter wuste sie nicht einmal, unter welchem Namen sie in Paris wäre. Endlich hielt sie nach einiger Ueberlegung fürs Beste, Juliussen, der verschiedener erheblichen Ursachen wegen seine Station in Stralsund verlassen hatte, und sich jetzt zu Hause befand, mit so vielem Gelde nach Paris zu schicken, als hinlänglich wäre, beyde aus dem Gefängniß zu erlösen, und nach dem Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Zugleich gab sie ihm den Auftrag, Karln bis Madrit, oder wenigstens bis an die Spanische Gränze zu begleiten, und genaue Aufsicht auf ihn zu haben, daß ihm nicht etwas Aehnliches als zu Frankfurt am Mayn und zu Paris geschehn war, wieder begegnete, und alsdann Rosalinden mit zurückzubringen.

Julius hatte die ganze Zeit über, da er in Stralsund gewesen war, sich bemüht, die grosse Verbindlichkeit, welche er dem seligen Kammerrath schuldig war, durch die fleissigste und sorgfältigste Erziehung seiner Kinder zu erfüllen. Er fand sie ein wenig verwildert als er hin kam, weil sie seit dem Tode ihres vortreflichen Vaters nicht die genaueste Aufsicht gehabt hatten. Demungeachtet glückte es ihm, sie ohne strenge Mittel wieder auf den rechten Weg zu bringen. Heinrich besonders war gewohnt worden, alles zu bekommen, was er haben wollte, und wenn er es nicht erhielt, warf er sich entweder auf die Erde, oder erhub ein entsetzliches Geschrey. Seine Mutter hatte das sehr gemeine Vorurtheil, er würde den Jammer kriegen, wenn er sich zu sehr erboste, und um dies Unglück zu verhüten, räumte sie ihm alles ein, was er wollte. Julius wurde dies zu seinem grossen Misvergnügen, bald nach seiner Ankunft, gewahr; er entdeckte es der Kammerräthinn offenherzig, und setzte hinzu, daß er es sich zur grösten Gefälligkeit von ihr ausbäte, ihn völlig bey der Erziehung ihrer Kinder nach seiner Ueberzeugung handeln zu lassen, und den Mitteln, die er zu ihrer Besserung anwendete, keine Hindernisse in den Weg zu legen. Er bäte besonders darum, daß wenn er den Kindern einmal etwas verböte, oder zu er-

langen abschlüge, die Kammerräthinn ihnen sol-
ches nie erlauben möchte, und umgekehrt sie das
von nicht abhielte, wozu er sie angewiesen hätte.
Sie versprach es, und unterschied sich auch wirk-
lich durch die genaueste Erfüllung dieses Verspre-
chens, und durch Besiegung manches Anfalls von
Schwachheit, die sie daran hindern wollte, auf
eine vortheilhafte Art von dem grossen Haufen
der Aeltern, denen der Hofmeister es fast nie
nach dem Kopfe macht, die seine besten Entwürfe
durch beynahe kindische Schwachheit vereiteln,
und durchaus nicht wollen, daß er ihren Kin-
dern auch nur ein sauer Gesicht machen soll;
die ihn, wenn es geschehn ist, auf die imper-
tinentste Art anfahren, und wohl gar die Un-
verschämtheit besitzen, dies in Gegenwart der Kin-
der zu thun, welche sie auch wohl durch Ertheilung
eines Spielzeugs oder einer andern ihnen angeneh-
men Sache, über einen Verweis, oder Strafe die sie
bekommen haben, oder auch über ein untersagtes
schädliches Vergnügen zu trösten pflegen; ohne zu
bedenken, daß sie ihren Kindern dadurch alle Ach-
tung gegen den Mann benehmen, der an ihrer
statt, oder mit ihnen gemeinschaftlich das Geschäft
der Erziehung besorgen soll, und dazu ganz unum-
gänglich die uneingeschränkteste Achtung nöthig hat.

Julius suchte, was jeder vernünftige Erzie-
her suchen muß, bey seinen Eleven nicht blos

Achtung und Furcht, sondern auch Liebe zu erlangen; er war davon überzeugt, daß diese im Grunde nicht dadurch erhalten wird, wenn man den Kindern in allen Stücken zu Willen ist; weil sie gröstentheils schlau genug sind, oder richtiger zu reden, Gefühl genug haben, unsre Schwachheit von unsrer Liebe zu unterscheiden. Sie lieben den im Grunde weit mehr, der ihnen einmal etwas abschlägt, und die andre Bitte bewilligt, als den, welcher nicht stark genug ist, ihnen irgend etwas zu versagen: weil sie sehn, daß jener abschlagen kann wenn er will, und daß es also Güte und Wohlwollen von ihm ist, wenn er giebt; da sie sich hingegen über diesen schon eine Art von Herrschaft anmassen, und es gewissermassen für Schuldigkeit oder Nothwendigkeit halten, daß er thut was sie wollen. Allein er war auch eben so sehr überzeugt, daß Liebe noch weniger durch Eigensinn, mürrisches Wesen, Unbiegsamkeit, Unerbittlichkeit und ungegründeten Abschlag erhalten wird. Er bemühete sich also allemal, so oft er den Kindern etwas versagte, was sie haben wollten, dahin, ihnen den Grund zu zeigen, warum er es ihnen versagte. Vielleicht wäre dies weniger nöthig, bey Kindern die ihr Erzieher von der Wiege an unter seinen Händen hat, und sie also an blindes Vertrauen und blinden Gehorsam gewöhnen

kann: wiewohl nach Julius Meynung es auch bey diesen besser wäre, sie so oft es geschehn kann, den Grund sehn und fühlen zu lassen, warum man so oder so mit ihnen verfährt. Das Ba! Ba! welches die Ammen und Wärterinnen den Kindern zurufen, wenn sie etwas nicht angreifen sollen, glaubte er, würde von weit besserer Wirkung seyn, wenn man ihnen dann und wann einen heissen Teller, oder sonst etwas das Schmerzen ohne Schaden verursachte, hinstellte, und indem sie dies angriffen, das Ba! Ba! dazu sagte, so würden sie, durch das Gefühl überzeugt, bald mit diesem Ton der Warnung den Begrif des Schädlichen verbinden, und uns in der Folge leicht glauben, daß wir blos, um sie für Schaden und Schmerz zu bewahren, sie warnten, und ihnen dies oder jenes versagten. Aber noch weit nöthiger hielt er es bey Kindern, die schon etwas heran gewachsen sind, und uns und unsre Gesinnungen gegen sie noch nicht aus der Erfahrung kennen, um sicher überzeugt seyn zu können, daß Liebe die Quelle unsers Verfahrens gegen sie ist. Die Gründe aber, welche Julius zum Beleg, und zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen seine Eleven brauchte, waren selten aus der Ferne, selten aus der weiten Zukunft hergenommen, sondern sie lagen gemeiniglich in der Nähe und vor ihren Augen; und wenn

sie gleich ihrer eigentlichen Natur nach entfernter waren, so suchte er sie doch von einer Seite vorzustellen, die näher schien.

Fritze hatte einen starken Hang zum Spiel; Julius sahe, daß diese Leidenschaft entweder gar nicht, oder doch nicht leicht auszurotten seyn würde; er suchte ihr also eine Richtung zu geben, die dieselbe nicht allein unschädlicher, sondern auch von einer andern Seite nützlich machte. Er lenkte sie nehmlich auf das Schachspiel welches er ihn lehrte, und selbst, so oft Fritze den Tag über fleissig und artig gewesen war, des Abends mit ihm spielte. Dieser fand bald einen grossen Gefallen an diesem Spiel, ja einen weit grössern als an jedem andern, und jener erreichte dadurch theils den Vortheil, daß Fritze, um das Vergnügen zu haben, am Abend mit seinem Vetter ein Schachspiel machen zu können, den Tag über fleissig und artig war, theils daß er die Lust an Spielen verlor, wobey der Geiz interessirt ist mit allen seinen Gefährten und Begleitern; anstatt daß beym Schach weiter kein Zweck für ihn war, als sich und seinen Mitspieler von seinem Scharfsinn, von seiner Geschicklichkeit Plane anzulegen und auszuführen, und von seiner Vorsichtigkeit zu überzeugen, und im Gegentheil wenn er verlor, ihm weiter nichts übrig blieb, als seine Ungeschicklichkeit und Un-

vorsichtigkeit anzuklagen. Die Hauptabsicht aber, welche Julius dabey hatte, war, den Verstand und das Nachdenken des Knaben zu schärfen, und ihn an Ueberlegung und Vorsichtigkeit zu gewöhnen. Selbst Heinrich, der sonst immer sehr zerstreut war, und an allem was Nachdenken erforderte, nicht viel Geschmack fand, bekam zu diesem Spiel Lust, weil er sahe, daß sein Bruder es mit so vielem Vergnügen mit seinem Vetter spielte.

Eine andre Unterhaltung, die Julius als eine Uebung, Verstand und Nachdenken zu schärfen, mit Fritzen anstellte, war das Dechifriren, welche Uebung er ebenfalls von mehr als Einer Seite nutzbar zu machen suchte. Er und Fritze schrieben an einander Briefe in Chifren, welche der andre allemal entziefern muste; seine Briefe enthielten immer moralische Grundsätze, oder merkwürdige Umstände aus der Geschichte, oder andre gemeinnützige Dinge. Hier ist einer davon zur Probe.

Shlpmlpdethvedfrhdelmkthesmwweghzeulx hwldktehgpmlfewntmhbepmlwdktvuhgulfbuhrbdktu lxdwembwnmuktulfbuhrbdk'. fbhdktsntbhgtmbe hlxdhshldfwehlphlwkthlxm vsnlmktwdhpdethvedfr hdeweghzhl. sdnnwexumbwnldhpmbwulfbuhrb dktwhqlwnpuwexuldhpmnwhesmwxugktmuwtmzhl snbbhl.

dhvguhthgpmlwdktmlxniwsuehfhsnhtlexhwen
ehdktehgsdgxhwulw. dhphtgsuehwsdgmlulwtmz
hlxhwenbdhzhgtmzhlulwmlxhghphlwkthl. dhbdh
zhgwdhulwtmzhlxhwenphtgsuehwetulwdhulw.

Shllsdgxmwchgznehlhetulvnpmkteulwxmwv
hnzhrmuposnmlfhlhtphpdluehlulwxmfhfhltulxhgee
gmugdfhweulxhl.

hwdwerhdlhfgnhwwhghvghuxhdlxhgshbembw
xdhshllpmlvdlxhexmwwpmlwdktfhzhwwhgrtmenxh
gxmwwpmldpsuehlvufhlnpphltme.

Julius lehrte seinen Fritz bey Gelegenheit verschiedene Bücher kennen, die diese Kunst betreffen, als Breithaupti Artem decifratoriam, Conradi Cryptographiam denudatam, Trithemii Steganographiam, und andre mehr, und Fritz wandte alle seine Kräfte an, das erstere, welches er in Händen hatte, unter Julius Beyhülfe zu verstehn, und für sich zu übersetzen, welche Gelegenheit dieser auf eine vortheilhafte Art nutzte, jenem eine beträchtliche Wortkenntniß im Lateinischen beyzubringen. Nach Verlauf von anderthalb Jahren schritt Julius zu einer andern stärkern Uebung, den Verstand und die Schliefskraft seines ältesten Eleven zu schärfen, fort, vermittelst der Buchstabenrechnung, wozu er ihm durch allerley Lustexempel zuerst Neigung beybrachte. Mit dem Unterricht in der lateinischen

Sprache verfuhr er so, daß er Fritzen ein interessantes Stückchen Geschichte, oder eine Fabel aus dem Phädrus erzählte, und wenn er merkte, daß Fritz begierig zuhörte, so empfahl er ihm den Phädrus, oder den Geschichtschreiber, bey dem das erzählte Stück stand, den Nepos, Eutropius, Justin, Sallust, Curtius oder Cäsar selbst nachzulesen, da würde er alles ausführlicher und besser erzählt finden, als er Julius es erzählen könnte. Fritz setzte sich hin und schlug alle Wörter, die er nicht wuste, in seinem Wörterbuch auf, und wenn dies geschehn war, setzte er sie zusammen, und machte eine ordentliche Uebersetzung des vorliegenden Stücks. Wenn dies geschehn war, las Julius sie durch, und wenn, wie im Anfang gemeiniglich geschah, die Uebersetzung bloß lexikalisch und nach der lateinischen Wortfolge oder Verbindungsart gemacht war, so nahm Julius deutsche Redensarten, die der gebrauchten ähnlich waren, übrigens aber im gemeinen Leben vorkommen, und ließ Fritzen urtheilen, ob man sich im Deutschen wohl so ausdrücken könnte oder würde? z. E. Fritz übersetzte pro victore se gesit, er hat sich für einen Sieger betragen. Julius fragte: pflegen wir wohl im Deutschen zu sagen: Du hast dich für ein artiges Kind betragen? Warten sie

einmal, lieber Herr Vetter, sagte Fritz, ich will einmal nachdenken. — — — nein, so sagen wir nicht. — — Nun, wie sagen wir denn? — — du hast dich als ein artiges Kind betragen. — — Recht, mein Lieber, wie hättest du also setzen müssen? — — er hat sich als ein Sieger betragen. Wenn Julius seine Absicht erreicht hatte, so machte er allemal die Anwendung davon, daß er Fritzen zeigte, daß nicht zwey Sprachen in der Welt durchaus und überall einerley Wendungen hätten, daß jede ihr Eigenthümliches hätte; daß ein Wort der einen Sprache, welches ein Wort der andern in sehr vielen Fällen ausdrückte, dasselbe nicht immer ausdrücken könne. Hiebey zeigte er ihm den Unterschied der Wörter, und der Bedeutung eines Worts in verschiedenen Fällen, und machte ihm den Begrif, den es in verschiedenen Verbindungen hätte, durch Beschreibung deutlich. Zugleich ließ er ihn die Grammatik nachschlagen, und die Regeln nachsehn, nach welchen der Lateiner gerade diese Wortverbindung und keine andre brauchte.

Am meisten beschäftigte Julius seine Eleven mit der Geschichte, nicht nur, weil es sein Lieblingsstudium war, sondern weil er es auch als das dem kindlichen Alter angemessenste und nützlichste ansah; indem sie das daraus Vorgetragne nicht nur leicht verstehn, und in den frühesten

Jahren schon verstehn können, sondern weil sie es auch fast durchaus gerne hören. Ueberall verband er damit die Erdbeschreibung, und zeigte ihnen die Länder, Städte und Flüsse, die in seinen Erzählungen vorkamen, auf der Landcharte. Selten las er etwas vor, und wenn er es that, geschah es mehr in der Absicht, den Kindern ein Muster im guten, deutlichen, accentmässigen Lesen zu geben, als sie durch Vorlesen Geschichte zu lehren. Oft mußte eins der Kinder vorlesen, und damit er sie sämtlich in Aufmerksamkeit erhielte, so mußte theils der Lesende den Ton den Sachen gehörig angemessen setzen, theils die beyden Zuhörenden über das Vorgelesene ihre Anmerkungen machen. Noch öfter mußten sie für sich lesen, und ihm dann das Gelesene erzählen; welches er besonders von Fritzen forderte: und wenn dieser falsch erzählte, so berichtigte er dessen Erzählung, oder half ihm ein. Am allerhäufigsten aber erzählte er selbst, und zwar in einem muntern, unterhaltenden Ton, als wenn er ihnen lauter Begebenheiten erzählte, die er selbst erlebt hätte. Er betrachtete die Geschichte besonders aus dem Gesichtspunkte, wie sie uns die Wege zeigt, welche die göttliche Fürsehung genommen hat, um das ganze menschliche Geschlecht durch Aufklärung des Verstandes, und eine reine Erkenntniß und Verehrung des Schöpfers glücklich

zu machen. Er bemerkte derohalben immer bey jeder folgenden Begebenheit, wie die vorhergehende nöthig gewesen, um diese zu bewirken, und wie sich alle Begebenheiten in der Welt, sie seyen groß oder klein, in dem einen Hauptzweck concentriren, das menschliche Geschlecht aufzuklären, und zur immer bessern Erkenntniß Gottes zu bringen.

Hier ist die Skizze davon, die er in einer Stunde Fritzen und Emilien vorlegte, und in den folgenden Stunden ausmahlte.

Gott schuf unsern Erdball mit allem was darauf ist, auf einmal, durch seinen blossen Willen. Wann, das wissen wir nicht, vermuthlich aber schon vor vielen tausend Jahren. Unter den gleich im Anfange erschaffnen Dingen war auch ein Menschenpaar, durch deren Kinder, Enkel und Urenkel nach und nach die Welt bevölkert wurde. Alles was aus den vorhandnen Dingen entstehn konnte, erschuf Gott nicht, also auch keine Kenntnisse. Die Menschen sollten sie nach und nach durch den Gebrauch ihrer Sinne und ihres Verstandes lernen. Beyde waren noch ungeübt; die ersten Menschen waren wie Kinder, ihre Seele war zu schwach und ihr Verstand noch nicht vorbereitet, Gott in dem Maaß zu kennen, wie er von Menschen erkannt werden kann. Gleichwohl sollte nach Gottes Absicht das Menschengeschlecht

mit der Zeit hiezu gelangen. Die thierische Lebensart der ersten Menschen, und die dadurch erwachsene totale Verschlimmerung würde bald auch den wenigen guten Samen zur Aufklärung und Erkenntniß Gottes, der unter einem oder dem andern Stamm oder Familie übrig, und vielleicht von einer ursprünglichen nähern, doch dem kindlichen Alter der Welt angemessenen, also nicht weit gehenden Anleitung Gottes herzuleiten war, erstickt, und mithin den ganzen grossen Zweck Gottes mit dem Menschengeschlecht vereitelt haben. Durch grosse Ueberschwemmungen vertilgte Gott, die schlimme, nicht zu bessernde Race, und ließ einige wenige gute übrig, die an Aufklärung und Gotteskenntniß weiter waren als der erste Mensch, und also auch eine bessere Nachkommenschaft über die Welt verbreiten konnten, als dieser. So nimmt der Gärtner dem Baum die wilden Zweige, damit sein Saft ungetheilt in das Pfropfreiß gehe, und durch dieses in tausend fruchtbringende Zweige ausschlage. Hätte Gott nicht die Welt im Allgemeinen bessern wollen, so wäre diese grosse Revolution nicht nöthig gewesen; hätten vom ersten Menschen schon so gute Abkömmlinge entstehn können, als von den Erretteten, so war sie ebenfalls nicht nöthig. Er hatte wenigstens den Vorrath von Erfahrung der in einigen Tausend Jahren gesammelt war, zum Voraus. Gott wollte

dereinst durch ein höheres Wesen allgemeine Aufklärung und reine Gottesverehrung auf Erden verbreiten, ich meyne durch Christum. Ihr fragt vielleicht, warum er das nicht gleich that? Um schwache Speise zu geben, war keiner vom Himmel nöthig, und die starke Speise die Christus gab, war für die Kindheit der Welt viel zu stark. Aufklärung und Kenntniß und Milderung der Sitten muste erst allgemein werden, ehe Christus erscheinen konnte. Wohlan, wir wollen sehn, durch welche Mittel die göttliche Fürsehung diese nach und nach veranstaltet hat. Wären die Menschen zusammen in einem Bezirk, in einem Winkel der Erde wohnen geblieben, so konnten sie weiter nichts beobachten, als was in diesem Bezirk war, und so klein der Kreis ihrer Beobachtung war, so klein würde auch der Kreis ihrer Kenntnisse gewesen seyn. Ihre anwachsende Zahl und vielleicht auch Disharmonie zwang sie, sich zu zertheilen; ein Stamm zog in diese Gegend, der andre in eine andre. Sie hatten noch wenig Begriffe, als sie auseinander zogen, also hatte ihre Sprache auch wenig Wörter; sie gehörte gar nicht zu einer der jetzt bekannten Sprachen, aber sie war das Fundament von allen. Die wenigen Begriffe, welche sie hatten, werden noch jetzt in allen oder doch in den meisten Sprachen auf ähnliche Art ausgedruckt, ja diese Wör-

ter würden noch ähnlicher seyn, wenn nicht die Zeit sie entstellt hätte. Jeder fand nun in seinem Kreise neue Brgriffe, und muste dazu Wörter haben; da die Stämme der Menschen zertheilt waren, so konnten sie nicht mit einander Abrede darüber nehmen, und also entstanden verschiedene Sprachen. Aber was das wichtigste ist, da die Menschen immer weiter und weiter über dem Erdkreis verbreitet wurden, so lernte auch das ganze Geschlecht zusammen genommen, den ganzen Erdkreis kennen. Der eine beobachtete und lernte in diesem Theil desselben etwas, was der andre in einem andern nicht wußte: und dieser hatte dagegen Gelegenheit etwas zu erfahren, was den andern verborgen war. Die Summe aller Kenntnisse, welche also unter alle Menschen vertheilt war, fieng schon an beträchtlich zu werden, wenn es gleich wenig war, was jeder einzele Mensch, jedes einzelne Völkchen wuste. Es kam nun nur darauf an, diese Kenntnisse näher zusammen zu bringen und zu koncentiren, damit sie das Fundament eines grössern schönern Baues werden konnten. Gottes Fürsehung, die alles, selbst das Schlimme zum guten Zweck anwendet, bediente sich des Eigennutzes und der Habsucht der Menschen, um Schiffahrt und Handel entstehn zu lassen, und dadurch Kommunikation zwischen den zerstreueten Menschen zu eröffnen. Die

Phönicier befuhren mit ihren Schiffen fast alle Küsten Europens, und lernten von dem einen Volke dies, und von dem andern etwas anders, und theilten gegenseitig auch unvorsetzlich den Völkern, die sie besuchten, einen Theil ihrer Kenntnisse mit. Die Griechen hatten vermöge ihres glücklichen Klima eine offene fähige Seele, zu Schlüssen und Erfindungen disponirt: hier fiel der Same den Phönicier ausstreuten in ein gutes Land, und trug hundertfältige Frucht. Nach und nach entstanden unter ihnen, nachdem mechanische Künste schon zu einiger Höhe gelangt waren, Dichter, Weltweisen und Gesetzgeber, durch welche moralische Begriffe angelegt, erweitert, vervollkommt, und der Handlungsart der Menschen eine gewisse regelmässige Richtung gegeben wurde. Alles Vorbereitung auf die künftige allgemeine Verbesserung. Auf der andern Seite erzeugte und erhielt die göttliche Fürsehung unter einigen Familien die Idee von einem einzigen wahren und unsichtbaren Gott, den mächtigsten Schritt zur moralischen Verbesserung der Menschen. Von diesen Familien entsproß ein ansehnliches Volk, dem jene Idee durch Ueberlieferung mitgetheilt wurde. Um sie bey demselben unverfälscht und unvermischt von dem Aberglauben der Vielgötterey zu bewahren, war es nöthig, demselben eine solche Verfassung zu geben, wodurch es von allen

übrigen Völkern aufs strengste abgesondert wurde. Das Gute, was hiedurch bewirkt wurde, überwog die Unvollkommenheit, daß nun durch die Absonderung dieses Volks auch ihre Religionsbegriffe nicht so leicht unter die übrigen Völker verbreitet werden konnten. Um indessen auch dies zum Theil zu bewirken, ließ die Fürsehung es geschehn, daß dies Volk, nachdem der Begrif von einem wahren Gott fest genug Wurzel unter ihm geschlagen hatte, von einem mächtigern überwunden und in andre Länder geführt wurde. Es fehlte nun noch zur leichtern Verbreitung der künftigen allgemeinen Aufklärung durch Christum, daß die ganze kultivirte Welt einerley Sprache hätte, oder wenigstens verstünde, damit in derselben überall gelehrt werden könne; und daß auch der hohe Grad von Kultur, der sich schon bey den Griechen fand, andern Völkern mitgetheilt würde. Das erstere und vorläufige Mittel hiezu waren die Reisen der griechischen Philosophen, nach Aegypten und asiatische Länder, die vielen Kolonien, welche die Griechen überall anlegten, und die Kriege der Griechen mit den Persern. Die letztern brachten bey Gelegenheit ihrer Züge nach Griechenland schon vieles mit nach Hause, was sie vorher nicht wusten und nicht kannten. Endlich aber erfolgte die grosse und merkwürdige Revolution, da die Fürsehung sich des Ehrgeizes

Alexanders bediente, um die Griechen über ganz Asien zu führen, den kultivirten Theil desselben, der ihrer höhern Kultur fähig war, ihnen zu unterwerfen, und dadurch nicht allein die unter ihnen herrschende Aufklärung allgemeiner, sondern auch ihre Sprache von der Donau bis an Indus bekannt, und in dem grösten Theil der dazwischen gelegnen Länder herrschend zu machen. Der Beyfall, welchen griechische Philosophie und Gelehrsamkeit unter Römern fand, nöthigte auch diese, sich auf die griechische Sprache zu legen, und durch sie wurde sie in alle ihre Provinzen verbreitet. Nun konnte, wer griechisch verstand, in Aegypten, Syrien, Armenien, Natolien, Grichenland, und in alle kultivirte Provinzen des Occidents reisen, reden und lehren, und er wurde überall verstanden. Allein doch würde die künftige Ausbreitung des Christenthums unendlich mehr Schwierigkeiten gefunden haben, wenn der kultivirte Erdkreis unter verschiednen Herren gestanden hätte, deren verschiedene politische Verhältnisse untereinander, eine solche Kommunikation, als das Christenthum nöthig hatte und mit sich brachte, nicht würden verstattet haben. Daher fügte es die Fürsehung, daß sich das Reich der Römer vom atlantischen Meer bis an den Euphrat ausbreitete, und nur noch von Barbaren rundumher begränzt wurde. Gerade zu der Zeit, da dies Reich alles

was es je besessen hat, in sich vereint hatte, da es auf den höchsten Gipfel nicht allein seiner Macht und seines Glücks, sondern auch seiner Kultur gestiegen war, erschien Jesus Christus, und lehrte unmittelbar diejenigen, welche Lehrer des ganzen Erdbodens werden sollten. Durch diese wurde Christenthum, reine, der menschlichen Natur aufs vollkommenste angemessene Religion und Verehrung des höchsten Wesens, und alle Aufklärung, welche diese mit sich brachte, durch alle Provinzen und Länder des römischen Reichs gebracht; sie faßte darin bald Wurzel, und wuchs hernach allmählig, wie alles unter Gottes Hand wächst, körperliches und geistiges. Auch die barbarischen Völker sollten Theil an diesem Licht haben, vermuthlich würden andere grössere Absichten Gottes gehindert worden seyn, wenn er auch diese von den Römern hätte wollen unterjochen lassen. Wir können dieses aus den Erfolgen nur unsicher muthmassen. Gott kehrte es also um, und führte barbarische und rohe Völker, Gothen, Vandalen, Franken, Heruler, Longobarden in kultivirte Länder, wo sie von den Ueberwundnen Kultur und Christenthum annahmen. Andre Völker blieben im Orient übrig, die für das sanfte Christenthum zu rauh und wild waren, Araber, Türken, Mogolen, Tataren, auch diese sollten nach Verhältniß ihres Seelenvermögens gebes-

fert werden, und besonders zur Erkenntniß der wichtigen Wahrheit gelangen, es ist nur Ein Gott, allmächtig, ewig, gerecht und allgütig; daher ließ die Vorsehung den Muhammed aufstehn, und bediente sich seines schwärmerischen Ehrgeizes zur Erreichung dieses grossen Zwecks. Auch dieser wilden Völker führte sie einen Theil in christliche mehr aufgeklärte Länder, vermischte sie mit Christen, und eröfnete ihnen durch Kriege und Staatshandlungen Gemeinschaft und Verkehr mit angränzenden christlichen Ländern, damit sie durch diese aus der Barbarey, woraus ihre Religion allein sie nicht zu reissen vermochte, nach und nach gezogen würden. Noch einen andern Zweck erreichte die Fürsehung hiedurch; vor diesen Barbaren floh eine grosse Menge griechischer Gelehrte in die Abendländer, und vereinigte ihre Kenntnisse mit den Abendländischen, und so wurde aus zwey kleinern Flüssen ein grosser Strom; der Occident erhielt dadurch so viel Licht, daß die Reformation durchbrechen, die durch menschliche Leidenschaften entstellte Religion reinigen, und den stärksten Schritt zur grösten Aufklärung der Welt, der seit der Pflanzung des Christenthums geschehn war, thun konnte. Noch lag ein ganzer Theil der Welt in der niedrigsten Kindheit, verbunden mit der unmenschlichsten Barbarey, die keine Kultur, wenigstens keine baldige zuließ. Gott

brauchte Neugierde und Golddurst der Menschen, um auch diesen Theil mit dem schon zur hohen Kultur gestiegnen in Verbindung zu bringen, und so wie er sich ehemals eines sinnlosen Elements bedient hatte, bediente er sich jetzt der Grausamkeit hartherziger und unmenschlicher Espanier, um Millionen nicht zu bessernder Menschen auszurotten, damit die übrigen und ihre Nachkommen desto leichter und eher aufgeklärt werden könnten.

Dieser allgemeine Entwurf machte schon Fritzen auf die nähere Ausführung äusserst begierig; Julius behielt bey derselben immer den nehmlichen Gesichtspunkt bey, so daß er bey jeder grossen Begebenheit, bey jeder merkwürdigen Revolution, bey jedem Kriege zeigte, wie viel derselbe zur Kultur und Aufklärung eines einzeln Volks oder des ganzen Menschengeschlechts beygetragen, und welche Stelle man demselben in dem göttlichen Erziehungsplan dieses Geschlechts einräumen müßte. Er besaß dabey die Gabe, seine Erzählung durch so viel kleine für Kinder interessante Umstände, die er mit einstreuete, so anziehend zu machen, daß sie ihm mit Vergnügen stundenlang zuhören, und das Gehörte den Tag darauf mit grosser Fertigkeit wieder erzählen konnten.

So viel Freude ihm übrigens Fritze durch sein Genie, und durch die Fertigkeit, womit er alles

lernte, durch den Fleiß den er darauf verwandte, und durch sein sonstiges gutes Herz machte, so viel Besorgniß hatte er auch seinetwegen, da er bey ihm Hang zur Wollust entdeckte, und von der Richtigkeit dieser Entdeckung immer mehr überzeugt wurde. Da sich dieser Hang noch zur Zeit durch weiter nichts äusserte noch äussern konnte, als durch eine starke Neigung zum zweyten Geschlecht, und besonders zu schönen Personen, so wurde es Juliussen um desto schwerer dagegen zu arbeiten, und zwar so dagegen zu arbeiten, daß durch die Medicin der Krankheit keine neue Nahrung gegeben würde. Er wachte darüber, daß Fritz sehr mäßig essen und trinken, und keine zu nahrhafte Speisen geniessen muste, er ließ ihn selten oder nie allein, suchte ihn so viel möglich beständig zu beschäftigen und zur Arbeit zu gewöhnen, und flößte ihm daneben die äusserste Bescheidenheit, Blödigkeit und Zurückhaltung gegen das zweyte Geschlecht ein. War er mit ihm in einer Gesellschaft, wo er merkte, daß Pfänderspiele gespielt, oder sonst geküßt werden würde, so entfernte er sich den Augenblick mit Fritzen aus der Gesellschaft. Ueberdem erzählte er ihm bey aller Gelegenheit wahre und erdichtete Beyspiele von Menschen, die sich durch zu genauen Umgang mit dem zweyten Geschlecht unglücklich gemacht hatten. Und weil er auch wuste, daß Fritz noch

immer die stärkste Ehrfurcht gegen seinen seligen Vater hatte, so brachte er ihm die Meynung bey, daß dieser sich beständig unsichtbar um ihn befände, auf alle seine Handlungen Acht hätte, und alles sähe, was er auch im Verborgnen thäte. Weil er aber befürchtete, daß alles dieses nicht zureichen möchte, eine so schwer zu überwindende Neigung, wobey man gleichsam mit der Natur selbst zu kämpfen hat, zu bezwingen, so suchte er ein Uebel durch ein anderes weniger gefährliches zu vertreiben, und wandte deswegen alles an, den Ehrtrieb in Fritzen zu verstärken, und demselben zugleich unvermerkt die Richtung zu geben, daß er ein Mittel wider die Wollust wurde.

Der Erfolg aller dieser Bemühungen war so, daß Julius voraussahe, daß wenn er Fritzen nur bis zum achtzehnten Jahr unter seiner Aufsicht hätte, dieser alsdann Festigkeit genug erlangt haben würde, allen Reizen und Verführungen der Wollust hinlänglich zu widerstehn. Allein die Umstände wollten es anders, Fritze und seine Geschwister sollten nicht länger als ins dritte Jahr das Glück von Juliussen geführt und unterrichtet zu werden, und dieser nicht länger das Vergnügen geniessen, seine theuerste und liebste Pflicht zu erfüllen. Gewisse Vorfälle, deren Erzählung anstössig seyn könnte, und die man zugleich aus Schonung gegen eine sonst nicht böse Person verschweigt, über

deren Charakter sie ein nachtheiliges Licht werfen könnten, nöthigten Julius, die Verbindung in dem Hause seines theuren Onkels aufzuheben und Stralsund ganz zu verlassen. Sein Vater hatte dies zwar schon vorher verschiedenemale von ihm verlangt, und ihn zu bewegen ihm seinen nahen Abschied aus der Welt vorgestellt, allein er hätte zwar, um seine Pflicht als Sohn zu erfüllen, eine Reise in Gesellschaft seines ältesten Eleven nach Halberstadt gemacht, wäre aber doch, wenn er da nicht mehr nöthig gewesen, wieder zurückgekehrt, wenn die vorhin erwähnten dringende Vorfälle sich nicht ereignet hätten: so aber brauchte er die Krankheit seines Vaters nur zum Vorwande der gänzlichen Trennung. Er sorgte indessen für einen guten und redlichen Nachfolger, von dem er hoffen konnte, daß er seine Stelle völlig wieder ersetzen würde. Dies war einer seiner Freunde, der das Unglück hatte mit einem Auge blind zu seyn, und eine sehr häßliche Bildung zu haben, übrigens aber ein sehr rechtschaffner und geschickter Mann war, der überdem eine sehr schöne Gabe zu unterrichten und mit Kindern umzugehn hatte. Diesem empfahl er seine Eleven und besonders Fritzen auf das nachdrücklichste und dringendste, nahm von allen den rührendsten und zärtlichsten Abschied und reiste darauf zu seinem Vater nach Halberstadt.

Die Reisegesellschaft bestand aus sechs Personen, unter welchen sich besonders ein Mann von

mittlern Jahren und Grösse, nicht nur durch sein kränkliches Ansehn, sondern auch durch sein melancholisches Wesen auszeichnete. Er saß hinten im Wagen neben Julius, welcher sich alle Mühe gab ihn aufzuheitern, allein ohne Erfolg, bald hatte er nicht Lust zu sprechen, bald konnte er für Husten und Räuspern nicht. Als sie vier Meilen mit einander gereist waren, wurden sie etwas vertrauter, und der Fremde fieng nach und nach an, sich eins und das andre aus der Ferne vernehmen zu lassen, und stieß Seufzer und einzelne Verwünschungen aus, die ohngefähr die Ursache seiner Leiden andeuteten. Julius, der etwas vermuthete, konnte doch anfänglich nicht anders als in allgemeinen Ausdrücken antworten, die indessen so eingerichtet waren, daß manches davon auf die persönlichen Umstände des Fremden zu passen schien, und dieser sich endlich so getroffen und gerührt fand, daß er ein völliges Vertrauen zu Julius faßte, und sich ihm ganz entdeckte.

Mein ganzes Unglück, die unselige Quelle aller meiner Leiden ist, ich weiß nicht welches von beyden ich nennen soll, Liebe oder Wollust. Ich glaube, daß mir dies Uebel angeboren ist, wenigstens erinnere ich mich, daß ich schon in meiner frühern Kindheit nicht ohne unreine Empfindungen gewesen bin, selbst zu einer Zeit, wo die Na-

für bey mir noch nicht zur Reife gekommen war. Meine Aeltern und ersten Lehrer hatten mir aber so gute Grundsätze eingeprägt, daß ich vielleicht stark genug gewesen seyn würde, die Leidenschaft nie zum Ausbruch kommen zu lassen, wenn mir nicht jene sehr frühe durch den Tod wären entrissen, und dagegen schon in jungen Jahren so starke Gelegenheit zur Verführung gegeben worden. Die Armuth und Hülflosigkeit, worein ich durch den Tod meiner Aeltern versetzt wurde, nöthigte mich, die Schule zu M** zu besuchen, weil ich wuste, daß dort dürftige Schüler mancherley Gelegenheit hätten, ihr Auskommen zu finden. Ich wurde in das Chor aufgenommen, und weil ich eine gute Stimme hatte, auch schon vormals durch meinen Vater, der ein Kantor war, in der Musik unterrichtet war, und daher sehr gut treffen konnte, so gelang es mir bald, daß ich Präfectus wurde, und eine gute Einnahme bekam. Allein eben diese Einnahme wurde auch bald Reiz und Gelegenheit für mich zur Ausschweifung. Ich war unverständig genug zu glauben, daß der Genuß des Branteweins meinen Baß verbessern würde, und brauchte ihn anfänglich bloß als ein Mittel dazu, bald aber kam es so weit, daß ich ihn aus Trieb und Neigung trank, so wie viele andre meiner damaligen Mitschüler. Die traurigen Folgen davon empfinde ich jetzt in meinem sechs und drey-

sigsten Jahre bitter genug, Schwindsucht, und ein im Grunde verdorbener Magen, macht mich zum ungezweifelten Kandidaten des Grabes, das ich gleichsam jeden Augenblick offen vor mir sehe; und jeder Blutauswurf, der leider sehr oft bey mir sich ereignet, erinnert mich mit der erschrecklichsten Reue und den grimmigsten Bissen meines Gewissens an die Jahre meiner Jugend. Alle Arzneyen, die ich schon in ungeheurer Menge gebraucht habe, sind unnütz und vergebens verschwendet, und wenn ich nach einem Aderlaß mein Blut ansehe, das eine ganz unnatürliche Farbe hat, so schaudert mir die Haut. Mein Magen will keine Speise mehr vertragen oder verdauen, selbst die weichsten und gesundesten nicht, daher ist es wohl ganz natürlich, daß ich so ein Schattenbild bin, wie sie hier sehn. Allein dies ist noch mein Unglück und mein Kummer nicht ganz. An eben dem Orte, wo ich Schüler war, befand sich ein gottloses Weibsbild, die Schwester eines Kirchenknechts, eine verbuhlte Person, die mich auf alle Weise an sich zog, und mich zuerst auf den unglücklichen Weg der Wollust führte. Ich war unverständig genug mich glücklich zu schätzen, daß ich als ein junger Mensch, der sonst von Erwachsenen nicht sehr geachtet wurde, die Ehre hatte mit einer erwachsenen Person so genau umzugehn. Sie trug endlich darauf an, daß ich mich from-

lich mit ihr verloben möchte. Ihr schlechter Stand, ihr gemeiner Anzug, ihre niedrigen Geschäfte, (sie gieng mit Eimer und Handkorb auf der Strasse) machten mich zwar anfangs etwas stutzig, doch dachte ich bald, daß ich selbst ja auch nicht von viel besserm Herkommen sey; und da ich mich gewiß vor der Hand an keine vornehmere wagen durfte, und es doch ein süsses Glück seyn müßte, in so jungen Jahren schon eine Braut zu haben, so entschloß ich mich zu dem unglückseligen Schritt, der ebenfals eine Quelle meiner vielfachen Leiden geworden ist. Es war kaum geschehn, als ich erfuhr, daß die Nichtswürdige mit einem andern Schüler, und vielleicht wohl gar noch mit mehrern ein eben so genaues Verständniß unterhielte als mit mir; es kam zu dem heftigsten Gezänke, und wir brachen wirklich auf eine Zeitlang mit einander. Und wollte Gott, wir hätten auf ewig gebrochen! so aber ließ ich mich bald wieder in das Netz ziehn, das die Sirene mir stellte, und wetteiferte sogar mit meinem Nebenbuhler um ihre Gunst, und um das Glück sie zuerst zu besitzen. Ich verließ endlich die Schule und bezog die Akademie. Hier setzte ich nicht allein meinen Briefwechsel mit ihr fort, sondern meine Imagination war auch durch den Umgang mit ihr so krank, und mit so vielen unreinen und wollüstigen Bildern angefüllt worden, daß ich auch hier

bald auf Ausschweifungen verfiel, so sehr ich auch anfänglich dagegen kämpfte. Alles was mir aber meine Vernunft dagegen vorstellte, wurde durch meine erhitzte Leidenschaft, die nun einmal Nahrung erhalten hatte, und unersättlich nach mehrerer hungerte, sehr bald durch eine Menge sophistischer Schlüsse wegräsonnirt. Die ersten Schritte hielte ich gemeiniglich für erlaubt, und kannte kein Gesetz, das dieselben verböte, für die folgenden glaubte ich mich schon hüten zu können; allein kaum war der erste Schritt geschehn, so folgte der zweete und dritte bald nach, ich ward übertäubt, und wie durch eine unwiderstehliche Gewalt hingerissen. Kaum waren sie geschehn, so war unmittelbar die bitterste Reue und der unseligste Gemüthszustand da. Allein was half sie mir? Sobald wieder eine neue Gelegenheit da war, so war das Andenken meiner Reue verschwunden, und ich eilte mir eine neue zu bereiten, und dadurch zugleich die vorige zu erneuern. Verflucht ist die Tyranney der Wollust, und unselig der Mensch, der einmal so bestialisch wird, sich in ihre Sklaverey zu begeben, die wahrhaftig tausendmal ärger ist, als die allerhärtste körperliche Sklaverey nur immer seyn kann. Jenes Ungeheuer gleicht der Spinne, die ihren Raub so fest bestrickt, daß er sich nicht wieder loswickeln kann, und ihn nicht eher fahren läßt, als bis sie ihn

ganz ausgesogen hat. Bey jedem Dienst, worein man sich begiebt, steht es frey die Probe zu machen, und wenn er uns nicht gefällt, kann man wieder heraus treten: aber das findet hier nicht statt, hier gilt keine Probe; unglücklich wer sie machen will! er bleibt ewig darin. Ein Thor, der sich einbildet, seine Leidenschaft werde einmal gesättigt werden, und Ueberdruß bekommen: sie wird durch jeden neuen Genuß stärker, und er immer mehr ihr Knecht. So brachte ich also meine Zeit auf der Akademie, wenn gleich nicht ganz unfleissig, dennoch in Absicht meines Herzens und meines ganzen Glücks auf die unseligste Art zu, und die Ursache davon finde ich in nichts anders, als in der ersten unerlaubten Vertraulichkeit, die ich auf der Schule unterhielt. Ich mag ihnen nicht mit einer genauern Erzählung meiner Laster oder vielmehr meines Unglücks beschwerlich fallen: kurz ich kam nach vollendeten akademischen Jahren an eine Schulanstalt, und freute mich nicht wenig, von vieler Gelegenheit und Verführung zum Bösen befreyt zu seyn. Allein ich lernte bald aus meinem Beyspiel, daß ein Herz, das einmal sich begeben hat dem Laster zu fröhnen, sich selbst betrügt, wenn es die Schuld dadurch zum Theil von sich abwälzen will, daß es sie auf die Gelegenheit und Verführung schiebt. Freylich bot sich hier die Ge-

legenheit nicht selbst an, aber meine leidige Imagination rief so oft alle alte Bilder in mir zurück, daß ich gereizt wurde, aufs neue Gelegenheit zu suchen, und in Ermangelung eines würdigern Gegenstandes mich mit der Pförtnermagd bekannt machte. Ich hatte das Unglück, daß ein kleiner Schüler, der auf dem Nebenzimmer sich befand, meine Vertraulichkeit mit ihr gewahr wurde, der die Sache bald auf der ganzen Schule bekannt machte. Und nun war ich auf einmal um Ehre und Ansehn; meine Strafen und Ermahnungen fruchteten nichts mehr; ich wurde ein Spott aller jungen Leute, der Grössern sowohl als der Kleinern; besonders aber der letztern: und dies gieng soweit, daß ich mich sogar erniedrigen muste, die Grossen um Schutz gegen die Kleinen zu bitten. Endlich aber wurde es mir doch unerträglich, und ich sahe mich genöthigt, die Schule mit Schimpf und Schande zu verlassen. Demohngeachtet war ich wider alles mein Verdienst und Würdigkeit so glücklich, ein mittelmässiges Aemtchen zu erhalten, das ich aber nach meinen damaligen Umständen für mein grösstes Glück ansehn muste; und nun that ich den letzten entscheidenden Schritt zu meinem Unglück, und heyrathete meine Xanthippe, die sich bald aus einem Engel (das sie wenigstens meinem Vorurtheil nach war) in einen

Teufel verwandelte. Anstatt der süssen und glatten Worte, die ich sonst aus ihrem Munde hörte, statt aller tändelnden Schmeicheleyen, muste ich nun täglich ein Zeuge ihres Tobens und Lärmens seyn. Ueber alles zankte sie mit mir; bey der geringsten Widerwärtigkeit, die ihr begegnete, muste ich die Schuld tragen. Ich war gleich anfangs schwach genug, ihr aus Liebe in allem nachzugeben, dadurch kam es bald dahin, daß ich ihr Knecht wurde, und ihrem Willen in allen Stücken gehorchen muste. Sie hatte einige hundert Thaler im Vermögen, ich einige Schulden; sie hatte mein Hochzeitkleid von ihrem Gelde bezahlt; dies warf sie mir bey aller Gelegenheit, in den erniedrigendsten und schimpflichsten Ausdrücken vor. Hiezu kam noch, daß die Veränderung ihres Standes einen unbändigen und ganz unbeschreiblichen Stolz in ihr erzeugte, den sie gegen das Gesinde, gegen meine Freunde, ja gegen alle Menschen bewies. Den Mägden, welche zum Theil ihr vormals gleich gewesen waren, und einerley Geschäfte mit ihr verrichtet hatten, begegnete sie so hart und grob, daß sie selten eine länger als vier Wochen behalten konnte: und diesen Leuten fiel diese Begegnung eben deswegen um so viel unerträglicher, weil sie sie in ihrem vorigen schlechten Zustande gekannt hatten. Meinen Freunden bewies sie

so viel Impertinenzen, und sagte ihnen aus Mangel an Erziehung und Lebensart so viel Sottisen, daß sie fast alle von mir zurückgescheucht wurden; selbst gegen meine nächsten Blutsverwandten verhetzte sie mich, und stiftete unauslöschliche und unversöhnliche Feindschaft zwischen mir und ihnen. Ihr Stolz machte sie in der ganzen Stadt bey allen Menschen verhaßt; und weil ich oft die Bolzen verschiessen muste, die sie gedreht hatte, so traf dieser Haß in vielen Fällen sie nicht allein, sondern ich muste mit darunter leiden. That ich ihren Willen nicht, so war im Hause beständiger Krieg, der mich noch viel härter angriff. Meine an sich schwache Gesundheit nahm zusehends ab, und die ihrige ebenfalls, und so wurde unser beyderseitiges Hausleiden fast täglich grösser. Unter allen Schmerzen, unter aller Krankheit die sie erduldete, und wobey ich noch immer das innigste Mitleid mit ihr hatte, liess sie dennoch nicht ab, mich täglich auf das bitterste zu betrüben und zu quälen; bis mir endlich die Last der Leiden zu schwer wurde, und ich mich genöthigt sahe, mit Aufopferung meiner ganzen Ehre, Amt, Brod, und Weib zu verlassen. Wollte Gott, daß ich auch die Sünde hätte verlassen können, aber diese verfolgt mich, meines elenden und kranken Körpers ungeachtet, noch immer

allenthalben wo ich gehe oder bin. Noch strenger verfolgt mich mein böses Gewissen; schon mehr als einmal bin ich der Verzweifelung nahe gewesen: Gott weiß, wie ich mir helfen soll. Können sie mir nicht das Geringste von Rath oder Trost geben?

Mein lieber Freund, erwiederte Julius, wie gerne thäte ich das, wenn ich könnte. Ich halte sie wirklich für einen der unglückseligsten Menschen, die ich je gekannt habe; aber ich halte auch zugleich alles ihr körperliches und äusserliches Unglück geringe, gegen das, daß sie, wie sie selbst klagen, sich einmal dem Laster ergeben haben, und eben deswegen noch von demselben verfolgt werden. Ehe sie sich von demselben nicht losgerissen haben, können sie kein glücklicher Mensch werden, und wenn sie bey dem gesundesten Körper Krösus Reichthum besässen. Die Scheußlichkeit der Leidenschaft darf ich ihnen nicht erst schildern, um sie dadurch von ihrem Dienst abzuhalten; sie kennen sie, ihrer eignen Erzählung nach, aus der Erfahrung mehr als zu gut: nur das eine will ich ihnen sagen, wachen sie ja um Gottes willen über ihre im Grunde verdorbne Imagination, die Mutter alles Uebels, und räumen sie ihr nicht das Geringste ein. Sobald sie anfängt die ersten Züge eines sinnlich angenehmen verführerischen Bildes zu entwerfen,

so denken sie ja nicht, ich will mir einige Augenblicke wenigstens das Vergnügen machen, diesen Bildern nachzuhängen, es bleibt, wie sie selbst wissen, nicht dabey, und wollen sie alles weitere, den bald entstehenden Tumult der Leidenschaft vermeiden, so brechen sie gleich im ersten Augenblick ab, und beschäftigen sie ihre Gedanken mit der zunächst um sie befindlichen Sache. Noch besser ist es, wenn sie die Entstehung ihres Gedankenspiels in seiner ersten Quelle aufsuchen, und diese selbst zu vermeiden suchen: giebt ihnen etwa eine oder die andere einzelne Person Gelegenheit dazu, so vermeiden sie allen Umgang mit derselben, selbst ihre blosse Gegenwart und Anblick müssen sie fliehen. Ist es etwa mit ihnen so weit gekommen, daß sie kein Frauenzimmer ansehn können, ohne dadurch auf unreine Gedanken geleitet zu werden, so heften sie nie ihren Blick stark auf irgend Eine: und seyn sie beständig wachsam und aufmerksam auf sich, daß wenn ihre Augen ja verweilen wollen, sie dieselben aufs schleunigste entfernen. Werden sie durch Erzählungen oder Lesen gereizt, wird ihre Einbildungskraft durch gewisse Beschreibungen erhitzt, so müssen sie eine gleiche Schüchternheit und Sorgfalt beweisen.

Hiernächst will ich ihnen rathen, kehren sie gleich zu ihrem Weibe zurück, ehe noch ihre Tren-

nung bekannt wird, vielleicht ist noch alles zu redressiren. Ein böses Weib ist freylich wohl nächst dem Laster des grösseste Unglück in der Welt, allein bedenken sie, daß sie dies Unglück verdient haben, sehn sie es als eine göttliche Strafe und zum Theil als eine natürliche Folge ihrer vorigen Thorheit und Unordnung an; und lassen sie sich jede Härte, die sie von ihr ausstehn müssen, zur immer stärkern Reue und Besserung führen. Jede göttliche Strafe ist Glück für uns, und je früher wir sie fühlen, desto gröſſer ist dies Glück: ich wünschte, daß sie es auch dafür erkennen möchten. Hiernächst kann ihnen eben dies böse Weib Gelegenheit seyn, sich in der Geduld, Gelassenheit und Standhaftigkeit zu üben, welches grosse Tugenden, und Quellen vieler andern sind.

Ja, mein lieber Freund, unterbrach ihn der Fremde, das habe ich lange und oft genug versucht; das ist aber auch leider meine Sache nicht. Ich habe ein sehr hitziges und lebhaftes Temperament, das geringste was mich verdrießt, kann mich gleich in Feuer und Flammen setzen. Also hat auch vermuthlich der Zorn seinen Antheil an dem elenden Zustand ihres Körpers, fuhr Julius fort; aber ich dächte, das was sie ausgestanden haben, hätte sie doch wohl gelassener machen sollen. — Wer kann aber so himmel-

schreyende Bosheiten und Ungerechtigkeiten erdulden, als ich von meinem verdammten Weibe ausgestanden habe? versetzte jener. Sie hat mir unzähligemal die Worte im Munde umgedreht, um nur mit mir zu zanken, sie hat mir oft die gröbsten Unwahrheiten auf den Kopf Schuld gegeben, sie hat mir das Gesicht zerkrazt, sie hat meiner in der härtsten Krankheit nicht geschont, — — sie hat — — sie hat — sie ist ein Teufel — — hier gerieth er in eine solche Wut, daß er schäumte und an allen Gliedern zitterte. Es währte nicht lange, so stürzte ein Strom von Blut aus seinem Munde, und traf zum Theil einen auf der vordern Bank sitzenden Hamburgischen Kaufdiener, der dadurch ebenfalls in den heftigsten Zorn gerieth, und nicht allein in die gröbsten Schimpfwörter ausbrach, sondern auch durchaus Hand an den unseligen Kranken legen wollte. Julius schlug sich zwar ins Mittel, und that ihm alle nur mögliche Vorstellungen; allein er richtete nicht allein nichts damit aus, sondern es hatte auch den Erfolg, daß jener nur immer aufgebrachter wurde, und von seinem Sitz aufsprang, um beyden eins zu versetzen. Indem er aber dies that, bekam der Wagen einen Stoß, er stürzte herunter und sein Fall gerieth so unglücklich, daß er einen Arm zerbrach. Auf sein erbärmliches

Schreyen hielt der Postillion stille, denn es war stockfinstere Nacht. Die übrigen Passagiere, welche aus einem Prediger und einigen Schiffern bestanden, schliefen theils, und theils hatten sie nicht Lust herunter zu steigen. Der unglückliche Entwichene befand sich noch immer in dem erbärmlichsten Zustande, und sein Blutsturz hielt noch an. Julius, der seinetwegen in der äussersten Besorgniß war, und ihn fest hielt, zog ihn von der Bank herunter und legte ihn hinten in den Postwagen, stieg darauf herunter, und hob mit Hülfe des Postillions, den Kaufdiener, der ein starker und grosser Mensch war, mit vieler Mühe auf den Wagen, und legte ihn neben den Schwindsüchtigen. Der Kaufdiener war durch seinen Fall auf diesen noch mehr erbittert worden, schalt und fluchte, und stieß den Unglücklichen mit seinem linken Ellnbogen zu verschiedenen malen heftig auf die Brust, daß ihm der Othem stehn blieb und er kaum noch einige Zeichen des Lebens von sich gab. Julius hatte sich unterdessen, weil er hinten im Wagen den beyden Patienten Platz machen muste, vorne bey den Prediger hingesetzt, der bisher ganz unnatürlich geschnarcht und so fest geschlafen hatte, daß er von allem was vorgegangen war, nicht das geringste gehört hatte: bis er endlich über das unaufhörliche Röcheln,

Winseln und Schreyen der beyden Leute erwachte. Er wunderte sich nicht wenig, da er bey der angehenden Morgendämmerung statt des orthodoxen Hamburger Kaufdieners, der ihm einen ganzen Jahrgang Dispositionen von verschiedenen Hamburgischen Predigern, grossentheils polemischen Inhalts, zu seinem innigen Vergnügen erzählt, ihn auch mit einigen Texten, die er noch bey sich führte, beschenkt hatte, den heterodoxen Julius neben sich sitzen sah, und konnte sein Misvergnügen darüber nicht bergen. Julius hatte sich nemlich von ohngefähr im Wirthshause zu Reinberg, (an welchem Orte sie, weil es eben Sonntag war, einen korpulenten Pastor über die Zahl und Eintheilung der zehn Gebote predigen, und zugleich die Frage, warum gerade zehn Gebote wären, dadurch beantworten hörten, daß zehn die vollkommenste Zahl sey) vernehmen lassen, daß ihm die Eintheilung der zehn Gebote, welche die Reformirten machten, weit besser gefiele, und daß dieselbe weit richtiger und gründlicher sey, als die in der lutherischen Kirche übliche: da es allerdings zwey verschiedene Dinge wären 1) andere Wesen statt des wahren und einigen Gottes, oder auch in Gemeinschaft mit demselben anzubeten, und 2) zwar den wahren Gott, aber unter einem unvollkommnen, körperlichen, Gott entehrenden Bilde anbeten; hinge-

gen das, was nach unsrer Eintheilung das neunte und zehnte Gebot sey, schlechterdings nicht zu unterscheiden sey. Dies eine war genug, um Julius bey seinem geistlichen Reisegefährten in den übelsten Kredit zu bringen, der auch seit der Zeit kein Wort wieder mit ihm sprach; vielmehr dem Kaufdiener, wenn der mit ihm sprechen wollte, ins Ohr sagte: „einen ketzerischen Menschen meide.„ Dem zufolge wurde er auch äusserst misvergnügt, da er entdeckte, daß Julius neben ihm saß; und es währte lange, ehe er sich überwinden konnte mit ihm zu sprechen. Endlich trieb ihn seine Neugierde doch zu fragen, was mit dem Kaufdiener vorgegangen, und wer dahinten im Wagen so keichte und röchelte. Julius erzählte ihm etwas von der Geschichte des unglücklichen Passagiers, und die Veranlassung zum Fall des Kaufdieners. Der Pastor bezeugte über das Unglück des letztern sein inniges Mitleid, und verfluchte dagegen den erstern bis in den Abgrund der Hölle. Sie halten ohne Zweifel diesen für einen grössern Sünder? unterbrach ihn Julius. Freylich, sagte der Pastor, das versteht sich. — Julius versetzte, so muß ich nach meiner Logik und ich setze hinzu nach meiner Empfindung noch mehr Mitleid mit ihm haben. Denn jemehr ein Mensch Sünder ist, um desto unglücklicher ist er, und je unglücklicher

er ist, desto mehr verdient er unser Mitleid. Der Pastor drehte sich um, und würdigte ihn keiner Antwort. Sie kamen unterdessen in Ansklam an, und Julius sorgte vor allen Dingen dafür, daß beyde Patienten in ein gutes Wirthshaus gebracht wurden. Beyde befanden sich äusserst schlecht, der Zorn und die Wut, worin sich der Kaufdiener noch immer befand, hatte eine Inflammation an dem zerbrochnen Arm erzeugt, und er hatte dazu das Unglück gehabt, beym Fallen in der Nacht seine gespickte Börse zu verlieren, und war also jetzt fast ohne Geld. Der Schwindsüchtige hatte ebenfalls nur wenige Thaler bey sich, und beyde waren in der äussersten Besorgniß, wovon sie ihre Kur und ihren Wirth bezahlen sollten. Julius sprach den Pastor um Beyhülfe wenigstens für den Kaufdiener an, und erbot sich nach seinem Vermögen ebenfalls dazu herzugeben. Allein dieser antwortete, was ihn die fremden Leute angiengen, er brauchte sein Geld selbst; der Kaufdiener würde wohl reiche Aeltern haben, an die könnte er schreiben, daß sie ihm etwas schickten; und so setzte er sich auf die Post und reiste weiter. Julius aber blieb einen Posttag dort, um für die Kranken so viel ihm möglich zu sorgen. Allein seine Sorgfalt war wenigstens in Ansehung des Schwinds-

süchtigen vergebens; er wurde zusehends elender. Julius verließ ihn nicht, und suchte ihn so viel möglich mit Reue und guten Gesinnungen für die Ewigkeit zu erfüllen; und ob er gleich in der vorigen Nacht gar nicht geschlafen hatte, so wachte er doch die ganze folgende Nacht bey ihm und dem Kaufdiener abwechselnd. Der Schwindsüchtige erlebte den Morgen nicht, zwischen zwey und drey Uhr gieng er in dem traurigsten Zustande in die Ewigkeit. Julius ließ ihn begraben, und machte von seinem Gelde so viel Zuschuß, daß die Begräbnißkosten davon bestritten werden konnten. Dem Kaufdiener, bey dem man fast stündlich den kalten Brand befürchtete, schenkte er drey Louisd'or, um davon Wirth und Chirurgus, so weit es zureichte zu bezahlen, und setzte darauf seine Reise über Berlin weiter fort.

In Berlin setzte sich ein Offizier mit ihm auf die Post, in dessen Gesichtszügen er beym Schein der Laterne viel Bekanntes zu finden glaubte, und noch mehr in seiner Sprache. Da die übrigen Passagiere aus drey armenischen Kaufleuten und zwo Judenweibern bestanden, mit welchen beyde nicht sprechen konnten, so wurden sie desto gesprächiger unter sich. Beyde wunderten sich nicht wenig, da am Potsdamer Thor, beym Examen des Unteroffiziers, einer den andern sei-

nen Namen nennen hörte ; besonders wurde in Julius das Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit rege, da er seinen alten Wohlthäter Bischof antraf. Dieser erzählte ihm sein ganzes Schicksal, was er seit der Zeit erfahren hatte, und was grösstentheils voll von ausserordentlichen und schrecklichen Begebenheiten war. Julius pries die Wege der Fürsehung, die ihn so wunderbar besonders in der letzten Gefahr erhalten, da er von Räubern überfallen worden, und von ihnen sechs Wunden bekommen hatte, sie hatten ihn als einen Todten ausgezogen, und liegen lassen. Wie lange er in der Ohnmacht gelegen, wuste er selbst nicht zu sagen. Als er wieder zu sich selbst gekommen, hatte er sich in der Hütte eines sibirischen Bauers befunden, der ihn in seinem elenden Zustande angetroffen, und auf seinen Schultern dahin getragen hatte. Dieser gute Mensch, der sich selbst in der äussersten Dürftigkeit befand, hatte ihn mit Beyhülfe seiner Nachbarn vier Wochen lang verpflegt und ihn so lange bey sich behalten, bis ihn ein in einem nahen Flecken wohnhafter Chirurgus so weit wieder hergestellt hatte, daß er ohne Gefahr seine Reise weiter fortsetzen konnte. Bischof dachte zu edel, um sich seiner Dankbarkeit zu rühmen; es ist aber doch Pflicht des Geschichtschreibers zu erzählen, was er Juliussen ver-

schwieg. Er war nemlich kaum in Berlin angekommen, als er von seinen Zinsen, die sein Kommissionär unterdessen gesammlet hatte, einen Wechsel für dreyhundert Thaler kaufte, und diesen seinem armen Erretter und Wohlthäter nach Sibirien übermachte. Beyde reisten zusammen nach Magdeburg, weil Bischof da sein Lottchen zu finden hofte; Julius setzte seine Reise von da unverzüglich nach Halberstadt, und Bischof die seinige nach einigen Tagen nach Halle fort. Weil er hier erfuhr, daß sein Schicksal schon durch seinen entkommnen Reisegefährten bekannt geworden, und daß Lottchen ihn für todt hielte, so brauchte er die Vorsicht, sie nicht plötzlich durch seine persönliche Gegenwart zu überraschen, sondern er ließ ihr vorher durch einen Freund seine Errettung und seine baldige Ankunft melden, und gieng sodann selbst zu ihr. Sie hatte der Nachricht, daß er noch lebte, nicht völlig Glauben beygemessen, und eben deswegen machte die Ueberraschung einen heftigern Eindruck auf sie, als er gewünscht hatte. Die Freude und der Ausguß der Liebe von beyden Seiten war unbeschreiblich; nur der kann es sich vorstellen, der selbst tugendhaft geliebt hat, und durch das Schicksal von seinem geliebten Gegenstande getrennt gewesen ist. Sie beschlossen sogleich das Glück, sich auf immer feyerlich zu

vereinigen, nicht länger aufzuschieben, und nach Verlauf von vierzehn Tagen verband sie der Prediger öffentlich mit einander. So wie Bischof ein Muster eines treuen und gefälligen Ehegatten wurde, so war Lottchen die zärtlichste und liebreichste Gattinn, die ihr grösstes Glück darin suchte, überall den Wünschen ihres Mannes zuvorzukommen.

Julius war im Begrif, den Auftrag seiner Aeltern, oder vielmehr seiner Stiefmutter auszurichten, Karls und Rosalindens Erlösung nach Paris zu überbringen, und alsdann jeden von ihnen an den Ort seiner Bestimmung zu begleiten; als die Krankheit seines Vaters so bedenklich wurde, daß er sich genöthigt sahe, noch einige Tage in Halberstadt zu bleiben, um den Ausgang abzuwarten. Es blieb nicht lange unentschieden, die Zufälle des Hofraths wurden von Tage zu Tage schlimmer, bis er endlich unter den heftigsten Schmerzen diese Welt verließ, nachdem er noch vorher die ihm ausserordentlich erfreuliche Nachricht von dem am 15 Februar zu Hubertsburg zwischen Preussen, Oesterreich und Sachsen geschlossnen Frieden erfahren hatte. Er empfand sonst in den letzten Tagen seiner Krankheit die schrecklichsten Gewissensbisse, über den vielen Verdruß, welchen er unzähligen seiner Mitmenschen verursacht hatte, über die beleidigenden Ur-

theile, die er von so vielen gefällt hatte, und die unchristliche Art, womit er Dinge behauptet und andern widersprochen hatte, bloß um sie nur zu kränken und ihnen etwas unangenehmes zu sagen. Mehrmalen fieng er an sich selbst als den abscheulichsten Menschen zu verdammen, und in Gottes Namen das schrecklichste Urtheil über sich selbst auszusprechen, und gleichwohl litt seine Eigenliebe in der ernsten Todesstunde es nicht, daß ihm Peemüller das sagen und vorhalten durfte, was sein innerer Richter ihm so laut zurief. Ja selbst mit diesem kämpfte jene lange; noch immer suchte er sich selbst zu täuschen, und sich zu überreden, er sey besser als er war, und alle üble Gedanken und Thaten, und alle mögliche traurige Folgen derselben, welche ihm sein Gewissen so lebhaft vormahlte, seyen weiter nichts als Auswüchse seiner durch die Krankheit verwirrten Phantasie, oder vielmehr seiner Hypochondrie, auf deren Rechnung er vieles schrieb. Sein Tod war traurig, er starb nicht allein, wie gesagt, unter harten körperlichen Schmerzen, sondern auch unter der grösten Seelenangst, beynahe ohne Trost und Hofnung. Alles Zureden der Anwesenden war vergebens; jeder von seinen Bekannten strafte ihn schon durch seine blosse Gegenwart; er erkannte in jedem einen von ihm vielfach Beleidigten, den er oft und vorsetzlich geärgert, und dadurch von der Summe seiner Tage ihm

vielleicht einige geraubt hatte. Sein Beyspiel war eine neue Bestätigung der bekannten Erfahrung, daß ein eigenliebiger Mensch am schwersten zu bessern ist. Auch zu seinem Verderben hatte eine verkehrte Erziehung, die er in seiner Jugend genossen, übel angebrachtes und unzeitiges Lob, womit man zu freygebig gewesen war, thörichte Nachsicht, oder vielmehr Nachlässigkeit in der Aufsicht und Zucht sehr vieles beygetragen. Er erinnerte sich noch wenig Stunden vor seinem Tode, daß seine Mutter es mit Lachen angesehn, daß er als ein dreyjähriger Knabe nicht nur seine Wärterinn, sondern auch seinen Vater ins Gesicht geschlagen; der Gedanke, daß seine Frau es eben so gemacht, und er gegen seine Kinder eben so nachläßig gewesen, sich so wenig um ihre Erziehung bekümmert, und tausend Ungerechtigkeiten seiner Frau gegen Julius hatte hingehen lassen, und dagegen zu schwach gewesen war, Karls und Rosalindens Verzärtelung Einhalt zu thun, die beyde jetzt die Folgen davon empfinden musten, kam dazu, und erzeugte bey ihm eine Menge Verwünschungen des zweyten Geschlechts, dem er alles Uebel in der Welt zuschrieb. Unter seinen handschriftlich nachgelassenen Schriften, fand man unter andern auch eine Brochüre, der er den Titel gegeben hatte, gereimte Ausfälle auf ungereimte Einfälle; die

Reime waren aber, wie man leicht erachten kann, ganz erbärmlich.

Nach seinem Tode liessen die Gerichte sein ganzes Vermögen revidiren und versiegeln, und also mußte die Reise, welche Julius thun sollte, Karln und Rosalinden zu erlösen, unterbleiben, weil das dazu bestimmte Geld mit versiegelt wurde. Nach Verlauf der gesetzmässigen Zeit wurde das Testament eröfnet, und befunden, daß der Hofrath seiner Frau, zu Julius grosser Beeinträchtigung, den Nießbrauch seines sämtlichen Vermögens vermacht hatte. Sie hatte gar gesucht ihn dahin zu vermögen, daß er sie mit Juliussens völliger Ausschliessung zur Universalerbinn einsetzen sollte, allein ihre desfalls angewandte Bemühungen waren vergebens. Doch tröstete sie sich damit, daß sie ohnehin und für sich im Stande seyn würde, Juliussen beynahe völlig auszuschliessen, da sie den Kunstgriff gebraucht hatte, nicht allein alles Silberzeug was von Juliussens Mutter vorhanden war, umarbeiten und ihren Namen darauf stechen zu lassen, sondern auch den schwachen Hofrath dazu bewogen hatte, daß alle ausstehende Kapitalien auf ihren Namen ausgeliehen waren. Juliussens Freunde suchten ihn zwar dahin zu bewegen, daß er das ungerechte Testament umstossen, und eine gerichtliche Klage gegen seine Mutter erheben sollte, allein

er war zu gewissenhaft, seines verstorbnen Vaters Schwäche aufzudecken, und gegen seine Stiefmutter zu processiren; er ließ es also fürs erste dabey bewenden, und begnügte sich damit, daß andre es durchsetzten, daß seine Stiefmutter nichts von den Kapitalien in die Hände bekam, sondern daß dieselben Gerichtswegen administrirt, und ihr bloß die Zinsen davon jährlich ausgezahlt wurden. Sie protestirte zwar heftig gegen dies Verfahren, und berief sich besonders mit vielem Troz darauf, daß die hinterlassenen Kapitalien nicht ihrem Manne gehört hätten, sondern ihr Eigenthum wären. Allein dies half nichts; man brauchte gegen sie den Grundsatz, daß ein Weib nichts erwerben könne, und legte ihr auf zu beweisen, daß es ihr väterliches Vermögen sey, oder daß sie es sonst geerbt hätte, und da sie dies nicht konnte, behielt es bey der einmal getroffenen Verfügung sein Bewenden.

Sie sahe sich also völlig ausser Stand gesetzt, ihre beyden zu Paris im Gefängnisse schmachtenden Kinder zu erretten, da das ganze hinterlassene Vermögen ihres Mannes nur noch aus sechszehntausend Thalern bestand, und sie also jährlich nicht mehr als achthundert Thaler einzunehmen hatte. Sie gab sich indessen Mü-

he, durch einen Kaufmann in Berlin, der ihr Freund war, einen Pariser Banquier dahin zu vermögen, daß er für ihre Kinder Bürgschaft machte; allein da dieser nicht dazu zu bewegen war, so blieb ihr weiter nichts übrig als die traurige und fast hofnungslose Aussicht, ihre Kinder in der Ferne im Gefängniß zu lassen, und sich unterdessen aufs genaueste einzuschränken, bis sie von ihrer jährlichen Einnahme so viel ersparen könnte, ihre Kinder damit loszukaufen. Der Kummer, den sie hierüber empfand, der Schmerz, daß sie so tief gesunken und gebeugt war, die Vorwürfe, die sie sich unaufhörlich selbst machte, daß sie hauptsächlich und allein an ihrem und ihrer Kinder Unglück Schuld sey, die häufigen Bisse ihres unruhigen Gewissens, die sie über die an Julius begangnen Ungerechtigkeiten empfand, machten sie zu einer der Unglückseligsten aller Sterblichen. Ihre Tage flossen unter Gram, Sorgen und Unruhe dahin, sie sahe bald mehr einem Todtengerippe als einem Menschen ähnlich, und verfiel oft in eine so unselige und schreckliche Gemüthskrankheit, daß ihr Zustand jeden hätte zum Mitleid auffordern müssen. Gleichwohl hatte nicht einmal jemand Mitleid mit ihr; jedermann haßte und verabscheute sie; alle flohen sie, sie hatte keinen Freund, keinen Zuspruch, keinen

Trost. Der einzige, welcher noch zuweilen zu ihr kam, war Peemüller, und dieser war ihr bis in den Tod verhaßt, und sein Besuch gereichte ihr mehr zur Qual als zur Aufmunterung, weil er sie unaufhörlich mit Vorwürfen plagte, und sie nie verließ, ohne die Anmerkung gemacht zu haben, daß der Ungerechte und Boshafte, in seiner Ungerechtigkeit und Bosheit selbst schon hier auf Erden seine Strafe hätte; und daß Aeltern, welche ihre Kinder verzärtelten, und darin die Liebe gegen sie setzten, wenn sie in allem ihren Willen thäten, nicht allein sich und ihren Kindern Unglück und Verderben, und tödtende Vorwürfe und Gewissensangst bereiteten, sondern auch durch dies Verhalten die ärgste Satire auf ihren eignen Verstand machten; und zwar um so viel mehr, je mehr Erziehungsgeschicklichkeit sie sich selbst beygelegt hätten. Sie wünschten, daß ihre Kinder allen gefallen möchten, und gleichwohl machten sie aus ihnen Gegenstände des allgemeinen Hasses. Denn jedermann haßte und verabscheuete ein verzogenes, unartiges und eigenwilliges Kind, wenn er sich's gleich, der Aeltern zu schonen, nicht allemal merken liesse.

Juliussen wurde nicht lange nach seines Vaters Tode eine Professur an dem Gymnasio zu** angetragen, allein er schlug dieselbe aus, weil

er sich anheischig gemacht hatte, der Führer und Erzieher des siebzehnjährigen Grafen von B * * zu werden, und denselben auf seinen Reisen durch England, Frankreich und Italien zu begleiten. Die Dankbarkeit gegen den seligen Wegner war in seinem Herzen unauslöschlich, und obgleich die Umstände es nicht erlaubt hatten, sein Versprechen ganz zu erfüllen und in dessen Hause zu bleiben, so suchte er es doch noch zum Theil in Erfüllung zu bringen, und machte es deswegen zur Bedingung, daß er Fritzen, den ältsten Sohn des Kammerraths, der jetzt dreyzehn Jahr alt war, auf des Grafen Kosten mitnehmen dürfte; welches dieser gerne bewilligte. Er trat also in Beyder Gesellschaft noch in diesem Jahre die Reise an.

Ende des zweyten und letzten Theils.

LB
Coburg

19. 9. 78
18. 3. 76

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stroth, Friedrich Andreas,

Karl Weissenfeld e. Lesebuch für Mütter, angehende Erzieher u. junge Leute

Bd.: 2. (1779). - [4], 412 S.

1779

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/38
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941297-3